293.5

Lebensbilder

aus der

Gesellschaft Jesu.

Lebensbilder

aus der

Gesellschaft Jesu.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der katholischen Restauration

von

Graf Theodor v. Scherer.

#8480

Property of
CBF
Please return to
Graduate Theological
Union Library

FRANCISCAN MONASTERY
LIBRARY
OLD MISSION, SANTA BARBARA, CAL.

...ch basel'scher Approbation.

...Schaffhausen.
...rter'schen Buchhandlung.
1854.

H 9420

Vorwort.

Der Sturm, welcher vor drei Jahrhunderten von Deutschland aus sich gegen die katholische Kirche erhob und der in seinem wilden Toben die Bande des Glaubens und selbst die der Liebe auf so lange Zeit unter den Christen zerriß, konnte nicht ohne Rückwirkung auf die Mutter-Kirche bleiben. Jeder Stoß bringt einen Gegenstoß, jede Bewegung eine Gegenbewegung hervor, der Angriff ruft der Vertheidigung, der Kampf stärkt die Kräfte, belebt die welkenden Zweige und treibt neue Blüthen und Früchte. Dieses Gesetz gilt wie in der Natur so auch im geistigen und religiösen Leben. In der That lehrt uns die Geschichte, daß die katholische Kirche seit dem 16. Jahrhundert in Folge der protestantischen Angriffe zu neuem Leben erwachte, daß mancher hinwelkende Ast des anderthalb tausendjährigen Stammes neue Säfte gewann und daß mancher frische Zweig aus der ehrwürdigen, bemoosten Rinde mit jugendlicher Kraft hervorsproßte. Diese Restauration der katholischen Kirche fand in dem ewigdenkwürdigen Concil von Trient ihren rechtlichen Ausgangspunkt, und empfängt durch den apostolischen Stuhl ihre fortwährende, gesetzliche Leitung und Vollziehung. Unter den jungen, frischen Zweigen, welche solcher Gestalt aus dem alten Hauptstamme hervorwuchsen, nimmt die Gesellschaft Jesu eine hervorragende Stellung ein und noch heutzutage hat sie besonders thätigen Antheil an dem großen Werke der katholischen Restauration. In diesem Berufe theilten und theilen die

Jesuiten fortwährend das Schicksal aller Männer, welche auf einem höheren Standpunkt im Kreise der menschlichen Gesellschaft stehen; während sie von den Einen zu Engeln erhoben werden, würdigen Andere sie zu Teufeln herab und doch sind die Jesuiten — wie ein deutscher Prälat treffend bemerkte, — weder Engel noch Teufel, sondern Menschen wie andere Menschen. —

In der That. Wenige Institute sind im Laufe der ältern und besonders der neuesten Zeit so oft und dabei so unrichtig beurtheilt worden, wie die Gesellschaft Jesu. Und doch ist der Maaßstab zur unpartheiischen Würdigung dieses Ordens nicht schwer. Statt aller Hin- und Herreden über Systeme und Theorien fasse man die hervorragendsten Männer dieses Ordens in ihrem praktischen Leben auf, man prüfe ihr Wirken in den verschiedenen Ländern und in den verschiedenartigen Laufbahnen; man durchforsche ihre Handlungsweise als Priester, als Lehrer, als Missionäre, als Prediger, als Beichtväter an den Höfen der Fürsten und in den Hütten der Armen und schließe dann aus ihren Thaten auf ihr Institut.

Das ist der Weg, den wir in der vorliegenden Schrift eingeschlagen; aus den hundert und hundert denkwürdigen Männern, welche die Gesellschaft Jesu seit ihrem Bestehen hervorgebracht, haben wir aus jedem Lande und aus jeder Laufbahn die Thatenreichsten herausgehoben, dieselben in ihren verschiedenartigen Verhältnissen aus unverdächtigen Quellenschriften und urkundlichen Akten aufgefaßt und so aus dem Lebensbilde der Einzelnen uns ein Bild von dem Leben und Streben der ganzen Gesellschaft geformt.

Bei dieser Arbeit war eine Hauptschwierigkeit die — Auswahl. Wir wählten vor Allem den Stifter der Gesellschaft: Ignaz von Loyola. Mit steigendem Interesse folgten wir dem spanischen Kriegshelden auf das Krankenlager und in die

Einsamkeit in das gelobte Land, auf die Schulbank zu Barcelona, Alcala, Salamanca und Paris; wir beherzigen die ausharrende Kraft, mit welcher er in Paris, in Venedig, in Vicenza, in Rom für die Stiftung seines Instituts arbeitete und bewunderten endlich das organisirende Talent des neuen Ordensgenerals, der aus seiner, nach vielen Schwierigkeiten endlich vom hl. Stuhl genehmigten Gesellschaft ein Bollwerk der katholischen Restauration machte. —

In dem zweiten General Laynez und in seinem Mitbruder P. Salmeron finden wir die gründlichen Theologen des Concils von Trient. Die Akten zeigen, daß diese beiden Jesuiten einen wesentlichen Antheil an den Arbeiten dieser allgemeinen Kirchenversammlung genommen und daß ihnen das bleibende Verdienst gebührt, die wichtigsten Restaurations-Beschlüsse hervorgerufen zu haben.

P. Canisius war der Mann, welcher in Folge päpstlichen Auftrags die Vollziehung des Tridentinums in Deutschland betrieb. Sein ganzes Streben als Professor in Köln, in Ingolstadt, in Wien, als Hofprediger und Bisthumsverwalter in der Kaiserstadt, als Provinzial für ganz Deutschland, in Böhmen, Bayern, Augsburg, auf den Reichstagen in Regensburg und Augsburg, auf dem Religionsgespräch in Worms, hatte nur einen Zweck; alle seine Unterhandlungen mit K. Karl V, Maximilian II und den übrigen Fürsten seiner Zeit, alle seine Reisen, alle seine Schriften, alle seine Worte und Werke bis zum letzten Athemzug zu Freiburg in der Schweiz hatten nur Ein Ziel, und dies war die Restauration des katholischen Lebens in Deutschland. Canisius kann und darf mit vollem Recht als katholischer Apostel Deutschlands bezeichnet werden.

Die beiden Generale Franz von Borgia und Aquaviva arbeiteten mit rastlosem Eifer an der Weiterverbreitung des begonnenen Werks; in Franz v. Borgia, der lange

Zeit als Herzog von Gandia in Spanien regiert hatte, vereinigt sich tiefe Gelehrsamkeit mit großer Heiligkeit; Aquaviva verbindet mit beiden den Adlerblick in die Zukunft. Er ist der Urheber des Erziehungsplans der Gesellschaft Jesu, welcher sei drei Jahrhunderten den europäischen Studienanstalten als Grundlage dient; er ist der Ausbildner des Predigtamts und der Gründer der in- und ausländischen Missionen. Gehe man nach Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, England, Niederland, den nordischen Landen, Deutschland, selbst über das Meer in die fremden Welttheile, überall stößt man auf Spuren von der weltumfassenden Wirksamkeit Aquaviva's. Ohne Uebertreibung darf man diesen Mann den katholischen Civilisator der neuern Zeit nennen.

P. Possevin ist ein schwer zu entziffernder Charakter für alle jene, welche den gewaltigen Geist der Selbstbeherrschung nicht kennen, den die Gesellschaft Jesu ihren Söhnen einzuhauchen weiß. Possevin ist der größte Diplomat und der demüthigste Mönch seines Jahrhunderts. Als päpstlicher Abgesandter erscheint er an den Höfen von Schweden, Polen, Rußland, Oesterreich; mit allen Fürsten seiner Zeit steht er zur Wahrung der katholischen Interessen in Verbindung; seine Unterhandlungen mit den Kabinetten sind von glänzenden Resultaten begleitet: da erfolgt ein Wink vom Ordensgeneral und im gleichen Augenblick wechselt der Jesuit seine glänzende Stelle an den Höfen mit der eines Volksmissionärs und arbeitet fortan in den Dorfkirchen und den Hütten der Landleute mit dem gleichen Eifer und der gleichen Liebe wie früher in den Palästen der Könige und den Kabinetten der Fürsten. — Von dem Manne des Nordens wenden wir uns an den Franzosen P. Coton; in ihm erscheint uns der Hofprediger und Beichtvater Heinrich IV, der Erzieher Ludwig XIII, in ihm erkennen wir den Restaurator des katholischen Lebens in dem schö-

nen, opferfähigen Frankreich, gleichwie wir den muthvollen Glaubenshelden in dem Engländer P. Campian und in seinem Genossen P. Person wahrnehmen. Zur Zeit, als der Eintritt eines katholischen Priesters in England mit der Todesstrafe belegt ist, dringen die beiden Jesuiten von der französischen Küste über das Meer bis nach London und bringen ihren zahlreichen, am alten Glauben festhaltenden Landsleuten die Tröstungen der Religion, durchstreifen als Missionäre das ganze Land und dem P. Campian wird die Auszeichnung zu Theil, als Opfer seines Eifers auf dem Schaffot zu sterben.

P. Lanczycki ist der Archivar und Geschichtschreiber des Ordens und zugleich der Glaubensbote Lithauens, Polens und Böhmens; in P. Mancinelli werden wir mit dem Bekehrer der Renegaten, mit dem Vater der im Orient zerstreuten Katholiken, dem Befreier der Christensklaven und dem Apostel der Türken vertraut.

Nun richten wir unsere Blicke über die Grenzen Europa's hinaus und begrüßen den großen Heidenapostel Franz von Xaver. Seine Briefe aus Indien, Japan und von der chinesischen Grenze zeigen uns diesen um die Menschheit hochverdienten Heiligen im wahren Lichte, in ihm verehren wir einen Mann, welchen die belebende Kraft des katholischen Glaubens bis an die äußersten Grenzen der Welt führte.

P. Ricci und P. Schall endlich sind die beiden Jesuiten, welche als Mathematiker, Astronomen und Gelehrte zuerst in das Innere China's und bis in den Palast der himmlischen Kaiser dringen, hier den Samen des christlichen Evangeliums ausstreuen und diese ferngelegenen Völkerschaften für die große, durch eine katholische Restauration zu erzielende Wiedergeburt vorbereiten.

Das sind die Männer aus der Gesellschaft Jesu, deren Lebensbilder hier vorgeführt werden; aus den Einzelnen ziehen

wir nun einen Schluß auf das Ganze! Wahrlich eine Gesellschaft, welche Männer aus so verschiedenen Ländern, aus so verschiedenen Ständen und Lebensverhältnissen, mit so verschiedenartigen Talenten und Charakteren in ein großes Ganzes vereinigt, dieselben zu Lehrern der Jugend, zu Missionären der kultivirten und wilden Völker, zu Seelsorgern der Städte und der Dörfer, zu Beichtvätern der Könige und der Bettler, zu Schriftstellern in allen Zweigen des menschlichen Wissens, zu Vollstreckung aller Werke der Nächstenliebe heranbildet und dieselben mitten in allen Wirren der Welt und der Zeit in die Kabinette der Großen wie in die Hütten der Niedrigen, in die Säle der Hochschulen, wie in die Spitäler und Armenhäuser, in die Dom-, wie in die Dorfkirchen, nach Amerika, Afrika, Ozeanien, wie nach Asien und Europa aussendet und überall als begeisterte, bis in den Tod getreue Arbeiter für die Restauration des katholischen, christlichen Lebens verwendet, wahrlich eine solche Gesellschaft verdient die Hochachtung aller vernünftigen Menschen, selbst derer, welche sich im entgegengesetzten Lager befinden.

Dieses ist das Gesammtbild, welches wir aus diesen einzelnen Lebensbildern von der Gesellschaft Jesu gewonnen haben. Wir wollten nur das Leben und die Thaten denkwürdiger Jesuiten schildern und fanden am Schlusse unserer Arbeit, daß wir einen großen Theil der katholischen Restaurationsgeschichte berührt hatten. So mögen denn diese Blätter als ein Mittel zur getreuen Würdigung der Gesellschaft Jesu und als ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Restauration in die Oeffentlichkeit treten; wenn dieselben zur Aufklärung unserer Zeit über diese beiden Punkte etwas beitragen, so ist der Wunsch des Verfassers erfüllt.

Solothurn, 1852. **Der Verfasser.**

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Ignaz von Loyola, Stifter der Gesellschaft Jesu . . .	1
Canisius, erster Provinzial Deutschlands	69
Laynez und Salmeron, auf dem Concil von Trient . . .	135
Franz von Borgia, Herzog von Gandia (in Spanien) Ordensgeneral	157
Aquaviva, Ordensgeneral	185
Possevin, apostolischer Legat in den nordischen Ländern . .	223
Campian und Person, Glaubenszeugen in England . . .	263
Coton, Prediger und Beichtvater Heinrichs IV, Erzieher Ludwigs XIII von Frankreich	289
Laneczycki, Ordensarchivar, Provinzial in Lithauen und Polen; in Böhmen	331
Mancinelli, Missionär in der Türkei	349
Franz von Xaver, Apostel Asiens	367
Ricci und Schall, Missionäre in China	417

Ignaz von Loyola,

Stifter der Gesellschaft Jesu.

Im Jahre 1521 belagerte der französische General Andreas von Foix im Namen Heinrich d'Albrets mit einem zahlreichen Heere die spanische Stadt Pampelona, in welcher, nebst der gewöhnlichen Besatzung, nur ein kleines Korps kastilischer Truppen lag *). Dieses war zu schwach, um die Stadt zu halten, Zuzug war nicht zu hoffen, die Stimmung der Bewohner selbst schwierig; die spanischen Truppen warfen sich daher in die Citadelle und die Franzosen nahmen triumphirend Besitz von der Stadt. Kaum hatten sie sich in dieser festgesetzt, so machte Foix Anstalten zum Sturm auf die Festung, ließ jedoch vor dem Angriff die Besatzung zur freiwilligen Uebergabe auffordern. Der Festungskommandant wollte unnützes Blutvergießen hindern, und war zur Uebergabe bereit; nicht so der Anführer der kastilischen Truppen. Dieser zog vor, ehrenhaft zu fallen, und erwartete mit seinen getreuen Soldaten den Sturm. Die französische Artillerie eröffnete ein heftiges Feuer auf die Citadelle, das alte Gemäuer erbebte in seiner Grundlage; mit nicht minderer Kraft schlugen die Belagerten den Angriff ab. Wunder der Tapferkeit that der kastilische Anführer; wo die Gefahr am größten, da war er in der vordersten Reihe; plötzlich fiel eine

*) Ferdinand, König von Arragonien, hatte das Königreich Navarra Johann III entrissen. Des letztern Sohn, Heinrich d'Albret, suchte nun dasselbe dem Kaiser Karl V wieder wegzunehmen und beauftragte den General von Foix, Pampelona, die Hauptstadt des Navarrischen Reichs, zu belagern. Dieß die Veranlaßung des Krieges.

Kugel auf das Mauerwerk der Bastion, welche die kastilischen Truppen vertheidigten, die Kugel prallte zurück und zerschlug im Rücksprung dem Anführer das rechte Bein, während ein aus der Mauer losgesprengter Stein ihm das linke verletzte. Der Anführer fiel und mit ihm die Festung in die Gewalt der Feinde; es war am Pfingstmontag den 19. Mai 1521. Die Franzosen, den Todesmuth des kastilischen Offiziers bewundernd, behandelten den Schwerverletzten mit Achtung, ließen ihm die erste Pflege zukommen und übergaben ihn dann seiner Familie zur Besorgung.

Dieser wackere Offizier war Niemand anders als Ignaz von Loyola. Ignaz hatte das Licht der Welt im Jahr 1491 auf dem Schlosse Loyola erblickt. Einer der angesehensten Familie des Landes angehörend *), wurde er von seinem Vater Don Beltramo zum Hofdienste des Königs von Kastilien bestimmt. Seine schöne Gestalt, sein gefälliger Umgang, sein lebhafter Geist versprachen eine glänzende Laufbahn; wirklich hatte sich derselbe als Page bald die Gunst Ferdinands erworben; allein das gemächliche Hofleben war dem feurigen Jüngling zuwider, sein strebsamer Geist geizte nach Ruhm und Auszeichnung; die Berichte von den glänzenden Heldenthaten seiner Brüder ließen ihm keine Ruhe. Unter der Leitung Don Manrico's, seines Anverwandten, machte er sich mit der Kriegswissenschaft vertraut und trat sodann mit der Bewilligung des Königs in das kastilische Heer. Unter dem Kriegspanner zeichnete sich der junge Offizier durch Tapferkeit im Kampfe und durch Mäßigkeit im Siege aus; mit Todesmuth eroberte er die Stadt Nazara an der biskayischen Grenze — enthielt sich jedoch jeder Theilnahme an der Plünderung derselben; Uneinig-

*) Die Familie Loyola stammt aus dem Hause der Ogins, welche unter die ältesten Kalabriens gerechnet wird. Ignaz's Mutter war aus dem altadelichen Geschlecht der Balda. Der Vater hieß Don Beltramo von Ogins und Loyola, die Mutter Donna Maria Sanz di Balda; ihre Ehe wurde mit 11 Kindern gesegnet, von welcher Ignaz das letztgeborne war.

keit und Hader zwischen den Soldaten wurden durch seine Dazwischenkunft stets gehoben; Müßigang und Spiel waren nicht seine Sachen; in freien Stunden dichtete der Kriegsmann Verse in kastilischer Sprache oder erlustigte sich in allerlei Abentheuern; sein Lebenswandel war mehr nach den damaligen Begriffen der Ehre, als nach den Vorschriften des Evangeliums gerichtet. „Von einem glühenden Eifer nach dem Lobe der Menschen angetrieben und durch die Gewalt des allgemeinen Bußziels hingerissen — sagt Maffei *) strebte der junge Ignaz nur nach irdischem Ruhm. Schön von Gestalt, zeichnet er sich durch glanzvolle Kleidung aus, er führte die Waffen mit überraschender Gewandtheit, und auf die Bändigung der Pferde verstand sich Keiner wie er. Um das ewige Heil seiner Seele bekümmerte er sich allerdings wenig, seine Mußezeit verwendete er auf Wettstreite, auf Liebesabentheuer und andere sinnliche Eitelkeiten."

In dieser Stimmung traf ihn die verhängnißvolle Kugel in Pampelona, auf einer Tragbahre wurde der strebsame Jüngling mit den gebrochenen und verletzten Beinen auf das väterliche Schloß gebracht. Hier überfiel ihn eine große Besorgniß; er, der dem Tod ruhig in's Antlitz geblickt, erzitterte jetzt vor einer Verkrüpplung. Als die Aerzte das gebrochene Bein untersuchten und die in der Eile getroffene Einrichtung desselben fehlerhaft fanden, da erklärte sich Ignaz zu jedem Mittel bereit, um einer Verkrüpplung vorzubeugen. Und als die Aerzte erklärten, es gebe hiefür nur ein Mittel, nämlich das Bein noch einmal zu brechen; so ließ Ignaz die gewaltsame Operation noch im gleichen Augenblick vornehmen, um ja seine schöne Gestalt zu retten. Trotz der angewandten Vorsicht zeigte sich nach einiger Zeit eine neue Mißgestaltung; oberhalb des Knies trat der Knochen sichtbar hervor. Schnell ließ Ignaz das Bein

*) Maffei, Joh. Peter, war selbst Jesuit und schrieb nach den mündlichen und schriftlichen Berichten der Zeitgenossen Ignazens das Leben des Ordenstifters. Vita St. Ignatii Fundatoris Societatis Jesu. Cap. I.

abermals öffnen und den Knochen an der Stelle, wo er hervortrat, herausſägen. Die gräßlichen Schmerzen dieſer Operationen ertrug der Kranke ohne Laut, ohne Zucken, ohne Veränderung eines Geſichtszuges, ſo daß die Wundärzte nicht ein lebendes Weſen, ſondern einen entſeelten Körper unter dem Meſſer zu haben glaubten. Allein nicht ſo gut wie der Geiſt erduldete der Körper die gewaltſamen Eingriffe; die Kräfte des Verwundeten zehrten dahin, die Natur war erſchöpft und der Zuſtand des Kranken nahm eine bedenkliche Richtung; nur die ſorgfältigſte, mehrere Monate anhaltende Pflege verſprach eine Beſſerung.

Während Loyola ſolcher Weiſe auf dem väterlichen Schloſſe die langwierige Geneſung abwartete, überfiel ihn Langeweile. In ſeiner gezwungenen Unthätigkeit verlangte er Rittergeſchichten, um ſich wenigſtens durch Leſung ſolcher Abentheuer die Zeit zu verkürzen, bis es ihm vergönnt, ſelbſt wieder ſolche auszuführen. Der Zufall, oder richtiger zu ſprechen, die Vorſehung fügte es, daß gerade dazumal auf dem väterlichen Schloſſe nur zwei Bücher ſich vorfanden, das Leben Jeſu und das Leben der Heiligen. Wider Willen griff der Kranke nach denſelben und blätterte jetzt in dieſem und in jenem, nur um die Zeit zu tödten. Bald erregte jedoch dieſe Leſung einen ſonderbaren Gedanken in ſeiner Seele; er nahm in den Lebensſchilderungen der Heiligen wahr, daß es noch einen andern Kampf gebe, als den mit dem Schwert, nämlich den Kampf gegen ſeine eigenen Neigungen, Triebe und Leidenſchaften, noch einen andern Sieg als den über Andere, nämlich den Sieg über ſich ſelbſt. Dieſe Idee feſthaltend, erſchien ihm auch bald der Kampf gegen ſich ſelbſt edler, als der Kampf gegen Andere; der Sieg über ſich ſelbſt erhabener, als der Sieg über Andere. Mit Aufmerkſamkeit verfolgte der Geneſende die Leſung beider Bücher; was ihm früher abgeſchmackt vorkam, das erſchien ihm nun anziehend; was er früher als wichtig und reizend betrachtete, das erkannte er nun für eitel und nichtig. Dieſer neuen Richtung ſeines Gemüths folgend, ſchrieb er aus dem Leben der

Heiligen die heldenmüthigsten Handlungen und Tugendkämpfe zusammen, fest entschlossen, diese nach erhaltener Gesundheit nicht wieder zu vergessen. Immer tiefer und tiefer in das Leben der Heiligen eindringend, ging der nachsinnende Jüngling mehr und mehr in sich selbst und fragte sich, warum nicht auch er den Muth haben sollte, einen solchen Kampf gegen sich zu führen und diese erhabenen Vorbilder der Heiligen nicht nur in einzelnen Zügen, sondern in seinem ganzen Lebenswandel nachzuahmen. „Wie? fragte sich Ignaz*) — waren jene Männer von Stein oder Erz und hatten sie kein Gefühl? Nein, sie hatten dieselbe Natur wie ich, sollte mir deßwegen etwas unmöglich sein, was sie vermochten? Sie verachteten den Glanz der Welt und führten einen keuschen Lebenswandel, und doch waren mehrere unter ihnen von hohem Range und ausgezeichnetem Geiste, Alle hatten ein schwaches Fleisch und schlimme Leidenschaften. Sie entblößten sich von Allem, litten immerwährend, verachteten die Welt und waren dennoch glücklich. Die Einen wählten zu ihrem Lager einen Stein, Andere umgürteten ihre Lenden mit eisernen Ketten, und Andere bedeckten ihren Körper mit rauhen Bußgewändern. Der Eine wachte ganze Nächte unter heißem Gebete, der Andere fastete mehrere Tage und genoß sodann nichts als rohe Wurzeln und Wasser. Noch Andere verbargen sich in dunkle Höhlen, wieder Andere unternahmen weite Pilgerfahrten und setzten ihre Körper unerbittlich der Sonnenhitze und dem Regenschauer aus. Alle bändigten ihr Fleisch durch Qual und Entsagung und waren glücklicher dabei als früher bei allen Freuden und Genüssen. Wie? wenn ich ebenfalls ein Bußgewand anzöge, mein Fleisch kreuzigte, mich dem Hohn und Spott der Welt aussetzte und so ebenfalls den großen Kampf gegen mich selbst führte? Habe

---

*) Vergl. Bartoli Vita di St. Ignazio, Rom. 1659; (nach Brühls Bearbeitung in der Geschichte der Gesellschaft Jesu. Würzburg 1846.) Bartoli war Jesuit, seine Schrift stützt sich auf Berichte von Zeitgenossen des heil. Ignaz und auf aktenmäßige Dokumente.

ich früher Gefahren und Leiden aller Art bestanden, um Andere zu überwinden, warum sollte ich nicht ebenso viel wagen, um mich selbst zu besiegen?" Dieser Gedanke wurde in dem feurigen Jüngling zum unabänderlichen Entschluß.

Kaum hatte er sich von seiner Krankheit erholt, so nahm er von seiner Familie Abschied, um seinen Verwandten und Kriegslehrer Manrico aufzusuchen. Statt jedoch bei diesem zu verweilen, kaufte sich Ignaz im Stillen ein Pilger- und Bußgewand und zog damit nach dem berühmten Benediktinerkloster Mont-Serrat. Hier legte er eine allgemeine Beicht über sein ganzes verflossenes Leben ab, brachte eine ganze Nacht im Tempel zu, hängte Schwert und Lanze an eine Säule des Marien-Altars, gelobte ein immerwährendes Bußleben zu führen und zog am frühen Morgen nach empfangenem heiligem Altarsakrament weiter, um den großen Feldzug gegen sich selbst zu eröffnen *).

Der Weg führte ihn nach Manresa. Etwa fünfzig Schritte vor dem Stadtthor steht eine Kirche, der heil. Luzia und dem Apostel Thomas geweiht. Neben der Kirche befindet sich ein Hospital zur Verpflegung der Kranken und Armen. Freiwillig arm geworden und entblößt von Allem, glaubte Ignaz hier seine Einkehr nehmen zu müssen, nicht sowohl um für sich ein Asyl zu suchen, um Gelegenheit zu finden, sich in Erniedrigungen jeder Art zu üben. Die Aufnahme wurde dem unbekannten Pilger gestattet und sogleich begann derselbe sein Bußleben, indem er seine Zeit zwischen Gebet, Kasteiung, Armen- und Krankenpflege theilte. Während der strengsten Winterkälte

*) Zum Gedächtniß dieses Ereignisses ließ der Abt von Mont-Serrat Anno 1603 auf einem Marmorsteine folgende Inschrift in der Klosterkirche anbringen: „Hier weihte Ignaz von Loyola unter Thränen „und Gebet sich Gott und der heil. Jungfrau. Hier wachte er eine „ganze Nacht mit geistigen Waffen in ein Bußkleid gehüllt; von „hier gieng er aus, um die Gesellschaft Jesu zu gründen, im Jahre „der Gnade 1522. Dessen Stein setzte Abt F. Laurenz Nicolo „Anno 1603.

schlief er, obgleich diese Lebensart ihn bereits vollkommen erschöpft hatte, auf bloßer Erde, ein Stein oder ein Stück Holz diente ihm als Kopfkissen. Einen großen Theil der Nacht brachte er unter Gebet und Bußübungen zu. Täglich kniete er sieben Stunden im Gebet vor Gott, täglich wohnte er der Messe und dem heiligen Amte bei, auch fastete er alle Tage. Bloß am Sonntage genoß er einiges Gemüse, mischte aber, um den Geschmack zu verderben, Asche oder Erde darunter. An den übrigen Wochentagen hielt er nur ein einziges Mahl; dieses bestand aus schwarzem hartem Brode und Quellwasser. Außer dem rauhen und groben Sacke, den er gewöhnlich trug, bekleidete der Heilige sich überdieß noch mit einem Büßerhemde und legte eine Kette um seine Lenden. Nach dem Gebete und den Kasteiungen kam die Pflege der Kranken im Hospitale. Die Abschreckendsten waren immer die Lieblinge des Ignaz, und seine größte Freude bestand darin, ihnen die allerniedrigsten Dienste zu leisten. Wenn er sodann das Krankenhaus verließ, so ging er in die Stadt, um zu betteln, erhielt aber öfters mehr Schmähungen als Almosen; selbst die Kinder riefen ihm auf der Straße nach: „Vater Sack! Vater Sack!“ Mit einigen erbettelten Stückchen Brodes kehrte dann Ignaz in sein liebes Hospital zurück, behielt aber jedesmal nur den schlechtsten Theil von dem, was er erhalten hatte, während er das Uebrige unter die Kranken und Schwachen austheilte. Er ging soweit in seiner Demuth und Erniedrigung, daß er sogar die gemeinen und unedlen Manieren, die er täglich vor sich sah, nachahmte, um seinen vornehmen Stand vor den Menschen zu verbergen.

Auf solche Weise kämpfte Ignaz gegen sich selbst. Durch Prüfung seines eigenen Ichs erkannte er, daß Stolz, Ehrgeiz, Ruhmsucht die Grundzüge seines verweltlichten Charakters bildeten; deßwegen setzte er die Axt gerade an die Wurzel des Uebels und suchte durch Erniedrigungen aller Art sich zu demüthigen.

---

*) Brühl S. 24 — 26.

Bald machte jedoch Ignaz die Wahrnehmung, daß seine Lebensweise Aufsehen im Hospital errege und ihm neuerdings das Lob der Menschen zuziehe; da beschloß er, der alten Schlange auf den Kopf zu treten, einen von der Welt ganz abgelegenen Ort aufzusuchen, und da, getrennt von allen Menschen, die Abtödtung seiner selbst zu erstreben. Unweit von Manresa liegt am Fuße eines Hügels eine Felsenhöhle, dreißig Fuß lang, zehn Fuß breit, zehn Fuß hoch. Die Höhle ist düster, in ihrem Innern wie ein Grab, überall dunkel, nur auf einer Seite eine Felsenritze, durch welche man die Liebfrauenkirche von Mont-Serrat erblickte. Diese Höhle, nur Wenigen bekannt, von Niemanden besucht, wählte sich der Büßer zum Aufenthalt. Durch das Gesträuch, welches den Eingang verbarg, brachte er einen verborgenen Pfad an, schlug in der schauerlichen Felsenkluft seine Wohnung auf und verdoppelte an diesem Orte, wo Einsamkeit, Stille und schauriges Dunkel zur Buße anregte, die Züchtigung seines Körpers und die Reinigung seines Geistes. Ganze Nächte durchwachte er oft in Gebet, ganze Tage brachte er in frommen Betrachtungen und geistlichen Uebungen *) zu, längere Zeit nahm er nicht die geringste Nahrung zu sich, peinigte seinen Körper bis auf das Blut und trieb die Abtödtung so weit, daß er oft Bewußtsein und Lebenswärme verlor und ohnmächtig dahin fiel. Diesen freiwillig gefühlten Leiden gesellten sich noch Leiden anderer Art. Ignaz wurde in seiner Felsenhöhle von entsetzlichen Seelenschmerzen befallen, er glaubte sich unrettbar verloren. Unruhe im Geiste, Verzweiflung im Herzen, fand seine Seele keine Hoffnung mehr, selbst das Gebet brachte seiner Gewissensqual keine Linderung, selbst die Bußthränen seinem Gemüthe keine Erleichterung. Ignaz fiel in den Wahn: Gott habe ihn verlassen. Schauderhafter Gedanke!

So tief mußte Ignaz zuerst in der Welt durch Leichtsinn,

*) Diese geistlichen Uebungen bildeten die Grundlagen der Exerzitien, durch welche Ignaz später eine zahllose Menge Sünder zu Gott zurückführte; wir werden auf diese am geeigneten Ort zurückkommen.

und dann in der Einsamkeit durch Schwermuth fallen, um durch alle diese Prüfungen ein Vorbild des christlichen Gleichmuths zu werden! Durch die Belehrungen eines vernünftigen Beichtvaters fand der Büßer endlich Beruhigung über seinen Gewissenszustand, Heiterkeit und Friede kehrte in seine Seele zurück und der Büßer erkannte, daß es zum Siege über sich selbst noch etwas Anderes bedürfe als eigenen Willens, nämlich der Gnade Gottes.

Um dieser sich würdiger zu machen, gelobte er, sofort eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten.

Mehr als acht Monate waren verflossen, seitdem Ignaz in der Klosterkirche zu Mont-Serrat Schwert und Lanze abgelegt und das Bußkleid angezogen hatte; da verließ er plötzlich Manresa und eilte nach Barzelona, in der Hoffnung, eine Schiffsgelegenheit nach Italien und von Italien eine solche nach Jerusalem zu finden *). Ohne irgendwelche Geldmittel,

---

*) Auf dem Platze vor dem Hospital zu Manresa verewigt eine Denksäule mit folgender Inschrift Loyola's Bußleben: „Zu Ehren des „Ignazius von Loyola, des Sohns von Bertrand, gebürtig aus der „Provinz Guipuscoa, Gründer der Gesellschaft Jesu, der in seinem „dreißigsten Lebensjahre mit vielem Muthe gegen die Franzosen „kämpfte, welche die Citadelle von Pampelona angriffen. Hiebei wurde „er gefährlich verwundet; später aber durch eine besondere Gnade „Gottes wieder geheilt, fühlte er ein sehnliches Verlangen, die hei„ligen Orte in Palästina zu besuchen, und legte auf der Reise dahin „das Gelübde der Keuschheit ab. Anfänglich weihte er in der Kirche „zu Mont-Serrat seine Waffen der heiligen Jungfrau; dort be„gann er damit, daß er in einem Sacke und Büßerhemde die Sün„den seines begangenen Lebens beweinte, und, gleich einem neuen „Kämpfer Christi, dieselben durch Fasten, Thränen und Gebet an „sich selbst rächte. Zum Andenken an dieß Ereigniß, zum Ruhme „Gottes und zur Ehre der Gesellschaft Jesu ließ Joh. Bapt. Lardona „Valenziano, Bischof von Vich und später von Tortosa, diese Säule „errichten, zum Zeichen seiner Liebe und Achtung für den heiligen

entblößt von jeglicher Unterstützung, flehte Loyola im Hafen von Barzelona die Schiffsherren um Aufnahme an; allein diese wurde ihm verweigert, wenn er nicht wenigstens die nöthigen Nahrungsmittel zur Ueberfahrt mitbringen könne. Derselbe bettelte nun in den Straßen Barzelona's um Brod, und als er hinreichend erhalten, eilte er freudigen Herzens auf das Schiff. Die Fahrt war glücklich; in fünf Tagen langte Ignaz in Gaeta an, und von da eilte er nach Rom, um in der Hauptstadt der katholischen Christenheit das Osterfest zu feiern. Es war Palmsonntag des Jahres 1523, als Ignaz die ewige Stadt betrat. Hier hatte er die Gnade, den Segen des Papsts Adrian VI zu empfangen.

Nach vollendeter Osterfeier pilgerte derselbe nach Venedig. Auf dem Wege theilte er das Geld, welches fromme Personen ihm in Rom zur Unterstützung seiner Wallfahrt geschenkt, unter die Armen aus, kämpfte mit einer Menge Schwierigkeiten und Hindernisse, und langte endlich so erschöpft und von allem entblößt in der Seestadt an, daß er die erste Nacht unter einer öffentlichen Säulenhalle auf dem St. Marcusplatz zubringen mußte. Hier stellten sich seiner Ueberfahrt nach dem gelobten Lande neue Hindernisse entgegen. Nicht nur wüthete dazumal die Pest, sondern es herrschte überall große Furcht vor den Türken, welche die Insel Rhodus eingenommen hatten und nun die Meerfahrt unsicher machten. Nach langem Mühen und vieler Trübsal gelang es endlich dem Pilger, durch Vermittlung des Dogen Andreas Gatti die Aufnahme auf einem nach der afrikanischen Küste fahrenden Schiffe zu erhalten und so das Ziel seiner heißesten Wünsche zu erreichen.

Beim Anblicke des Bodens, den der Erlöser durch sein Le-

„Vater und zum Beweise, daß er Ignaz von Loyola als einen „Mann betrachte, dessen große Frömmigkeit die Achtung der ganzen „Christenheit verdient."

Das Hospital der heiligen Lucia bei Manresa wurde später in ein Collegium der Gesellschaft Jesu umgewandelt und auch die Felsgrotte, in welcher Ignaz Buße geübt, auf würdige Weise ausgeziert.

ben und seinen Tod geheiliget, fiel Ignaz in eine freudige Entzückung. Mit heiliger Ehrfurcht besuchte er all die Orte, wo Jesus Christus, wo Maria, wo die Apostel gewandelt; jetzt betrachtete er die Ruinen eines berühmten Tempels, jetzt die Gräber der Patriarchen; jetzt verfolgte er die Spuren des auf der Welt erscheinenden, des lehrenden, des wunderwirkenden Heilandes. Als er aber an den heiligen Ort selbst gelangte, wo Jesus für die sündige Menschheit sein Blut vergossen und den Kreuzestod gelitten, als er das Grab des Welterlösers erblickte, da zerfloß er in Thränen und seine Seele schwamm in heiliger Verklärung. Schnell war in dem feurigen Herzen der Entschluß gereift, nimmermehr sich von diesem Gnadenwerk zu trennen; in Jerusalem zu leben, in Jerusalem zu sterben, war sein fester Vorsatz. In dieser Absicht verlangte der Pilger Zutritt bei dem Provinzial der Franziskaner, welcher in Jerusalem in Folge geistlicher Vollmacht die Aufsicht über die Wallfahrer führt.

Der Provinzial lobte seinen frommen Entschluß, erklärte ihm aber die Unmöglichkeit, denselben jetzt zu vollziehen. „Du hast keine anderen Hülfsquellen als fremde Mildthätigkeit; diese ist aber in diesen ungünstigen Zeiten so gering, daß ich selbst mehrere meiner Klosterbrüder morgen nach Europa zurücksenden muß, weil es uns an den nöthigsten Lebensmitteln zum Unterhalt mangelt.“ Vergebens versicherte Ignaz, er wolle Niemanden zur Last fallen; der Provinzial bedeutete ihm, daß in diesem aufgeregten Augenblick, wo die Türken heftiger als je die Christen verfolgten und jeden Augenblick die Pilger mit Gefangenschaft und Tod bedrohten, sein Aufenthalt in Jerusalem unmöglich sei. Als Ignaz entgegnete, daß weder Sklavenfesseln noch Todesfurcht ihn zur Abreise bestimmen können, nahm der Provinzial zu seiner Amtsgewalt seine Zuflucht und befahl ihm, folgenden Tags mit den übrigen Pilgern nach Europa zurückzukehren, widrigenfalls er ihn Kraft päpstlicher Vollmacht von der Gemeinschaft der christlichen Kirche ausschließe*).

*) Um unter den christlichen Pilgern in Jerusalem die Ordnung auf-

Traurig beugte Ignaz sein Haupt und unterzog sich wehmüthig dem Befehl. Vor der Abreise wollte er jedoch noch einmal von dem Gnadenwerk des Erlösers Abschied nehmen. In dieser Absicht entfernte er sich heimlich von seinen Reisegefährten, und schlich sich ohne irgend einen Führer, der ihn gegen die Türken hätte vertheidigen können, nach dem Oelberg. Einem türkischen Soldaten, der ihn anhielt, gab er sein Messer, und erhielt durch dieses Geschenk, die Erlaubniß, auf den Oelberg zu steigen. Hier küßte er in heiliger Inbrunst die Fußstapfen des Weltheilands und seine Seele zerfloß in Thränen der seligsten Rührung. Ohne es zu fühlen, verstrich ihm die Zeit, seine Abwesenheit wurde von den Reisegefährten bemerkt und der Verdacht rege, der Pilger wolle dem Befehle zur Abreise sich heimlich entziehen. Die Hüter des heiligen Grabes sandten daher ihren Diener aus, um denselben aufzusuchen; in diesem Augenblick kam Ignaz vom Oelberge zurück, der Klosterknecht fuhr ihn hart an, faßte ihn beim Arm, und führte ihn unter Androhung von Stockschlägen in das Kloster zurück. Am folgenden Tage schiffte Ignaz mit den übrigen Klosterbrüdern und Pilgern sich ein, sein Auge richtete sich so lange als möglich nach dem gelobten Lande, sein Herz aber blieb daselbst zurück, es nährte die Hoffnung, in günstigern Zeiten wieder nach Jerusalem zurückzukehren.

Die Reise ging nach Cypern und von da nach Italien. In Cypern lagen drei Schiffe zur Abreise bereit, ein großes venezianisches, ein starkes türkisches und ein gebrechliches christliches Schiff. Die Pilger, welche über einige Geldmittel verfügen konnten, wurden auf dem venezianischen Handelsschiff aufgenommen, der arme Ignaz aber abgewiesen; gnädiger waren die Schiffsleute des dritten Schiffes; diese, selbst arm, er-

---

recht zu halten, und allfälligem übertriebenem Eifer einzelner Wallfahrer und daheriger Aufreizung der Türken zuvorzukommen, hatte der apostolische Stuhl in jenen verwickelten Zeiten den Hütern des heiligen Grabs (den V. V. Franziskanern) die Vollmacht ertheilt, jeden Pilger, der ohne ihre Erlaubniß im heiligen Lande bliebe, zu exkommuniciren.

barmten sich des Armen. Bei günstigem Winde stachen alle drei in die See; bald aber erhob sich ein furchtbarer Sturm, das türkische Schiff sank vor Aller Augen mit Mannschaft und Ladung in die Tiefe des Meeres, das große venezianische Schiff wurde auf eine Sandbank geschleudert, die Ladung ging zu Grunde, doch wurde mit vieler Mühe die Mannschaft gerettet, das dritte, gebrechliche Schiff dagegen, welches den armen Pilger um Gotteswillen aufgenommen, landete nach zwei Monaten glücklich in Apulien, und im Monat Jänner 1524 traf Ignaz in Venedig ein.

Loyola dankte Gott für die glückliche Reise und trat, nachdem er seine erschöpften Kräfte wieder einigermaßen hergestellt, die Rückkehr nach Spanien an. Von Venedig ging der Pilger zu Fuß über Ferrara nach Genua, in der Hoffnung, im letztern Hafen ein spanisches Schiff zu treffen. Dazumal lagen aber die Könige von Spanien und Frankreich mit einander im Kriege, ihre Armeen schlugen sich in Italien herum, und diese Gegend war für die Reisenden höchst unsicher.

Wirklich wurde Ignaz bald von spanischen Kriegsleuten aufgefaßt und festgenommen. Diese glaubten, unter den Pilgerkleidern stecke ein französischer Kundschafter, sie führten daher denselben in ein kleines Häuschen und suchten ihn zuerst durch Schmeicheleien zum Geständniß zu bringen; dann nahmen sie zu Drohungen ihre Zuflucht, entkleideten den Gefangenen, durchsuchten jedes Kleidungsstück auf das Genauste und führten ihn dann zum Anführer. Vergebens flehte Ignaz um sein Oberkleid, zum Hohn und Spott der Soldaten mußte der Dulder, in seinen Unterkleidern nur dürftig bedeckt, durch das Lager wandern und vor dem Anführer erscheinen. Ignaz war versucht, diesem zuerst seine vornehme spanische Abkunft zu entdecken und dadurch jeder harten Behandlung zuvorzukommen, bald aber entschied er sich im Hinblick auf Christus zum Dulden und zum Schweigen. Auf die Anfrage des Anführers, erklärte Ignaz einfach, daß er kein Auskundschafter sei, blickte dann demüthig zur Erde und gab auf alle andern Fragen keine Ant-

wort. Dieses unglückliche Benehmen erregte zuerst den Unwillen des Befehlshabers, bald aber erklärte er den Gefangenen als einen schwachsinnigen Tölpel und befahl den Soldaten, denselben zu entlassen. Diese vollzogen sofort den Befehl, gaben aber auf dem Wege dem geduldigen Dulder Faustschläge und Streiche, schlugen ihm in's Antlitz und auf beide Seiten und jagten ihn unter allerlei Muthwillen und Beschimpfungen weiter. — Bevor Ignaz nach Genua gelangte, fiel er noch in die Hände der Franzosen; hier war sein Schicksal besser, der Anführer nahm ihn gnädig auf, und entließ ihn folgenden Tags in aller Güte. — In Genua traf Ignaz einen ehemaligen Freund, mit welchem er am Hofe Ferdinands gelebt; dieser war Vorsteher der spanischen Flotte und durch seine Vermittlung erhielt der Pilger die Erlaubniß, mit der spanischen Flotte in sein Vaterland zurückzukehren. So endete Loyola's Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande.

Gleichwie der Wanderer, welcher einen steilen Berg anklimmt, zuweilen einen Ruhepunkt macht, einen Rückblick auf den Weg wirft, welchen er bereits durchwandert, und einen Aufblick auf die Höhe richtet, welche er noch zu ersteigen hat: so hielt Ignaz nun auch Umschau auf seiner Lebensbahn, prüfte den bereits gewonnenen Standtpunkt und forschte nach dem Wege, der ihn am zuverlässigsten auf die Höhe des Heils führen würde. Durch die bisherigen Bußübungen, Abtödtungen und Prüfungen aller Art glaubte er mit Gottes Gnade allmälig den Sieg über sich selbst erfochten zu haben; in seinem Herzen regte sich nun der Wunsch, auch Andern zum Siege über sich selbst zu helfen; auf diese Weise glaubte er am sichersten und segensreichsten das große Ziel der Verherrlichung Gottes zu erreichen.

Zu diesem Zwecke faßte Ignaz den Entschluß, irgend ein Kloster aufzusuchen, in welchem die Sittenzucht im Zerfall liege; sich als Mitglied desselben aufnehmen zu lassen und dann durch

Belehrung und Beispiel die verirrten Brüder auf den Weg des Heils zurückzuführen. Wie er aber ernstlicher über die Tragweite eines solchen Versuches nachdachte, fand er, daß es verdienstlicher sei, den Feldzug zur Bekehrung sündiger Menschen nicht auf die Mauern eines einzelnen Klosters einzuschränken, sondern die ganze Menschheit dabei in's Auge zu fassen.

Kaum war sein Herz von diesem Gedanken entflammt, so schritt er sogleich, wie gewohnt, zur Verwirklichung desselben. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Riesengröße des Planes, oder der eiserne Wille, mit welchem Loyola denselben ergriff, mehr Bewunderung verdient.

Ignaz erkannte, daß er zur Erreichung seiner Aufgabe vor allem höherer theologischer Kenntnisse und der heil. Priesterweihe bedürfe; nun aber hatte er bis jetzt keinen Schulunterricht genossen. Der dreiunddreißigjährige Mann eilte daher nach Barzelona, um da mit den Knaben auf die Schulbank zu sitzen und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. Ardebelo, ein für jene Zeit angesehener Lehrer, nahm ihn unentgeldlich in die Schule auf, Elisabeth Rosella, eine fromme Frau, gab ihm Nahrung und Wohnung. Ignaz, welcher alles Gott zu Lieb that, fühlte sich glücklich in seiner neuen Laufbahn, obschon er in der Schule nur langsamen Fortgang machte und von seinen jungen Mitschülern oft geneckt wurde. Diese Mühen und Unannehmlichkeiten suchte er sich dadurch zu versüßen, daß er seine Mußezeit zur Bekehrung sündiger Menschen verwendete.

Zu diesem Ende nahm er mit den hülfsbedürftigen Seelen jene geistlichen Exerzizien vor, deren er sich zu seiner eigenen Heiligung in der Einöde zu Manresa mit großem Erfolge bedient hatte. Diese Uebungen waren keineswegs blos eine Entwicklung frommer Gedanken und Gefühle, sondern sie bildeten eine Schule, ein Exerzitium, eine Kur zur Heilung der kranken sündigen Seele. Ignaz drang in das Innere des Sünders, vereinigte sich gleichsam mit seinem Geiste, beherzigte mit ihm einerseits die Natur und die Folgen der Sünde,

anderseits das Leiden und die Lehren Christi, durchgieng mit denselben die Pflichten und Verhältnisse der verschiedenen Lebensberufe, übte den Sünder in der Reue und Buße, stärkte ihn in der geistigen Wiedergeburt und lehrte den mit väterlicher Hand auf die Tugendbahn Zurückgeführten beharrlich im Guten fortwandeln *). — In Barzelona war dazumal auch ein Frauenkloster, dessen Bewohnerinen nicht nur ihre Ordensregeln miß-

*) Ignaz von Loyola schrieb diese Exerzitien in einem Buche zusammen. Dieselben bilden einen wundervollen Leitfaden zur Bekehrung der Sünder, erhielten die Genehmigung des apostolischen Stuhls und bilden noch heutzutage die Grundlage der Missionen. Diese Exerzitien bilden, wie Bartoli sagt, gleichsam einen Codex, der alle möglichen Mittel zur Läuterung, Tröstung und Stärkung einer Seele enthält; sie haben zum Zweck, die Krankheiten der Seele kunstgemäß zu heilen. Ihr Grundgedanke ist, daß alle irdischen Dinge zum Nutzen des Menschen, der Mensch aber zum Dienste Gottes erschaffen ist. Benützt der Mensch die Sachen nur zu selbstsüchtigen Zwecken, so verfehlt er die göttliche Ordnung; Reichthum, Ehre und Gesundheit haben nur Werth, wenn sie zur Ehre Gottes verwendet werden. Die Umkehr dieser göttlichen Ordnung ist Sünde und diese hat für den Menschen die unglücklichsten Folgen in diesem und dem künftigen Leben. Diese Betrachtungen bilden den Eingang. Sodann beherzigt der Verfasser das Leben und Leiden Christi, stellt das Reich Christi und das Reich des Satans neben einander, fordert den Sünder auf, die Standarte Christi zu ergreifen und in seinem Beruf und in allen seinen Lebensverhältnissen dem Kreuze Christi zu folgen. Das Eingehen in den Leidensweg Christi und der Aufschwung zu den Vollkommenheiten Gottes bilden den Schluß der geistlichen Uebungen. Ignaz theilte dieselben nach der Beschaffenheit der kranken Seelen verschieden ein, auch verfaßte er eine besondere Anweisung über die Anwendung dieser geistigen Kur. — „Das Buch ist — sagt P. Ravignan — nicht blos zur frommen „Erholung des Geistes geschrieben. Es soll vor allem zum Handeln und zum Entschließen anleiten. Es soll nicht allein dahin „führen, die Vergangenheit wieder gut zu machen, sondern auch „über die Zukunft, über Zeit und Ewigkeit zu entscheiden. Der „Krieger von Pampeluna, der dem Kriegshandwerk manchen Gedanken entlehnte, wußte, daß der Soldat sich durch die Exerzitien „zu dem Kampfe stählt." (Vergl. Brühl, Kap. 1 und 2.)

achteten, sondern einem sündhaften Lebenswandel sich ergaben. Zu diesen eilte Ignaz, suchte Eingang bei denselben, nahm mit denselben seine geistlichen Uebungen vor und redete ihnen mit solchem Nachdruck über ihr lasterhaftes, ärgerliches Leben, daß die Meisten ihren sündhaften Bekanntschaften entsagten und zur Buße zurückkehrten. Hiermit waren aber die Verführer und Sündengenossen der Klosterfrauen nicht zufrieden, und als sie die Ursache der Sinnesänderung erkannten, schwuren sie dem Ignaz Rache. Wie er eines Tages die Klosterkirche verließ, da überfielen ihn die Bösewichte meuchlings und schlugen ihn so jämmerlich, daß er längere Zeit das Bett hüten mußte. Ignaz ertrug mit seliger Freude diese Leiden und betrachtete sie als eine Weihe für seinen künftigen Beruf.

Nach zweijährigem ununterbrochenem Fleiß hatte Ignaz es so weit in der Kenntniß der lateinischen Sprache gebracht, daß er nach dem Urtheil seiner Lehrer nunmehr zu dem Studium der höhern Wissenschaften übergehen konnte. Zu diesem Zwecke begab er sich mit einigen ausgewählten Freunden auf die neu gegründete Universität zu Alcala, in welcher ausgezeichnete Lehrer Unterricht in allen Zweigen der Wissenschaften ertheilten. Mit wahrem Heißhunger warf der lernbegierige Mann sich hier auf das Studium und hörte gleichzeitig Vorträge über Philosophie, Physik und Theologie; er glaubte auf diese Weise desto schneller zu seiner Ausbildung zu gelangen, allein der Erfolg zeigte das Gegentheil. Durch das Vielerlei gelangte er zu Wenigem oder Nichts. Ferner hatte er immer mit Noth und Armuth zu kämpfen, die Wohnung hatte er im Spital, Kleider und Unterhalt aber bettelte er von wohlthätigen Menschen, was ihm viele Zeit raubte. Ein drittes Hinderniß des wissenschaftlichen Fortschritts war sein Eifer für die Bekehrung der Mitmenschen. Schon in Alcala begann Ignaz Freunde und Bekannte um sich zu versammeln, denselben Vorträge über das Seelenheil zu halten und sie zu einem bußfertigen Leben aufzufordern. So gutgemeint auch diese Vorträge waren, so zogen sie doch einerseits ihn von dem Studium ab und

wirkten anderseits oft in mißverstandener Weise auf die Zuhörer. Die Sache machte in Alcala bald Aufsehen, die Behörden nahmen eine Untersuchung vor, Ignaz wurde gefangen gesetzt und endlich mit der Weisung entlassen, er solle zuerst während vier Jahren die Theologie studiren, bevor er in Alcala wieder Vorträge über religiöse Gegenstände halte*). — So schmerzlich dieses Urtheil auch den seeleneifrigen Mann berührte, da es ihn auf längere Zeit von seiner Laufbahn zurückwarf, so unterwarf er sich doch gehorsam der Weisung.

Wie nun Ignaz eines Tages Almosen in Alcala bettelte, kam er auch zu dem Hause des Lopez de Mendoza, vor welchem viele junge Leute sich mit Ballspiel ergötzten. Arglos trat er in den Kreis der Zuschauer und flehte sie gewohntermaßen um milde Gaben. Da fuhr Lopez ihn heftig an, schalt ihn öffentlich einen Heuchler und rief in wildem Zorne: „Ich will verdammt sein, wenn dieser nicht den Feuertod verdient.“ Geduldig gieng Loyola weiter, allein Gott selbst schien die Strafe sich vorbehalten zu haben. Wenige Stunden nachher gieng die Kunde ein, daß ein königlicher Prinz (der spätere König Philipp II) das Licht der Welt erblickt; ganz Alcala bereitete sich zu Freudenfesten. Auch Lopez stieg mit seinen Pagen und einem Diener auf die Plateforme des Palastes, um zu Ehren des neugebornen Prinzen Freudenschüsse loszufeuern; da fiel unversehens ein Funke in das Pulvergefäß, plötzlich umhüllte eine Flamme den unglücklichen Lopez und in einem Augenblick gab er unter furchtbarem Geschrei den Geist auf. So folgte in wenigen Stunden der Uebelthat die Züchtigung auf dem Fuße nach.

---

*) Zum Verständniß dieser Schlußnahme ist zu bemerken, daß die Vorträge Ignaz's von den Untersuchungsbehörden durchaus nicht unkirchlich erklärt wurden; allein da dazumal die falschen Lehren Luthers selbst bis nach Spanien drangen, so glaubten sich die Behörden zu strengerer Aufsicht und Wachsamkeit verpflichtet, um geistigen Verirrungen vorzubeugen.

Dieses Ereigniß machte in Alcala außerordentliches Aufsehen und trug nicht wenig dazu bei, Ignaz zum Entschlusse zu bestimmen, diese Stadt zu verlassen und auf eine andere Hochschule zu ziehen, um seine theologischen Studien fortzusetzen und an der Bekehrung der Sünder zu arbeiten.

Auf den Rath des Erzbischofs von Toledo begab er sich nach Salamanka, besuchte daselbst die theologischen Vorlesungen und verwendete seine freie Zeit auf die Bekehrung der Sünder. Allein auch hier hatte sein Auftreten ein ähnliches Loos wie in Alcala; die Behörden wollten nicht dulden, daß ein Mann, welcher noch keine priesterlichen Weihen empfangen, Vorträge über geistliche Gegenstände halte; sie warfen ihn daher in den Kerker, zogen ihn in strenge Untersuchung und entließen ihn nach zweiundzwanzigtägiger Gefangenschaft mit der Weisung, seine religiösen Vorträge einzustellen, bis er die theologischen Studien vollendet habe. — Loyola sah in diesen Hindernissen einen Wink der göttlichen Vorsehung, sein Vaterland zu verlassen und in einem andern Reiche das Ziel seiner Laufbahn anzustreben. Dazumal war die Hochschule von Paris sehr berühmt, sie hatte durch die Gelehrsamkeit ihrer Professoren, sowie durch die Zahl ihrer Schüler einen großen Namen in ganz Europa. Unterstützt durch die Freigebigkeit einiger Wohlthäter, eilte er nach der Hauptstadt des französischen Reichs, in der Hoffnung, da seinen Geist mit den höhern Wissenschaften zu bereichern und gleichzeitig Gelegenheit und Freiheit zu erhalten, für die Bekehrung sündiger Menschen zu wirken.

Den 29. Februar 1528 langte Ignaz in Paris an. Durch die gemachten Erfahrungen belehrt, und die Unzulänglichkeit seiner bisherigen bunt durcheinander gemischten Kenntnisse fühlend, verlegte er sich nun auf ein regelmäßiges Studium. Zu diesem Zwecke begann der siebenunddreißigjährige Mann in Paris noch einmal mit der Erlernung der lateinischen Sprache, setzte sich mit den kleinen Knaben noch einmal auf die Bank und besuchte während 18 vollen Monaten die

grammatikalische Schule. Dann trat er in das St. Barbara Kollegium und warf sich mit solchem Eifer auf das Studium der Philosophie, daß er nach angehörtem dreijährigem Lehrkurs mit glänzendem Erfolg die öffentliche Prüfung bestand und die akademischen Würden und Auszeichnungen davontrug. Hierauf begann Ignaz das Studium der Theologie mit einem der Heiligkeit dieser Wissenschaft angemessenen Ernste und Fleiße. Täglich wohnte der fromme Student dem heil. Meßopfer bei, wöchentlich empfing er die heil. Sakramente der Buße und des Altars, zweimal täglich warf er einen prüfenden Blick auf seine Gedanken, Worte und Werke, jeden Tag prüfte er sich über die gemachten Fortschritte, verglich einen Tag mit dem andern, eine Woche mit der andern, einen Monat mit dem andern und spornte so Geist und Herz zur beständigen Thätigkeit an.

Gott segnete den eisernen Willen des unermüdlichen Streiters; durch das regelmäßige Studium der heiligen Wissenschaften wurde sein feuriger Geist veredelt und gezügelt, mit dem übergroßen Eifer verband sich eine höhere Klugheit, die vieljährigen, unzähligen Prüfungen und Lebenserfahrungen wirkten heilsam auf sein rasches Gemüth und machten ihn allmälig fähig für den hohen Beruf, zu dem ihn die göttliche Vorsehung auserlesen.

Das hohe Ziel seiner Lebensaufgabe unverrückt im Auge haltend und unentwegt auf das Ziel seiner Bestimmung hinsteuernd, gelangte Ignaz bei reiflicher Ueberlegung zur Ueberzeugung, daß gleichwie zum Siege über sich selbst der eigene Wille nicht genüge, so auch zum Siege über Andere die Kraft des Einzelnen nicht hinreiche. Er suchte sich daher mit Gottes Gnade Genossen auf seinem Lebenspfade und war so glücklich, unter der großen Zahl der in Paris Studirenden sechs Jünglinge zu finden, welche mit ihm die gleichen Gefühle und Bestrebungen theilten.

Diese sechs Jünglinge waren Peter le Febvre von Villaret aus Savoyen, Franz von Xaver, Jakob Lainez von Almazan, Alphons Salmerone aus der Gegend To-

ledos, Niklaus Alphonso, von seinem Geburtsorte Babadiglia zubenannt, alle vier aus Spanien, und Simon Rodriguez d'Azevedo von Buzella aus Portugal. — Alle Sechs hatte Ignaz von Loyola zuerst einzeln kennen gelernt, mit Jedem einzeln Freundschaft geschlossen, Jeden einzeln über seinen Beruf und seine Anlagen geprüft und auf das Engste mit sich verbunden. Keiner wußte von dem Andern etwas, Jeder glaubte, er sei der einzige Vertraute des eifrigen Mannes. Als sich Ignaz von der Tüchtigkeit und dem Berufe eines Jeden nach langer sorgfältiger Prüfung überzeugt, da glaubte er, der Zeitpunkt sei gekommen, dieselben miteinander bekannt zu machen und durch gegenseitige Bande zu vereinigen. In dieser Absicht empfahl er einem Jeden, von Gott durch Gebet, Fasten und Bußübung höhere Erleuchtung zu erflehen, damit der Herr ihm die Art und Weise offenbare, wie er die Ehre Gottes und das Heil der Seelen am besten fördern könne. Bis zu einem bestimmten Tage solle Jeder hierüber einen Entschluß fassen, ihm denselben mittheilen und Jeder werde dann erfahren, daß er nicht einzeln in diesem edeln Bestreben stehe.

Nach Verfluß der anberaumten Zeit kamen alle sechs zu Ignaz und waren hoch erfreut, hier Gesinnungsgenossen anzutreffen. Nachdem die sieben Männer sich umarmt, fielen sie auf die Knie und verrichteten ein gemeinschaftliches Gebet; sodann sprach Ignaz*):

„Der Himmel hat euch zu Werken auserwählt, die, ich „fühle es tief in meinem Innersten, für das Heil der „Menschen von nicht geringer Wichtigkeit sein werden. „Wie sehr muß nicht bei dem Anblick solcher Genossen „euer Muth sich beleben und euere Kraft steigen; denn „wenn schon jeder Einzelne für sich zu großen Dingen „für die Ehre Gottes und der Kirche fähig gewesen, „welche Kraft muß nicht erst in eueren vereinten Be„mühungen liegen! Wenn ihr alle zusammen nur einen

*) Wir geben diese Rede nach Bartoli, vergl. Brühl S. 102.

„Leib und eine Seele bilden werdet, welche Früchte für
„das höchste aller Güter lassen sich nicht davon erwar-
„ten! Ihr hattet hinreichend Zeit, darüber nachzuden-
„ken, nun müsset ihr euch aussprechen. Ich für meine
„Person habe nur einen Wunsch, nämlich mit Gottes
„Hülfe mein Leben nach dem Beispiele Jesu Christi, dem
„Vollkommensten und Untadelhaftesten von Allen, ein-
„zurichten. Der allerbeste Mensch ist unstreitig derjenige,
„der diesem Vorbilde am nächsten kommt. Nun begnügte
„aber der Erlöser sich nicht damit, selbst heilig zu sein;
„er verwandte seine ganze Lebenszeit auf das Heil der
„Welt, ja er litt sogar den Tod dafür. In diesen bei-
„den Punkten nun wünsche ich, so weit meine Schwach-
„heit es zuläßt, Jesus nachzuahmen, indem ich sowohl
„auf meine eigene Vervollkommnung, als auf das Wohl
„meiner Brüder hinarbeite. Ich weiß zwar recht wohl,
„daß ein beschauliches Leben viel gefahrloser, ruhiger
„und angenehmer ist; allein dürfen wir unseren eigenen
„Trost dem Ruhme Gottes vorziehen, der durch nichts
„so sehr erhöht wird, als durch die Förderung des
„Seelenheils, wofür der Erlöser wirkte, litt und starb?
„Kann man von der Liebe zu Gott erfüllt sein, ohne
„daß man auch laue Seelen zu begeistern sucht? Kann
„man vom göttlichen Licht erleuchtet sein, ohne dieses
„auch vor den Augen der Blinden glänzen zu lassen?
„Kann man auf himmlischem Pfade wandern, ohne
„Solchen, die sich davon entfernen, die Hand zu bieten?
„Sollte man fürchten müssen, dadurch, daß man An-
„dern davon mittheilt, einen Theil der himmlischen Ga-
„ben zu verlieren, oder weil man seine Brüder auf den
„rechten Weg führt, selbst irre zu gehen? Nein, gewiß
„nicht! Ja sogar, wenn man dabei blos seinen eigenen
„Vortheil im Auge hat, so wird dadurch Verdienst und
„Ehre gefördert. Doch was spreche ich von persönlichem
„Nutzen? Darf die lebendige, edle Liebe, die in unsern

„Herzen glüht, berechnen? Blicken wir auf unseren „Erlöser; er ist unser Vorbild. Jesus, der auf dem Cal„varienberge unsere Brüder mit seinem Blute erkauft hat, „er wünscht, er verlangt dies von uns;" sein Wunsch, „sein Wille sei uns Gesetz."

Nachdem Ignaz auf solche Weise den Zweck seiner Bestrebungen dargelegt und den von ihm gefaßten Lebensplan eröffnet hatte, forderte er die übrigen auf, ihre Ansichten und Entschlüsse ebenfalls mitzutheilen. Alle erklärten mit einem Munde, daß Ignaz ihnen aus dem Herzen gesprochen und daß sie keinen andern Wunsch kennen, als vereinigt zur Ehre Gottes für ihr eigenes und des Nächsten Heil zu arbeiten. Hierauf wurde die Frage berathen, auf welche Weise, in welchem Lande und zu welcher Zeit der vorgefaßte Plan am besten ausgeführt werden könne.

Ignaz schlug hiefür das gelobte Land vor. „Das Land, „in welchem Jesus Christus das große Werk der Erlösung und „der Befreiung der Menschheit vollbracht, liegt gegenwärtig in „der Sklaverei des Bösen und schmachtet in den Fesseln der „Sünde. Dieses Land ist der geeignetste Ort für die Ausfüh„rung unseres Werks. Wie glücklich würden wir sein, an dem„selben Ort, wo das Blut des Erlösers floß, für eine solche „Sache unser Blut zu vergießen!" so lautete der Vorschlag Ignazens und „„In das gelobte Land"" — war die einstimmige Antwort aller sechs Anwesenden. Ueber die Zeit der Ausführung wurde einstimmig erkannt, daß zuerst während den folgenden drei Jahren alle sieben Genossen ihre theologischen Studien vollenden und die heil. Priesterweihe empfangen sollen, erst dann sei zur Ausführung des Planes zu schreiten. Würde jedoch dannzumal die Reise in das gelobte Land wegen Kriegsereignissen oder andern Hindernissen unmöglich sein und sich während Jahresfrist die Verhältnisse nicht besser gestalten, so sei der Entscheid über das, was ferner zu thun sei, dem Papste anheim zu stellen, dessen Verfügungen sich die Genossen in Allem zu unterwerfen hätten. — Was endlich die Art und

Weise der Ausführung betrifft, so wurde eben so einhellig festgesetzt, daß das Werk auf keinem andern Wege, als dem der freiwilligen Armuth und der vollkommenen Entsagung anzustreben sei.

Nach diesen einhellig gefaßten Beschlüssen kamen die sieben Genossen überein, am nächsten Mariahimmelfahrtsfeste sich durch Gelübde zur Ausführung ihres Vorhabens zu verpflichten; gleichzeitig versprachen sie sich das tiefste Stillschweigen über ihren Plan. Den 15. August 1534, am Feste der Himmelfahrt Mariens, fanden sich alle sieben Genossen in einer unterirdischen Kapelle der Liebfrauenkirche auf dem Märtyrerberg Montmartre ein; Le Fèbvre, welcher bereits Priester war, brachte das heil. Meßopfer dar. Bei der Kommunion wandte er sich um, die heil. Hostie in den Händen haltend, und Alle, Einer nach dem Andern, legten sofort das vierfache Gelübde ab, 1) freiwillige Armuth zu beobachten, 2) ewige Keuschheit zu halten, 3) nach dem gelobten Lande zu ziehen, 4) sich dem Willen des Papstes zu unterwerfen. Hierauf brachten die in heiliger Wonne schwimmenden Männer dem Herrn ein Dankgebet dar und zogen sich an einen einsamen Ort zur Quelle des heil. Dionis zurück, genossen ein kleines Mittagsmal mit einander und brachten den Rest des Tages mit Festsetzung ihrer künftigen Lebensweise zu. — Dem Ignaz von Loyola wurde als dem Haupte und Stifter die Stelle eines Vaters über die junge Gesellschaft übertragen; sodann wurde bestimmt, daß Jeder seine Studien auf die bisherige Weise ohne gemeinschaftliches Zusammenleben fortzusetzen habe; von Zeit zu Zeit sollten jedoch bald bei Diesem, bald bei Jenem gemeinschaftliche Zusammenkünfte gehalten werden, um durch fromme Gespräche und Aufmunterungen die gegenseitige Liebe zu beleben. Innerhalb drei Jahren hatten alle Glieder der Gesellschaft ihre theologischen Studien zu vollenden und sich den 25. Jenner 1537 — am Tage Pauli Bekehrung — in Venedig einzufinden, um von da aus die Reise in das gelobte Land anzutreten. Bis dahin aber solle alle Jahre am Festtage

der Mariahimmelfahrt das vierfache Gelübde in der Liebfrauenkirche auf dem Märtyrerberg von allen Genossen erneuert werden.

In seliger Freude trennten sich am Abend die sieben Genossen; Jeder kehrte Gott lobend und preisend in seine Wohnung zurück. Keiner ahnte wohl die weltgeschichtlichen Folgen, welche in der Zukunft aus diesem einfachen Zusammentritt hervorgehen sollten! Aus einem kleinen Kern sproßt die Zeder und Eiche hervor, die großen Ereignisse haben einen kleinen Anfang. So zeigt sich Gottes Rathschluß im Buche der Natur und der Geschichte.

Während die junge Gesellschaft in Paris mit gewissenhafter Treue die festgesetzten Lebensregeln erfüllte, wurde Ignaz krank. Heftige Magenleiden warfen in auf das Lager und die Aerzte erklärten seine Genesung für unmöglich, wenn er nicht sofort Paris verlasse und in seine Heimat zurückkehre, um durch die vaterländische Luft seine geschwächten Lebenskräfte zu erfrischen. Wenn auch mit Wehmuth, unterwarf er sich dem ärztlichen Befehl, unter Thränen trennte sich der Vater von seinen geliebten Söhnen und kehrte im Jahre 1535 nach Spanien zurück. Schon die Reise wirkte wohlthätig auf seine gestörte Gesundheit, ein mehrmonatlicher Aufenthalt in der Heimath stärkte dieselbe vollends. Vergebens beschworen ihn die Verwandten, seine Wohnung auf dem väterlichen Schlosse aufzuschlagen, Ignaz nahm unweit desselben seine Einkehr im Spital der heil. Magdalena zu Aspeyzia und theilte seine Zeit zwischen Gebet und Werken der christlichen Nächstenliebe. Ein einziges Mal gieng er auf das väterliche Schloß: um „Christi Willen" hatte ihn seine fromme Schwägerin hiefür gebeten, um „Christi Willen" entsprach Ignaz dem Gesuch, gab den Verwandten herrliche Lehren, forderte sie mit zärtlicher Liebe zur Nachfolge Christi auf und eilte in seinen geliebten Spital

zurück. Später brachte Ignaz noch einige Zeit in der Karthause „zum Thale Christi" zu und entschloß sich sodann nach glücklich hergestellter Gesundheit zur Abreise nach Italien, um daselbst die Angelegenheiten seiner jungen Gesellschaft vorzubereiten.

In dieser Absicht schiffte er sich zu Valencia nach Genua ein; von Genua zog er zu Fuß durch die Lombardei, überschritt unter mannigfachen Hindernissen und Gefahren die Apenninen, kam nach Bologna und befand sich Anfangs des Jahres 1536 in Venedig.

Auch seine Genossen in Paris bereiteten sich allmählig zur Abreise nach Italien. Ihre Anzahl hatte sich mittlerweile um drei Mitglieder vermehrt, es waren dies: Claudius Le Jay aus der Gegend von Genf, Paskasius Brouet von Bretancourt (in der Gegend von Amiens) und Johann Codüre von Embrün in der Dauphiné. Alle drei waren Doktoren der Theologie, alle drei hatten unter Peter Le Febvre, welcher während Ignazius Abwesenheit die Stelle des Vorstehers vertrat, die viersachen Gelübde in der Liebfrauenkirche auf dem Montmartre abgelegt, alle drei brannten von Begierde, den verehrten Ignaz — den Vater der Gesellschaft — persönlich kennen zu lernen. Im Herbst 1536 verließen alle neun Genossen in zwei Abtheilungen die Stadt Paris; in der Stadt Meaux trafen sie wieder zusammen und von da an machten sie die Wanderung gemeinschaftlich. Sie gingen Alle zu Fuße; ihre Kleidung bestund aus einem armseligen kurzen Rocke, wie er dazumal bei den Studirenden zu Paris Mode war, in der Hand einen Pilgerstab, um den Hals einen Rosenkranz, auf dem Rücken einen Bündel mit Büchern. Ihr Aeußeres war so bescheiden und ernst, daß die Vorübergehenden oft stehen blieben und ihnen verwundert nachsahen. Gebet, Betrachtungen, fromme Ansprüche, hie und da die Absingung eines Psalms waren ihre täglichen Beschäftigungen. Nur eine kleine Summe Geldes hatten sie auf die Reise genommen, um die unvermeidlichsten Auslagen zu bestreiten; knapp und ärmlich war ihre Nahrung;

jeder Tag glich einem Fasttag. Kamen sie Abends in einer Herberge an, so dankten sie Gott auf den Knieen für die Wohlthaten des verflossenen Tages, ebenso erflehten sie jeden Morgen Gottes Schutz. Ihre Eintracht war herzlich, ihr Verhältniß brüderlich; Alle waren gleich; bei Berathungen gab Jeder seine Stimme und die Mehrheit entschied.

Um die Provence auszuweichen, wo dazumal viel Kriegsvolk lag, schlugen die frommen Pilger ihren Weg nach Lothringen ein, besuchten den berühmten Wallfahrtsort St. Nicolas und wendeten sich von da nach Deutschland. Die Witterung gestaltete sich höchst ungünstig. Schon in Lothringen wurden sie von anhaltendem Regenwetter überfallen und in Deutschland fanden sie einen so dichten Schnee, daß sie mehrmals genöthigt wurden, zwei bis drei Tage zuzuwarten, bis die Bahn wieder geöffnet war. In Deutschland trat ihnen noch eine Schwierigkeit anderer Art entgegen. So gut sie in den katholischen Ortschaften aufgenommen wurden, so feindselig begegnete man ihnen in den protestantischen Städten. Kaum betraten sie eine solche, so schaarte sich die Menge um die neun Männer zusammen, welche Pilgerstab und Rosenkranz keineswegs verbargen, sondern ihren katholischen Glauben offen bekannten. Nicht selten traten die lutherischen Prediger zu den Pilgern, begannen mit ihnen Religionsgespräche und überließen dieselben, wenn sie ihrer Gelehrsamkeit weichen mußten, dem Spotte der gaffenden Menge. Sechszehn Meilen von Konstanz entfernt wurden sie in einem ganz von Lutheranern bewohnten Dorfe von einem abgefallenen katholischen Priester ebenfalls zu einem Gespräch über die Religion herausgefordert; die Unterredung wurde in lateinischer Sprache geführt, dauerte den ganzen Vormittag, wurde Nachmittags wieder fortgesetzt und endigte mit der gänzlichen Niederlage des Predikanten. Beim Weggehen drohte dieser den Pilgern mit seiner Rache und sagte den Umstehenden in deutscher Sprache: „Er werde wieder kommen und die neun Männer in Kerker legen lassen.“ Sogleich berichteten die guten Leute die Pilger über die Drohung des Predikanten und forderten sie auf,

sich sogleich zu flüchten; allein die neun Männer waren sich keines Vergehens bewußt, sie beschlossen, die drohende Gefahr im Vertrauen auf Gott abzuwarten, brachten die ganze Nacht großentheils in Gebet und gegenseitiger Aufmunterung zu und erwarteten mit Ruhe den kommenden Tag. Sie hatten ja das Gelübde abgelegt, für Christus Alles zu leiden und sogar das Leben herzugeben: sollten sie hier Marter oder gar den Tod für den Glauben finden, so erreichten sie ja schon in Deutschland, was sie in Palästina zu finden hofften. Allein die Nacht verging ruhig und am folgenden Morgen setzten sie mit Hülfe eines freundlichen Wegweisers die Reise ungestört fort, gelangten auf einem Fußwege nach zehn Meilen wieder auf die Heerstraße, erreichten ohne fernere Hindernisse Italien und langten am vierundfünfzigsten Tage, nachdem sie Paris verlassen, in Venedig an.

Den 8. Jenner 1537 drückte Vater Ignaz die geliebten Söhne an sein freudiges Herz; er hatte während der langen Trennung keines seiner Kinder verloren, im Gegentheil die Zahl derselben war, wie wir gesehen, um drei ehrenwerthe Glieder vermehrt; Ignaz hieß alle neun Genossen herzlich willkommen und ein freudenreiches Dankopfer stieg im Namen Aller zum Himmel empor.

In Venedig beschäftigten sich nun die zehn Männer mit der Ausführung ihres Gelübdes und mit den nöthigen Vorbereitungen zur Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande. Auf die Weisung des Vaters Ignaz vertheilten sie sich zuerst in die drei Spitäler Venedigs und brachten die Zwischenzeit mit Liebeswerken zu; in der heil. Fastenzeit aber brachen alle Neun nach Rom auf, um vom heil. Vater die Erlaubniß zu erflehen, im gelobten Lande sich niederzulassen und da für die Verbreitung des Evangeliums zu arbeiten. Ignaz einzig blieb aus besonderen Gründen in Venedig zurück und arbeitete da an der Bekehrung der Sünder, wobei er allerlei Unbilden und Leiden auszustehen hatte. Durch Vermittlung des spanischen Gesandten, Peter Ortiz, wurden die neun Männer in Rom dem Papste,

Paul III, vorgestellt. Ortiz lobte dem heil. Vater die Tugenden und Talente der Pilger, hob ihre freiwillige Armuth und ihren Glaubenseifer hervor und eröffnete, dieselben seien nach Rom gekommen, um den Segen Sr. Heiligkeit und die Erlaubniß zu einer Reise nach Palästina einzuholen, wo sie das Evangelium zu predigen gedächten. Paul III wollte sich von der Fähigkeit und den Kenntnissen der neun Männer selbst überzeugen. Er hatte die Gewohnheit, während dem Mittagsmahl Gelehrte vor sich zu berufen und ihre Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände anzuhören. Zu dieser gelehrten Unterredung berief er die Ankömmlinge auf den folgenden Tag. Der spanische Gesandte führte die neun Männer selbst in den Palast und diese beantworteten die ihnen von den römischen Gelehrten vorgelegten Fragen mit so tiefer Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit und mit so großer Anspruchslosigkeit, daß der Papst seine volle Zufriedenheit aussprach und hoch erfreut sich äußerte: „Wir schätzen uns glücklich, so große Gelehrsamkeit und so große Demuth miteinander vereinigt zu finden." Hierauf fragte der heil. Vater die neun Männer wohlwollend: „Was er für sie thun könne?" und als diese ihre Bitte um den päpstlichen Segen und die Erlaubniß zur Bekehrung des gelobten Landes wiederholten, da breitete Paul III seine Hände liebreich über sie aus und gab ihnen den apostolischen Segen. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß, sich unter dem Titel „freiwillige Arme" zu Priestern weihen zu lassen, ließ ihnen ein Almosen von sechszig Dukaten verabfolgen; gab ihnen jedoch den Rath, die Reise nach dem gelobten Lande noch zu verschieben, bis die Kriegsereignisse gegen die Türken einen günstigeren Verlauf genommen.

In seliger Freude eilten die neun Genossen nach Venedig zurück, um ihrem Vater Ignaz diese gute Nachricht zu überbringen. In Erwartung der günstigeren Zeitereignisse empfingen hierauf jene Mitglieder der Gesellschaft, welche noch nicht Priester waren, die heiligen Weihen und widmeten sich in Venedig, wie früher, den Werken der christlichen Nächstenliebe. Unterdessen gestalteten sich aber die Kriegsverhältnisse von Tag zu Tag

schwieriger, die Hoffnung nach dem gelobten Lande zu gelangen trübte sich mehr und mehr. In solchen Umständen zogen sich die neun Genossen zuerst in einsame Gegenden zurück, übten Werke der Buße und Abtödtung und versammelten sich dann auf den Ruf ihres Oberhaupts in Vicenza zu einer gemeinschaftlichen Verabredung.

In der Nähe der Stadt Vicenza lag ein altes zerstörtes Kloster, die Mauern waren zerbröckelt, das Dach durchlöchert, Thüren und Fenster zerschlagen. In diesem verlassenen Klostergemäuer schlug Ignaz seine Wohnung auf und hier hielt er die Zusammenkunft mit seinen Genossen. Nach reiflicher Ueberlegung und heiligem Gebete faßte die Versammlung den Beschluß, Vater Ignaz solle sich mit Le Fevbre und Laynez nach Rom begeben, um dem Papste die Schwierigkeiten, welche sich der Erfüllung ihres Gelübdes bis jetzt entgegengesetzt, darzulegen und dessen fernere Weisungen zu empfangen. Unterdessen sollen die übrigen Mitglieder der Gesellschaft sich in die verschiedenen Universitätsstädte Italiens vertheilen und da durch Predigen und Belehrungen vorzüglich die studirende Jugend auf die Bahn des Heils zu führen trachten.

Um ihrer Wirksamkeit mehr Gleichförmigkeit zu geben, wurden folgende Lebensregeln festgesetzt.

1) Alle Genossen der Gesellschaft sollen nur von Almosen leben und stets in den Hospitälern ihre Einkehr nehmen.
2) Wo mehrere Mitglieder bei einander wohnen, da soll Jeder abwechselnd eine Woche lang das Amt des Oberen führen, damit Keiner in seinem Eifer zu weit gehe.
3) Auf öffentlichen Plätzen und überall, wo es ihnen gestattet werde, sollen die Genossen Predigten halten, vorzugsweise über die Schönheit und die Belohnungen der Tugend, wie über die Häßlichkeit und die Strafen des Lasters sprechen, in ihren Vorträgen aber mehr auf den Geist Gottes als auf menschliche Beredsamkeit bauen.
4) Wo und wie immer möglich sollen die Genossen sich dem Nächsten nützlich machen, für ihre Dienstleistungen jedoch

niemals eine Belohnung annehmen, sondern es für eine allzugroße Ehre anrechnen, wenn sie etwas zur Verherrlichung Gottes beitragen können.

5) Frage man einen Genossen, welcher Gesellschaft er angehöre, so soll er einfach antworten: „der Gesellschaft Jesu."

Hierauf wurden die Städte, wohin Jeder sich zu begeben habe, bezeichnet; Ignaz, Le Febvre und Laynez wurden nach Rom, Franz Xaver und Babadiglia nach Bologna, Rodriguez und Le Jay nach Ferrara, Paskasius Brouet und Salmerone nach Siena und Codüre nach Parma bestimmt; in brüderlicher Liebe trennte sich die Gesellschaft und so sehen wir den ersten Keim des in Paris gesäeten ersten Kerns hervorsprossen. Es geschah dies zu Vicenza zu Ende des Jahres 1537.

In der ewigen Stadt angelangt, stellte sich Ignaz mit seinen zwei Begleitern vor dem Papste. Huldvoll nahm dieser die wackern Männer auf, billigte ihr Vorhaben und gab ihnen die vorläufige Weisung, bis zum endlichen Entscheide bezüglich des gelobten Landes einstweilen in Italien für das Seelenheil der Menschen zu arbeiten. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit beauftragte Se. Heiligkeit den Ignaz sofort, an die Bekehrung Roms zu schreiten und durch Predigten, Vorträge und geistliche Uebungen das Volk zu Gott zurückzuführen; die beiden Begleiter desselben aber, Le Febvre und Laynez wurden zu Professoren der Theologie ernannt. So trat die durch Loyola gestiftete Gesellschaft allmählig in Wirksamkeit; das seeleneifrige Auftreten der durch Wissenschaft und Tugend gleich ausgezeichneten Genossen war von dem herrlichsten Erfolge in ganz Italien begleitet; nicht nur die studirende Jugend, sondern selbst betagte Männer schlossen sich dem Unterrichte und den Unterweisungen der Sittenprediger an, der ziemlich vernachlässigte Empfang der heiligen Sakramente wurde wieder allgemein und in wenigen Monaten zeigte sich in Rom, Bologna, Ferrara, Siena und Parma eine auffallende sittliche Wiedergeburt.

Auf heil. Ostern 1538 berief Ignaz sämmtliche Genossen der Gesellschaft nach Rom, um einen endlichen Entscheid über ihre Bestimmung zu fassen. Die Möglichkeit, nach Palästina zu reisen und dort das christliche Evangelium zu verkünden, war ganz verschwunden; der Zeitpunkt war daher angerückt, diesen Theil ihres Gelübdes fallen zu lassen und gemäß der in Paris getroffenen Uebereinkunft mit Genehmigung des heiligen Vaters einen andern Wirkungskreis auszuwählen.

Vater Ignaz eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten und Vorschlägen*):

„Gott hat uns den Weg nach Palästina verschlossen „und doch wird das Verlangen, zur Förderung fremden „Seelenheiles beizutragen, von Tag zu Tag stärker in „unsern Herzen. Schon hiedurch gibt der Herr uns einen „Wink, daß wir uns nicht auf ein einzelnes Land be„schränken dürfen, während die ganze Erde unsere Thä„tigkeit in Anspruch nimmt. Dürfen wir nun unter „solchen Verhältnissen uns von einander trennen, so daß „ein jeder das große Werk nach Belieben aufgeben oder „fortsetzen kann? Läßt es sich wohl denken, daß Gott „Leute von verschiedenen Nationen auf eine so wunder„bare Weise vereinigte, sie mit so starken Banden gegen„seitiger Liebe an einander kettete, ihnen so übereinstim„mende Bestimmungen und ein so mächtiges Verlangen, „einzig und allein für Gottes Ehre zu wirken, einflößte, „damit sie nach so langjährigem Studium, nach so viel„fachen Reisen endlich nur deßwegen in Rom zusammen „kommen sollten, um sich wieder zu trennen und zwar „ohne ein anderes Zeichen der gegenseitigen Vereinigung, „als jenes einfache, liebevolle Andenken, das man abwe„senden Freunden schenkt? Nein, meine theuren Ge„fährten, Gott thut es meinem Herzen kund, daß alles „bisher Geschehene einen höhern Zweck hat; dieser Eifer

*) Vergl. Bartoli (Brühl S. 141 u. f. w.).

„für die Verbreitung der Erkenntniß und Ehre Gottes,
„dem zu Liebe wir Vaterland, Verwandte, Vermögen
„und Freiheit verlassen haben, darf nicht in uns erster-
„ben. Solches würde jedoch geschehen, wenn wir nicht
„dafür sorgten, daß unser Bestreben, unser Eifer und
„unsere Lebensweise Nachahmung fänden; allein das ist
„blos in dem Falle möglich, wenn wir unserer Gesell-
„schaft, wie sie gegenwärtig ist, eine Beständigkeit ver-
„schaffen, und dazu gehört wesentlich eine Einrichtung in
„der Form eines religiösen Ordens. Ein religiöser
„Orden, unter apostolischer Autorität gegründet, hat ein
„ganz besonderes Gewicht; es liegt eine besondere Kraft
„in der Vereinigung aller seiner einzelnen Theile; er hat
„besondere Mittel, um durch bestimmte Gesetze die Voll-
„kommenheit zu erreichen. Allerdings sehe ich voraus,
„daß ich bei diesem Unternehmen auf bedeutende Hinder-
„nisse stoßen werde, allein auf keinen Fall sind diese so
„groß, als die göttliche Kraft, auf welche ich vertraue. Mein
„Muth ist unerschütterlich. Wenn die beiden Ordensstifter
„Dominik und Franz ihr Unternehmen aus Furcht, das-
„selbe könnte scheitern, aufgegeben hätten, wie viele Se-
„lige wären nicht weniger im Paradies? Um wie viele
„gläubige Kinder wäre die Kirche, um wie viele Bei-
„spiele der Tugend die Welt ärmer? Ist bei mir die
„Furcht auch groß, so finde ich doch immer noch bedeutende
„Ursache zur Hoffnung, wenn ich bedenke, daß der Er-
„löser selbst uns Schutz und Hülfe hier verheißen hat.
„Wir haben deßhalb höchstens von uns selbst etwas zu
„fürchten, wenn wir nämlich auf die Gelübde hin, die
„uns bereits binden, zaudern würden, einen Rest von
„Freiheit zum Opfer zu bringen, indem wir eine Corpo-
„ration bilden, die sich zum Gehorsam gegen ihr Ober-
„haupt verpflichtet. Um dieses Vorhaben reiflicher zu
„überlegen, müssen wir uns jedoch, nach meiner Ansicht,
„einige Zeit durch die strengsten Bußwerke und das an-

„dächtigste Gebet darauf vorbereiten, um den Willen „Gottes hierüber kennen zu lernen; sodann wollen wir „die Stimmen sammeln und einen festen Entschluß fassen."

Sämmtliche Anwesende erklärten ihre Zustimmung zu dem Vorschlage des Vaters Ignaz. Sie brachten einige Tage in tiefster Zurückgezogenheit, Geistessammlung und Abtödtung zu; dann traten sie wieder zusammen und faßten einstimmig die Schlußnahme, ihre Gesellschaft in einen kirchlichen Orden umzuwandeln, sofort die Grundlage desselben auszuarbeiten und dann die Genehmigung des apostolischen Stuhls für das neue Institut einzuholen. Während drei Monaten versammelten sich die Genossen alle Abende zur Berathung; Punkt für Punkt wurde reiflich überdacht, erörtert und in Berathung gezogen. Gewöhnlich machte Vater Ignaz die Vorschläge, dann trat Jeder in seinem Geiste gleichsam vor den Richterstuhl Gottes, erörterte den Punkt, wie wenn er ihn persönlich gar nicht beträfe und gab sodann mit Verzichtleistung auf jede eigene Willensregung seine Meinung ab, welche gewöhnlich mit derjenigen seiner Genossen zusammentraf.

Nach vollendeter Berathung legte Loyola den Plan des neu zu gründenden Ordens durch Vermittlung des Kardinals Contarini Sr. Heiligkeit dem Papst Paul III vor. Der Papst nahm denselben wohlwollend auf, brach bei Durchlesung desselben in die Aeußerung aus: „Hier ist der Finger Gottes", und ließ den 3. September 1539 dem Ignaz durch den Kardinal Contarini melden, daß der apostolische Stuhl bereit sei, dem neuen Institut seine Genehmigung zu ertheilen; um jedoch dasselbe durch eine päpstliche Bulle zu einem kirchlichen Orden zu erheben, müsse der Plan vorher durch ein Kardinalkollegium reiflich geprüft werden. Der Papst setzte sofort ein besonderes Kollegium zur Prüfung dieser Angelegenheit nieder; in der Zwischenzeit kehrten die Glieder der Gesellschaft zu ihrer früheren Beschäftigung in die verschiedenen Städte Italiens zurück und erwarteten da den apostolischen Entscheid; Ignaz aber blieb in Rom.

In Rom nahm die Untersuchung keineswegs einen so günstigen Fortgang, wie die huldvolle Einleitung des Papstes hoffen ließ. Die Hauptperson des mit der Prüfung beauftragten Collegiums war Kardinal Guidiccioni. Dieser durch theologische Kenntnisse und tugendhaften Lebenswandel ausgezeichnete Prälat hatte bezüglich der kirchlichen Orden ganz besondere Ansichten. Er glaubte, das Wohl der Kirche erfordere eine allgemeine Reform des Klosterwesens; die bestehenden Orden seien auf vier zurückzuführen und auf diese Weise eine neue Belebung des Klosterlebens anzufachen. Natürlich stund die Gründung eines neuen Ordens, wie Ignaz vorschlug, mit der Ansicht des Kardinals in geradem Widerspruch. Guidiccioni erklärte sich daher schon von vornherein gegen den vorgelegten Plan, indem er den Grundsatz geltend machte: daß jeder neue Orden mit der Zeit wieder ausarte und dann durch seine Nachlässigkeit der Kirche mehr schade, als er ihr im Anfang durch seinen Eifer genützt habe. Statt die Orden durch einen neuen zu vermehren, solle man vielmehr die Zahl der schon bestehenden vermindern. Guidiccioni's Ansicht war in dem Collegium von großem Gewicht, sein hohes Ansehen und seine Verdienste um die Kirche machten die übrigen Mitglieder geneigt, seinem Gutachten beizutreten.

Zu dieser ungünstigen Wendung mochte auch noch ein anderer Umstand beigetragen haben. Ignaz und seine Genossen hatten durch ihre Predigten und geistlichen Uebungen in Rom großes Aufsehen, mitunter auch Haß und Neid erregt. Namentlich trat ein Augustiner-Mönch sogar auf der Kanzel gegen sie auf, warnte das Volk gegen diese neuen Sittenrichter und ließ durch Vertraute und Freunde allerlei Verläumdungen über dieselben unter das Volk ausstreuen. Vater Ignaz sah diesen Verläumdungen im Gefühle seiner Unschuld und im Vertrauen auf Gott ruhig entgegen; er nahm sich Christus zum Vorbild, welcher auf dem Meere mitten in dem Sturme und dem Brausen der Wogen ruhig in dem Schifflein schlief; er wußte, daß Jesus, welcher dazumal den Wogen und Winden mit einem einzigen Worte Ruhe gebot, auch diesen Verläumdungen und

Anfechtungen mit einem Winke Halt gebieten könne. Wirklich zeigte sich die Gelegenheit hiezu in kurzer Frist. Die gegen Ignaz ausgestreuten Anschuldigungen wurden von dem Gouverneur Roms aufgefaßt und Ignaz vor dessen Richterstuhl berufen. Als Ankläger trat hier Michael Navarro hervor; er behauptete Ignaz sei bereits in Alcala, Paris, Venedig als religiöser Unruhestifter eingezogen und verurtheilt worden; er selbst sei Augenzeuge davon gewesen und der Verurtheilte habe sich in diesen Städten nur durch schleunige Flucht der Strafe entzogen. Als Navarro seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen sich anerbot, da zog Ignaz statt aller Antwort einen Brief hervor und als der Ankläger die Schrift als die seinige erkannt hatte, gab er den Brief dem Richter zu lesen. In diesem Brief ertheilte Navarro selbst dem Ignaz das herrlichste Zeugniß und strafte so sich der Lüge. Gleichzeitig leitete es die Vorsehung, daß die drei Richter, welche in Alcala, Paris und Venedig die Handlungsweise des Ignaz untersucht und geprüft hatten, gerade in diesem Jahre in Rom anwesend waren; auch sie ertheilten der Unschuld des Verläumdeten ein entscheidendes Zeugniß und Ignaz ging endlich, wenn auch nach vielen und langen Trübsalen, vollkommen gerechtfertigt aus dieser Untersuchung hervor; der Augustiner-Mönch aber, welcher den Lärm angestiftet, warf bald hernach seine Maske weg, legte die Kutte ab, eilte nach Genf und wurde Protestant.

Trotz all' dieser Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich der Erhebung der Gesellschaft zu einem kirchlichen Orden entgegensetzten, verlor Ignaz keinen Augenblick die Hoffnung; ganz im Vertrauen auf Jesus, in dessen Namen er das Werk begonnen, sah er ruhig und heiter dem endlichen Entscheid entgegen. Alles was derselbe zur Erzielung einer günstigen Lösung that, war, daß er den Himmel mit seinem Gebete gleichsam bestürmte, wohl wissend, daß solche Angelegenheiten im Himmel und nicht auf Erden entschieden werden. Wirklich nahm seine Sache endlich eine ganz unvorhergesehene Richtung.

Kardinal Guidiccioni fühlte sich plötzlich bewogen, den Plan

Ignazens reiflich zu durchgehen; bei aufmerksamer Prüfung fand er nun denselben so bewunderungswürdig, daß er selbst in dem Collegium den Antrag stellte, denselben dem heiligen Stuhl zur Genehmigung zu empfehlen. Paul III empfing den Bericht des Kardinalkollegiums mit heiliger Freude und erhob den 27. September 1540 die Gesellschaft des Ignaz von Loyola durch eine Bulle zu einem kirchlichen Orden. So lange Zeit, so viele Prüfungen, so viele Hindernisse und Schwierigkeiten mußte Loyola zuerst in sich selbst und dann in Anderen besiegen, bis er endlich zu seinem Ziele gelangte. Es gibt nichts Großes in der Welt, das nicht zuerst durch Kampf und Anstrengung errungen und gleichsam erzwungen werden muß. Das Gold erhält seinen Glanz erst, wenn es durch die Esse des Feuers gegangen; der Diamant muß geschliffen werden, um wasserhell zu strahlen und der Verstand des Menschen bedarf zu seiner Entwicklung vieljähriger Anstrengung, Forschung und Uebung: nur anhaltende Arbeit schafft ein dauerhaftes Werk.

Die päpstliche Bulle, welche die apostolische Genehmigung ausspricht, beginnt mit den Worten: „Regimini militantis Ecclesiæ“ und enthält in ihrem Texte den von Ignaz vorgelegten Ordensplan; zur Vervollständigung unseres Bildes lassen wir hier dieselbe in ihrem Wortlaute folgen:

„Paul Bischof, Diener der Diener Gottes ꝛc.

„Zur Leitung der streitenden Kirche von Gott trotz Unserer Unwürdigkeit berufen und für das Heil der Seelen gemäß Unserer Hirtenpflicht sorgend, liegt es in unserer Aufgabe, mit Unserer apostolischen Vollmacht alle Jene zu unterstützen, welche für dieses Ziel arbeiten und alles das zu fördern, was nach Zeit und Umständen zur Erreichung desselben beitragen kann. In dieser Zeit haben Wir nun vernommen, daß Unsere geliebten Söhne Ignazius von Loyola, Petrus Faber, Jakobus Laynez, Klaudius Jajus, Paschasius Broet, Franziskus Xavier, Alfonsus Salmeron, Simon Rodericus, Joannes Conduri und Nico-

laus von Bobadilla, sämmtlich Priester aus verschiedenen Diözesen und Magister der schönen Künste, auf der Universität zu Paris graduirt und in den theologischen Wissenschaften durch vieljähriges Studium geübt; Wir haben vernommen, daß diese unsere geliebten Söhne, angetrieben durch den heil. Geist, wie man billig annimmt, aus verschiedenen Gegenden der Erde zusammengetreten, allen Reizen der Welt entsagt und sich verbrüdert haben, um ihr Leben ganz dem Dienste Unseres Herrn Jesu Christi und des apostolischen Stuhls zu widmen; daß dieselben schon mehrere Jahre mit lobenswerthem Eifer im Weinberge des Herrn arbeiten, indem sie überall nach vorläufig erhaltener Bewilligung das Wort Gottes verkünden, die Gläubigen zu einem guten Lebenswandel auffordern und zu frommen Betrachtungen einladen, die Spitäler besuchen, die Jugend und unwissende Leute in der christlichen Religion unterrichten und endlich alle jene Liebespflichten erfüllen, welche zum Trost der Seelen gereichen.

„Diese Unsere geliebten Söhne sind in Unsere Stadt gekommen und haben zur Erhaltung und Vervollkommnung ihrer Gesellschaft bestimmte Regeln aufgestellt und gemäß den Räthen des Evangeliums und den Lehren der Kirchenväter sich eine Lebensordnung gegeben, welche nicht nur von vielen frommen, glaubenseifrigen Männern gelobt, sondern sogar zur Nachahmung auserwählt wird.

„Folgendes ist der Inhalt dieser Regeln:

„„Unsere Gesellschaft führt den Namen „Gesellschaft Jesu". Sie streitet unter der Fahne des heil. Kreuzes für Gott und den Stellvertreter Christi auf Erden — den Papst.

„„„Wer in unsere Gesellschaft tritt, der soll das feierliche Gelübde der Keuschheit ablegen und sich verpflichten, für das Heil der Seelen, für die Beförderung des christlichen Lebens und der christlichen Lehre und für die Verbrei-

tung des Glaubens durch Predigen, durch Verkündung des göttlichen Worts, durch geistliche Uebungen, durch Werke der Liebe, besonders durch christliche Erziehung der Jugend und der Ungebildeten, durch Beichthören und geistliche und geistliche Tröstungen zu arbeiten; er soll Gott immer vor Augen haben und den Zweck dieser Gesellschaft als Mittel, um zu Gott zu gelangen, aus allen Kräften anstreben, Jeder nach der von Gott empfangenen Gnade und seinem Berufe mit durch die Vernunft geleitetem Eifer.

„„Damit in der Gesellschaft Ordnung herrsche, wählt dieselbe einen Vorsteher, welcher einem Jeden seine Arbeit und seine Pflichten anweist. Der Vorsteher hat die Vollmacht, die zur Erzielung des Ordenszwecks nöthigen Verordnungen zu erlassen; doch soll er sich hiezu des Raths der Mitbrüder bedienen, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheidet. In wichtigen, nachhaltigen Angelegenheiten wird der Vorsteher so viel möglich sämmtliche Mitglieder zusammenberufen und berathen; in minder wichtigen wird er den Rath derjenigen Mitglieder, welche am gleichen Orte mit ihm wohnen, einholen. Das Recht des Befehlens kömmt aber immer dem Vorsteher zu.

„„Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen nicht nur bei ihrem Eintritt, sondern Tag für Tag während ihrem ganzen Lebenslauf beherzigen, daß unsere gesammte Gesellschaft wie jeder Einzelne dem päpstlichen Stuhle zu treuem Gehorsam verpflichtet ist. Obschon jeder Christ nach der Lehre des Evangeliums und des orthodoxen Glaubens dem römischen Papste, als dem Stellvertreter Christi, Gehorsam schuldig ist, soll dennoch ein Jeder von uns nebst dieser allgemeinen Verpflichtung noch das besondere Gelübde ablegen, Alles getreulich und ohne Widerreden zu vollziehen, was immer der Papst zur Verbreitung des Glaubens und zur Beförderung des Seelenheils von uns verlangt, möge er uns in dieses

oder jenes Land, zu den Türken oder andern Ungläubigen, selbst in die fremden Welttheile, nach Indien, zu Ketzern und Schismatikern oder aber zu gläubigen Nationen senden.

„„Bevor Jemand in unsere Gesellschaft tritt und seinen Schultern eine solche Last auferlegt, soll er sich lange und reiflich prüfen, ob er die Kraft zur Vollbringung eines solchen Werkes besitze und ob die Gnade des heil. Geistes in ihm so stark sei, um das Gewicht eines solchen Berufes zu ertragen; ist er aber der Gesellschaft beigetreten und hat er sich in diese christliche Kriegsschaar anwerben lassen, so sei er Tag und Nacht gewaffnet, um jeden Augenblick aufbrechen zu können. Keine Vorliebe, keine Abneigung irgend eines Landes soll unter den Genossen herrschen, deßwegen soll Keiner, weder mittelbar oder unmittelbar, mit dem Papst über diese oder jene Sendung Rücksprache halten, sondern diese Sorge ganz dem Entscheide Gottes, des Papstes und des Vorstehers anheimstellen; selbst der Vorsteher soll über seine eigene Sendung mit dem Papste nicht unterhandeln, es sei denn, er erhalte von der Gesellschaft den Auftrag hiezu.

„„Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen dem Vorsteher Gehorsam geloben in Allem, was auf die Erfüllung unserer Regel Bezug hat. Der Vorsteher selbst aber soll in seinen Befehlen Gott und den Zweck unserer Gesellschaft im Auge haben, mit Güte und Milde handeln, die Liebe Christi und das Beispiel Petri und Pauli nachahmen; sowohl er als die Versammlung soll immer auf dieses Vorbild blicken.

„„Besonders hat die Gesellschaft sich dem christlichen Unterrichte der Knaben und der Ungebildeten zu widmen, sie soll dieselben nach Zeit, Ort und Umständen in der christlichen Lehre, in den zehn Geboten Gottes und den übrigen Grundlagen der Religion unterrichten. Auf diesen Punkt haben die Vorsteher und die Versammlung

besonders zu dringen, denn ohne feste Grundlage kann einerseits das Gebäude des Glaubens in Anderen nicht aufgeführt werden und anderseits sind wir, wie gelehrt wir uns glauben, desto geneigter, diesen Anfangsunterricht, als zu wenig glänzend, zu vernachlässigen, und doch gibt es kein nützlicheres Werk für das Seelenheil des Nächsten wie für unsern eigenen Fortschritt in der Liebe und der Demuth, als gerade diesen Unterricht.

„„Niemals kann die Uebung der Demuth genugsam empfohlen werden. Die Mitglieder der Gesellschaft sollen daher in allem, was auf die Gesellschaft Bezug hat, dem Vorsteher unterwürfig sein; sie sollen in demselben gleichsam Jesum Christum selbst vergegenwärtigt betrachten, in ihm gleichsam Christum verehren.

„„Da wir die Erfahrung gemacht haben, daß das Leben desto angenehmer, reiner und für die Erbauung des Nächsten wirksamer wird, je mehr dasselbe sich von aller Ansteckung des Geizes fern hält und der evangelischen Armuth nähert; da wir ferners wissen, daß unser Herr Jesus Christus seinen Dienern, welche nur das Reich Gottes suchen, immer das zum Unterhalt und zur Kleidung Nöthige zukommen läßt; so soll sowohl jeder Einzelne als die gesammte Gesellschaft das Gelübde der Armuth ablegen; nicht nur der Einzelne für sich, sondern auch die gesammte Gesellschaft soll zu ihrem Unterhalt und Gebrauche keine liegenden Güter, Gefälle und Gerechtsame erwerben, sondern man soll sich begnügen, die erhaltenen Schenkungen zur Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse zu verwenden. Doch kann die Gesellschaft in den Universitätsstädten Kollegienhäuser übernehmen, welche Liegenschaften und Gefälle besitzen; diese sollen aber zum Nutzen der Studenten verwendet werden. Der Vorsteher und die Gesellschaft haben die Leitung und Aufsicht über die Zöglinge in Allem, was die Aufnahme, den Ausschluß, die Leitung, den Unterricht, die

Erbauung, die Kleidung, den Unterhalt und das ganze Hauswesen betrifft, zu führen; doch soll dabei genau gewacht werden, daß diese Güter zum Nutzen der Zöglinge und nicht zum Privatgebrauch der Gesellschaft verwendet werden. Aus der Zahl dieser Zöglinge mögen dann diejenigen, welche sich über ihren Beruf und wissenschaftlichen Fortgang nach reiflicher Prüfung gehörig ausweisen, in unsere Gesellschaft aufgenommen werden.

„„Alle Glieder unserer Gesellschaft, welche die geistlichen Weihen empfangen haben, sollen, obschon sie weder kirchliche Benefizien noch deren Gefälle besitzen, dennoch das Offizium nach der Vorschrift der Kirche täglich beten; jedoch hat dieses nicht gemeinschaftlich, chorweise zu geschehen, sondern Jeder soll dasselbe einzeln für sich verrichten.

„„Dieses sind die Punkte, welche wir nach dem Wunsche Papst Pauls gleichsam als Grundbild unserer Gesellschaft zusammengestellt haben. Wir haben dieses gethan, um dadurch einerseits denjenigen, welche über unsere Lebensweise Aufschluß verlangen, Rechenschaft zu geben, als anderseits auch um unsern Nachfolgern, wenn Gott uns solche gibt, eine Anleitung zu hinterlassen. Da jedoch diese unsere Lebensweise mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden ist, so haben wir noch für nothwendig gefunden, zu beschließen, es soll Niemand in unsere Gesellschaft aufgenommen werden, er sei denn zuerst lange und sorgfältig geprüft worden; nur wer sich als klug in Christus, fest in der Lehre und rein in dem Leben bewährt hat, der soll endlich Eintritt finden in die Kriegsschaar Jesu Christi unseres Herrn, welcher unser schwaches Unternehmen schützen möge, zur Ehre Gottes des Vaters, dem einzig Ehre und Preis sei in alle Ewigkeit, Amen!““

„Da im Vorstehenden Nichts enthalten ist, das sich gegen die Frömmigkeit und Heiligkeit verstößt, und da

die Genossen dieser Gesellschaft zur größeren Bekräftigung ihres Vorsatzes und zu ihrer besseren Unterwerfung unter die Heiligung des apostolischen Stuhls das bittliche Gesuch um die kirchliche Genehmigung eingereicht haben: so genehmigen, bestätigen, segnen und bekräftigen Wir kraft Unserer apostolischen Vollmacht das Obstehende im Ganzen und Einzelnen als ein den geistigen Fortschritt der Genossen sowie der übrigen christlichen Heerde beförderndes Werk; Wir nehmen die Genossen unter Unsern und dieses apostolischen Stuhls besonderen Schutz, und gestatten denselben frei und und ungehindert jene besonderen Vorschriften und Verordnungen festzusetzen, welche sie zum Wohle ihrer Gesellschaft, zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi und zum Heile des Nächsten zweckmäßig erachten. Alles mit gehöriger Berücksichtigung der Beschlüsse des allgemeinen Concils, der Erlasse Unsers Vorgängers Papst Gregors **X**, glücklichen Andenkens, und der übrigen apostolischen Verordnungen.

„Wir wollen jedoch verordnen, daß nicht mehr als sechzig Personen dieser Gesellschaft beitreten und als Mitglieder derselben aufgenommen werden sollen. Kein Mensch soll es wagen, diese Unsere Genehmigung, Bestätigung, Segnung, Bekräftigung, Annahme, Bewilligung und Willensäußerung zu verletzen oder derselben freventlich entgegen zu handeln. Sollte aber Jemand dieses wagen, der wisse, daß er die Ungnade des allmächtigen Gottes und der Apostel Petri und Pauli auf sich zieht.

„Gegeben zu Rom beim St. Markus, im Jahre des Heils 1540, am **V**. vor den Kalenden des Oktobers, im 6. Jahre Unsers Pontifikats."

Ignaz beeilte sich, die frohe Botschaft der apostolischen Genehmigung sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft mitzutheilen; gleichzeitig berief er dieselben auf die Fastenzeit des

Jahres 1541 nach Rom, um zur Wahl des ersten General-Vorstehers des neuen kirchlichen Ordens zu schreiten. Sämmtliche Mitglieder trafen auf den bestimmten Tag in der ewigen Stadt ein, mit Ausnahme von Franz Xaver und Rodriguez, welche sich bereits in Portugal zur Abreise nach Indien vorbereiteten, des Le Febvre, welcher auf dem Reichstage in Worms, und des Babadiglia, welcher in Neapel durch dringende Geschäfte zurückgehalten wurde. Die in Rom versammelten Genossen forderte Loyola auf, zuerst drei Tage über die zu treffende Wahl im Angesichte Gottes nachzudenken, sodann den Namen des Auserwählten auf ein Blatt zu schreiben, dasselbe zu versiegeln und abermals während drei Tagen den Segen des Himmels für den Bezeichneten zu erflehen. Nach Verfluß der bestimmten Tage wurden die Zeddel zusammengelegt, die von den Abwesenden eingekommenen verschlossenen Stimmzeddel damit vermengt und sodann zur Eröffnung geschritten. Alle Stimmen bis auf eine vereinigten sich auf Ignaz von Loyola; die einzige abweichende aber war die des Gewählten selbst, welcher, um keines seiner geliebten Kinder zu beleidigen, folgenden Stimmzeddel eingab: „Im Angesichte Gottes gebe ich (mit Ausnahme von mir selbst) meine Stimme Demjenigen, der die meisten Stimmen erhält" *).

Das Ergebniß der Wahl machte auf Ignaz und seine Genossen einen ganz verschiedenen Eindruck. Während unter diesen — sagt Brühl — allgemeine Heiterkeit herrschte, war Jener allein traurig. Er wollte der Letzte unter den Brüdern bleiben und sah sich nun über Alle erhoben! Nimmermehr konnte sich der Gewählte zur Annahme der ihm übertragenen Würde entschließen; er berief sich auf seine geschwächte Gesundheit, auf sein früheres Weltleben, auf seinen Seelenzustand und verlangte die Vornahme einer neuen Abstimmung. Die Genossen, von seinem Schmerz überwältigt, erklärten sich endlich zu einer neuen Wahl geneigt, bereiteten sich abermals

*) Maffeius, Lib. II, cap. XIII.

während vier Tagen durch Gebet und Bußübungen dazu vor, gaben ihre Stimmen neuerdings ab, allein das Resultat war das gleiche! Aber auch Ignaz wiederholte seine Einsprache. Da ergriff Laynez das Wort und erklärte, daß er, wenn Ignaz von Loyola die Wahl nicht annehme, sich seinerseits berechtigt fühle, aus der Gesellschaft auszutreten. Alle übrigen Mitglieder stimmten der Ansicht des Laynez bei und bezeugten, daß weder Einer von ihnen die Leitung der Gesellschaft übernehmen, noch einem Andern dieselbe übertragen werde. So sah Ignaz im Augenblick der Vollendung sein ganzes Werk neuerdings in Frage gestellt. Gedrängt durch Gewissensangst und Zweifel aller Art gab er endlich den Ausspruch, den Entscheid Demjenigen anheimzustellen, welcher am besten wisse, was er gewesen, was er sei und was noch aus ihm werden könne. Er eilte daher in das Kloster von St. Petro Montorio, suchte seinen Beichtvater, P. Theodor, auf, legte demselben nach dreitägiger Vorbereitung eine Generalbeicht ab, setzte ihn über die Verhältnisse seiner Ernennung in Kenntniß und erbat sich dessen Entscheid schriftlich über diese hochwichtige Angelegenheit. Am h. Ostertage verließ Ignaz das Kloster und kehrte zu seinen Brüdern zurück; drei Tage später erschien Pater Theodor in ihrer Mitte und eröffnete sein wohlbegründetes Urtheil. Ignaz sah sich in seiner letzten Erwartung getäuscht; statt die Befreiung vom Generalat auszusprechen, erklärte der Beichtvater im Gegentheil, daß es für Ignaz eine Gewissenspflicht sei, dem Rufe der Genossen zu folgen und die Erhebung zum Vorsteher anzunehmen.

Ignaz von Loyola unterwarf sich nun dem Ausspruche und trat den 13. April 1541 das Generalat der Gesellschaft Jesu an. Am ersten Sonntag nach der getroffenen Wahl legten sämmtliche Väter feierlich die Gelübde ab. Zuerst hielten dieselben einen Umgang in sieben verschiedenen Kirchen und begaben sich dann in die St. Pauls-Kirche extra muros. Hier las Ignaz von Loyola die hl. Messe auf dem Altar der hl. Jungfrau. Bei der Kommunion wandte er sich um, in der

einen Hand die h. Hostie, in der andern die geschriebene Formel der Gelübde haltend. Hierauf sprach er laut und feierlich die Gelübde und genoß sodann den h. Leib unsers Herrn Jesu Christi; um den Altar herum knieten die Väter, auch sie legten die Ordensgelübde ab und empfingen die h. Hostie. Nach der Communion und einem inbrünstigen Dankgebet machten sie die Runde bei allen Altären in der Kirche, und als sie wieder zum Hochaltar zurückkamen, da umarmten Alle den Ignaz und küßten ihm in tiefer Demuth und unter Thränen der Rührung die Hand *).

Loyola stund nun als General an der Spitze seiner christlichen Kriegsschaar. Die Kunst eines guten Anführers zeigt sich dadurch, daß er jeden Einzelnen an den rechten Platz zu stellen und dem Ganzen eine einheitliche Leitung und Wirksamkeit einzuprägen versteht. Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe faßte Ignaz zunächst in's Auge.

Gemäß dem vom apostolischen Stuhle genehmigten Ordensplan lag dem General das Recht und die Pflicht ob, die Gesellschaft zu konstituiren und die zur Erreichung des Ordenszwecks nöthigen Verordnungen und Einrichtungen zu treffen. Geleitet von tiefer Klugheit wollte derselbe jedoch keineswegs sofort zur definitiven Organisation des Ordens schreiten, sondern hiefür zuerst Erfahrungen und Belehrungen sammeln. Der General sandte daher die Glieder der Gesellschaft in verschiedene Gegenden, Jeder sollte da auf die zweckmäßigste Weise für die Erreichung des Ordenszwecks thätig sein und die daherigen Erfolge über die endliche Errichtung der Gesellschaft entscheiden. — Nur einige allgemeine Verhaltungsregeln stellte der General vorläufig auf, um jedem Mitglied seine Pflichten gegen Gott, gegen die Oberen, gegen den Nächsten und gegen sich selbst kurz an's Herz zu legen.

---

*) Brühl, Gesch. der Gesellschaft Jesu, 1. Buch, 4. Kap.

Diese in neun Punkten zusammengefaßten Vorschriften bezeichnen den Geist der neuen Gesellschaft so treffend, daß wir dieselben hier näher anführen müssen.

Erste Regel. Die Väter der Gesellschaft sollen sich bemühen, Gott immer vor Augen zu haben, nur ihn zu lieben, allein an ihn zu denken und in ihrer einsamen Zelle wie in der größten Versammlung immer vor Gott zu wandeln. Gottes Wille soll der einzige Beweggrund ihrer Handlungen, sein göttliches Wesen der alleinige Gegenstand ihrer Gespräche und das einzige Ziel ihrer Hoffnungen sein. Ferner sollen sie das Leben Jesu Christi zum Vorbilde nehmen, dessen Siegel in ihr Herz einprägen und sich immer und überall in der Gesellschaft Jesu denken.

Zweite Regel. In ihren Obern sollen die Väter das Bild Gottes erblicken, ihren Willen hochachten und ihre Befehle bereitwillig befolgen, denn sie dürfen versichert sein, daß der Gehorsam ein Führer ist, der nicht irrt und ein Ausleger des göttlichen Willens, der nicht trügt. Jeder soll seinem Obern und seinem Beichtvater die innersten Falten seines Herzens und die geheimsten Regungen seines Gewissens eröffnen, damit nicht der Feind Zugang gewinne und insgeheim an seinem Verderben arbeite. Niemand soll sein eigener Gewissensrath sein, denn dem eigenen Urtheil muß man immer mißtrauen, da es gewöhnlich um so verblendeter ist, je sicherer man dasselbe hält.

Dritte Regel. Will man einen Nebenmenschen aus dem Schlamme der Sünde hinausziehen, so muß man vorerst dieselbe Vorsicht anwenden, wie bei einem Ertrinkenden, d. h. man muß sich hüten, nicht selbst zu versinken, im übrigen aber muß jedes Ordensmitglied einen Sünder nicht nur wie seinen Bruder, sondern wie sein zweites Ich lieben.

Im Umgang mit Anderen kömmt es nicht selten vor, daß man bei hartnäckigem Widerspruch in Hitze geräth und verächtliche Worte fallen läßt; hievor soll man sich sorgfältig hüten, bei herrschender Meinungsverschiedenheit darf man nicht

den Triumph seiner eigenen Ansicht, sondern nur den Sieg der Wahrheit und die Aufdeckung des Irrthums anstreben.

Vierte Regel. Wo das Wohl des Nächsten oder die eigene Wohlfahrt nicht das Gegentheil gebietet, da beobachte man das Stillschweigen. Wo aber das Sprechen zur Pflicht wird, da darf weder Hochmuth, noch Neugierde, noch irgend eine andere Leidenschaft auf die Rede einwirken.

Fünfte Regel. Mag Gott durch unsere Vermittlung auch noch so große Dinge zu Stande bringen, so dürfen wir uns doch für gar Nichts achten, und uns niemals eine Ehre anmaßen, die dem oft ganz werthlosen Werkzeuge unter keinen Umständen gebühren kann, sondern einzig und allein dem Arme zukommt, der dasselbe führt. Wollte einer sich der Freiheit seines Geistes, seiner eigenen Weisheit und seines klugen Benehmens rühmen, so wäre dies ein Zeichen der Thorheit; der Ordensgeistliche darf für das, was er an den Nächsten thut, keine andere Vergeltung erwarten als Verachtung und Schimpf, den einzigen Lohn, den sein göttlicher Meister von der Welt einerntete.

Sechste Regel. Sollte Einer oder der Andere in einen offenkundigen Irrthum verfallen, der seinem Ruf und seiner Achtung schaden könnte, so darf ihn dies nicht entmuthigen; im Gegentheil soll er Gott dafür danken, daß die wirkliche Schwachheit seiner Tugend an's Tageslicht gekommen ist. Seine Brüder aber sollen sich durch diesen traurigen Fall warnen lassen und sich hüten, daß sie nicht ebenfalls in den gleichen Fehler versinken. Dabei sollen sie bedenken, daß wir Alle aus demselben Teige geknetet sind und inbrünstig für die Besserung des Schuldigen beten.

Siebente Regel. In der kurzen Erholungszeit sollen die Väter die Bescheidenheit, welche der Apostel jederzeit von uns fordert, nie aus den Augen verlieren; auch niemals einer ausschweifenden Freude oder düsterem Ernste sich ergeben, wobei sie allzusehr in sich selbst zurücktreten würden.

Achte Regel. Nie lasse man eine Gelegenheit vorbei-

gehen, etwas Gutes sofort zu vollziehen, in der unbestimmten Hoffnung, vielleicht später etwas Wichtigeres leisten zu können; es ist dies ein feiner Kunstgriff des bösen Geistes, daß er uns etwas Besseres vormalt, um uns vom Guten abzuhalten; er spiegelt uns schönere Dinge und größere Pläne vor, um das weniger scheinbare Gute und Nützliche zu hindern.

Neunte Regel. Endlich soll Jeder fest und unerschütterlich bei seinem Berufe bleiben; denn gleichwie der böse Feind in dem Herzen des Einsiedlers oft den Wunsch erweckt, in der Welt zu leben, so spiegelt er denjenigen, die dazu bestimmt sind, draußen in der Welt für die Bekehrung fremder Sünder zu wirken, die Einsamkeit als etwas Wünschenswerthes vor, zwar einzig und allein in der Absicht, sie zur Unbeständigkeit zu verleiten, von dem Dienste Gottes abzulenken und sie auf einen ganz andern Weg zu bringen, als den sie hätten wandeln sollen *).

So lauteten die neun Regeln, welche Loyola als Ordens-General seinen Mitbrüdern zum Leitfaden gab. Die beste Regel ertheilte er jedoch seinen Untergebenen durch sein Beispiel.

Beim Anbruch des Tages erhob sich der General von seinem harten Lager und widmete die ersten Stunden des Tags dem Gebet und der Betrachtung der himmlischen Dinge; dann brachte er das heil. Meßopfer dar und bereitete seinen Geist und sein Herz durch göttliche Stärkung zur Arbeit. Der ganze Morgen war den Ordensgeschäften und Liebeswerken gewidmet, sei es, daß er die Berichte seiner Untergebenen entgegen nahm, Fremden Audienz ertheilte, oder in Angelegenheiten des Ordens oder der Nächstenliebe Besuche machte, wobei er sich jedoch immer durch einen Mitbruder begleiten ließ. Nach dem Essen gestattete er sich einige Erholung, welche gewöhnlich in freundschaftlichen Gesprächen mit seinen Mitbrüdern bestund. Dann folgte die Besorgung der Korrespondenz, mit Sorgfalt durchlas er die eingegangenen Briefe, ließ dieselben durch seinen Sekre-

*) Bartoli, siehe Brühl S. 154 u. f. w.

tär beantworten, entwarf selbst viele Schreiben und unterzeichnete die zur Absendung vorbereiteten. Am Abend nach vollendeter Mahlzeit ordnete er die am folgenden Tag zu behandelnden Geschäfte, ertheilte seinen Untergebenen die nöthigen Weisungen und brachte dann die ersten Stunden der Nacht einsam auf seiner Zelle in heiligen Betrachtungen und Gebeten zu; für den Schlaf verwendete er nur vier Stunden *).

Welch' große Handlungen und Erfolge dürfen wir nicht bei einer solchen Tagesordnung von dem hellen Verstande und eisernen Willen des Ignaz von Loyola erwarten? Allein selbst unsere kühnsten Hoffnungen werden durch die herrlichen Verdienste übertroffen, welche der Ordensgeneral in kurzer Zeit sich sowohl um seine Gesellschaft als insbesonders um Rom erwarb.

Betrachten wir zuerst die Verdienste Loyola's um Rom. Kaum war Ignaz zur Würde eines Generals erhoben, so machte er sich den Unterricht der römischen Kinderwelt zur Lieblings-Aufgabe. Mit hoher Salbung und väterlichem Wohlwollen lehrte er die Kleinen in den Anfangsgründen der Religion und pflanzte die Keime des Glaubens in die unschuldigen Herzen, seinen Mitbrüdern gab der General dadurch das schönste Beispiel der Demuth.

Sodann beschäftigte sich Ignaz mit der Bekehrung der in Rom wohnenden Juden. Er unterrichtete dieselben so trefflich im christlichen Glauben, daß sich bald Mehrere taufen ließen; aus diesen bildete er die Talentvolleren zu christlichen Lehrern und verwendete dieselben dann zur Belehrung ihrer Religionsgenossen. Die Zahl der Heilsdürstenden nahm bald so zu, daß Loyola sich zur Gründung eines eigenen Hauses für „seine theuren Israeliten" genöthigt sah; er sammelte daher bei eifrigen Christen milde Gaben und gründete damit ein Institut, in welchem die Israeliten den christlichen Unterricht und die Taufe empfingen. Auch erwirkte er von dem Papste ein Gesetz zu

*) Maffeius Lib. III. c. XII.

Gunsten der bekehrten Juden, in Folge dessen dieselben wegen ihrem Uebertritt von ihren Familien nicht von den Erbsansprüchen ausgeschlossen werden durften *).

Nicht minder eifrig ließ Ignaz es sich angelegen sein, arme, ehrbare Mädchen, welche Jugend und Noth so häufig der Verführung und Schande in die Arme wirft, vor diesen Gefahren zu bewahren. Für diese Mädchen stiftete Ignaz das Kloster der heiligen Katharina und die von ihm vorgeschriebene Regel wird noch heutzutage beobachtet.

Ein verwandter Zweig seiner Nächstenliebe war die Sorge für die gefallenen Weibspersonen. Keine Mühe und Arbeit scheute er, um diese Personen von ihrem Lebenswandel zurückzubringen und sie vermöge der Buße wieder mit Gott zu versöhnen. Er suchte dieselben auf, entriß sie den Häusern der Schande und geleitete sie mitten durch Rom nach ihrem Asyl. Auf die Bemerkung, daß bei diesen Personen auch bei einer scheinbaren Besserung keine Beständigkeit in der Tugend zu erwarten sei, entgegnete er: „Wenn ich mit all' der Mühe, die ich mir schon gegeben habe und noch geben werde, auch nur eine einzige dieser Seelen rette, so werde ich meine Zeit gut angewendet glauben und mich überglücklich schätzen." Wirklich ließ sich der General durch keine Ein- und Nachrede von der Verfolgung seines Zieles abschrecken. Schon lange beabsichtigte er, eine geistliche Anstalt zur Besserung der abgefallenen Frauen zu gründen; allein Niemand wollte ihn mit Gaben zu diesem Zwecke unterstützen. Da leitete es der Zufall oder vielmehr die Vorsehung, daß derselbe bei der seinem Orden gehörenden Kirche einige Umgrabungen machen mußte und bei diesem Anlaß mehrere wohlerhaltene und wichtige altrömische Denkmale entdeckte. Sogleich ließ er diese Alterthümer verkaufen, legte mit dem Erlös den Grundstein zum Kloster der hl.

*) Diese von Ignaz gestiftete Anstalt der Katechumen besteht noch in Rom. Vom Jahr 1617 (die ältern Register fehlen) bis 1842 empfingen in derselben 3614 Ungläubige die hl. Taufe.

Martha, und eröffnete in demselben im Jahr 1542 eine Anstalt zur Besserung gefallener Frauen. Vier Jahre später gründete er in der gleichen Absicht eine zweite Anstalt für jüngere gefallene Mädchen.

Die zwei größten Stiftungen des Ignaz in Rom sind jedoch das römische und das germanische Kollegium.

Eine Masse lernbegierige Jünglinge schaarte sich in Rom um den General und seine Ordensbrüder. Ohne andere Hülfsmittel, ohne menschliche Unterstützung, einzig im Vertrauen auf Gott beschloß er, diese Schüler in einem besondern Haus zu sammeln und für dieselben mit seinen Patres ein besonderes Kollegium zu eröffnen. Als ihm die Schwierigkeit und das Bedenkliche einer solchen Unternehmung vorgestellt wurden, entgegnete derselbe einfach: „Gegen Wind und Wellen muß man ankämpfen, wenn man zum Ziel gelangen will; je verzweifelter die Dinge zu stehen scheinen, desto mehr darf man von Gott hoffen." Ignaz vereinigte also eine große Zahl Schüler in seinem neuen Kollegium; oft hatte er weder Brod noch Wein noch Holz für die Lehrer und Zöglinge, aber er vertraute auf Gott als seinen Schatzmeister und in der größten Noth fehlte ihm nie die Hülfe der göttlichen Vorsehung. Dieß war der bescheidene Anfang des römischen Kollegiums, welches in der Folge zum Rang einer Universität erhoben wurde und aus welchem unter der Leitung der Gesellschaft Jesu die eifrigsten Priester und die größten Gelehrten hervorgingen *).

Kardinal Morone, welcher lange Zeit Nuntius in Deutschland war, hatte sich von der dazumaligen Verkommenheit des deutschen Klerus und der dringenden Nothwendigkeit, diesem krankhaften Zustande abzuhelfen, überzeugt. Welches Mittel war aber geeignet, um die Wissenschaftlichkeit und die Sittlichkeit der deutschen Geistlichen zu heben und dadurch dem kirchli-

*) Tolet, Turci, Sacchini, Pallavicini, Maldonat, Suarez, Kircher, Perronne ꝛc. lehrten in diesem Kollegium; acht Zöglinge desselben bestiegen in der Folge den päpstlichen Stuhl.

chen Abfall des Reichs einen Damm entgegen zu stellen? Morone berieth sich hierüber mit dem Jesuitengeneral; beide Kirchenmänner waren einig, das Zweckmäßigste sei, auserlesene Jünglinge aus Deutschland nach Rom zu berufen, allda dieselben in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften gründlich zu unterrichten und die so Gebildeten dann wieder in ihr Vaterland zur Wiedergeburt ihrer Landsleute zurückzusenden. Der Kardinal legte den Plan dem Papste Julius III. vor; dieser genehmigte den Vorschlag, gab dem Kardinal gänzliche Vollmacht und wies ihm bedeutende Hülfsmittel zur Vollziehung des frommen Werkes an. Die Bullen wurden sofort ausgefertigt und Ignaz mit der Einrichtung und Leitung der Anstalt beauftragt. In kurzer Zeit zog derselbe mit Hülfe seiner Ordensbrüder 24 Jünglinge aus Deutschland nach Rom, brachte sie in einem eigenen Hause nächst dem seinigen unter und eröffnete im Jahr 1552 in Gegenwart vieler Kardinäle das deutsche Haus. Ignaz leitete diese Anstalt mit besonderer Vorliebe und gründete auf diese Weise ein Kollegium, dem das katholische Deutschland großentheils die Erhaltung seines Glaubens verdankt. Im Laufe der folgenden drei Jahrhunderte gingen 1 Papst, 24 Kardinäle, 25 geistliche Fürsten, 21 Erzbischöfe, 221 Bischöfe, 46 Aebte und Ordensgenerale und 24 Märtyrer aus dem Kollegium Germanicum hervor. So war Gottes Segen mit Loyola's Werk.

Während Ignaz auf solche Weise in Rom mit Werken der Nächstenliebe sich beschäftigte, war er nicht minder thätig für das Wohl seines Ordens. Mit dem Scharfblick eines Feldherrn und der Liebe eines Vaters sorgte er für die Gesammtheit wie für jeden Einzelnen. Jedem wies er seine Bestimmung an, von Jedem empfing er Bericht über den Erfolg seiner Arbeiten, mit Allen stund er so zu sagen in täglichem Verkehr. Das Wirken der Gesellschaft konnte der Welt nicht lange verborgen bleiben; bald zog sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, eine große Zahl eifriger Männer meldete sich zum Eintritt, eine eben so große Zahl Städte und Länder

verlangte Mitglieder derselben. In Folge dieses segensreichen Fortgangs hob der Papst die ursprüngliche Beschränkung von 60 Mitgliedern auf, und gestattete dem Orden die Annahme einer unbedingten Zahl. Ignaz war jedoch eben so vorsichtig in der Auswahl neuer Genossen als umsichtig in Gründung neuer Institute.

Um in dieser Beziehung mit Sicherheit zu handeln, theilte er die Mitglieder in Kollegien und die Kollegien in Provinzen ein; jedem Kollegium setzte er einen Rektor, jeder Provinz einen Provinzial vor. Dieser mußte nicht nur über die ihm untergebenen Anstalten wachen, sondern auch den General von allen Vorfällen und Begebenheiten, welche auf den Ordenszweck Bezug hatten, in Kenntniß setzen; so gelang es dem General auch bei der steigenden Ausdehnung der Gesellschaft, beständig sozusagen mit eigenen Augen überall zu sehen, mit eigenen Händen überall zu walten. Die ersten Provinzen der Gesellschaft Jesu waren Portugal, Spanien, Italien, Indien, Deutschland und Frankreich, die ersten von Ignaz selbst ernannten Provinzial-Vorsteher Simon Rodriguez für Portugal, Anton Araoz für Spanien, Jakob Laynez für Italien, Franz Xaver für Indien, Peter Canisius für Deutschland und Paschalius Broetius für Frankreich; die in Rom blühenden Anstalten der Gesellschaft leitete Ignaz selbst. Von Rom aus stund der General zum Wohle seines Ordens in Verkehr mit Johann III, König von Portugal, mit Albert von Bayern, mit dem Herzog von Ferrara, mit Philipp von Spanien, mit Margaretha von Oesterreich, mit Karl V. In all' diesen Berührungen entwickelte er ein wahres Regententalent.

Der Ausgang einer Unternehmung beschäftigte ihn mehr als der Anfang. Ehe er einen entscheidenden Entschluß faßte, berechnete er die möglichen Folgen und selbst dann, wenn er den Entschluß wirklich gefaßt hatte, bedachte er, welche Einwendungen dagegen gemacht, von wo sie ausgehen und wie sie widerlegt werden könnten. Er beurkundete dabei eine solche Umsicht,

daß zwischen ihm und den weisen Männern, die er stets zu Rathe zog, derselbe Unterschied stattfand, wie zwischen dem, der eine Gegend von einem Berge herab ganz überblickt und Jenem, welcher nur in der Ebene um sich schaut und daher nie einen Gesammtblick gewinnt. Bevor er den Entschluß ausführte, legte er in ganz wichtigen Fällen denselben noch einige Tage bei Seite, mit den Worten: „Man muß darüber schlafen"—, trug ihn neuerdings seinem Rathe vor, um sich zu vergewissern, daß keine Nebenabsicht oder Leidenschaft im Spiele liege, brachte dann den Entschluß Gott zum Opfer dar und schritt endlich zur Ausführung, wobei er ein großes Mißtrauen auf sich selbst und ein eben so großes Vertrauen auf Gott setzte; während er einerseits mit solcher Klugheit handelte, als hinge alles nur von ihm ab, so überließ er anderseits wieder Alles Gott, wie wenn sein Bemühen nichts zum Erfolge der Pläne beitrüge.

Einen nicht minderen Beweis seines Regententaïents gab Ignaz durch die Gewandtheit, mit welcher er sich nach dem Charakter und der Sinnesart *jedes Einzelnen* seiner Mitbrüder zu richten wußte, so daß es den Anschein gewann, als sei er der Obere eines jeden Einzelnen und nicht des ganzen Ordens. Er zerlegte gleichsam das Innere seiner Untergebenen anatomisch und lernte durch fortgesetzte Beobachtungen ihre Neigungen, Leidenschaften und Charaktere besser als sie selbst erkennen. Den angehenden Ordensbrüdern gab er Gelegenheit und Veranlassung, durch Worte und unwillkürliche Bewegungen ihre Gemüthsart zu verrathen. Hienach richtete er sich bei ihrer Behandlung, wobei er streng oder mild, zutrauensvoll oder zurückhaltend, je nach Umständen, zu Werke ging. — Männer, die vermöge ihrer Geburt oder ihres Ranges vorher eine hohe Stellung eingenommen hatten, behandelte Ignaz beim Eintritt in die Gesellschaft besonders rücksichtsvoll; ja er gestattete ihnen sogar, im Anfang ihre früheren Titel fortzuführen, bis sie sich in Folge allmäliger Geistesänderung selbst schämten über den Unterschied, den man zwischen ihnen und den Brüdern machte und um die Aufhebung desselben baten. Waren sie aber ein-

mal zu dieser Erkenntniß gelangt, dann unterwarf sie Ignaz den demüthigendsten Arbeiten und Prüfungen; gerade die Gelehrtesten und Edelsten mußten sich dann am tiefsten demüthigen, um jeden Stolz auf ihre Gelehrsamkeit und ihren Adel aus dem Grunde ihres Herzens auszuwurzeln. Ein junger, reicher Mann brachte bei seinem Eintritt in das Noviziat ein kostbares Kruzifix mit, als einziges Andenken seiner früheren Reichthümer und irdischen Schätze. Ignaz ließ ihn ungestört im Besitz desselben, obschon der Ordensbruder nichts Eigenes besitzen soll. Der junge Mann machte in der Tugend, besonders in der Selbstüberwindung reissende Fortschritte. Da nahm ihm Ignaz das Kruzifix weg mit den Worten: „Da Du nun das Kreuz in dem Herzen hast, so ist es Zeit, Dir dasselbe aus den Händen zu nehmen.“ Der Novize äusserte jetzt darüber so wenig Bedauern, wie wenn das Kruzifix ihm nie angehört hätte. — Eines Tages bemerkte Ignaz, daß zwei Ordensbrüder unthätig die Zeit mit eitlem Geschwäz verloren. Sogleich rief er sie zu sich, zeigte ihnen einen Haufen Steine, der zwecklos im Hofe lag und hieß sie, dieselben auf den Estrich des Hauses hinauftragen. Als dieselben nach vollendeter Arbeit ihr müßiges Geschwäz wieder fortsetzten, befahl er ihnen, die Steine vom Estrich wieder in den Hofraum herabzubringen und ließ sie so die Steine hin- und hertragen, um sie dadurch für ihre Unthätigkeit zu bestrafen und auf eine andere Beschäftigung hinzuweisen. So faßte der General jeden auf seiner schwachen Seite und suchte ihn durch geeignete Mittel zu stärken und durch Selbsterkenntniß zur Besserung zu führen. In Allem und vor Allem empfahl er seinen Ordensbrüdern Gehorsam und Armuth. Diese beiden Tugenden nannte er die Grundsäulen des Ordens, mit ängstlicher Sorgfalt wachte er über die Beobachtung derselben; in allen Reden und Zuschriften führte er dieselben seinen Genossen zu Gemüthe *). Die Nothwendigkeit, in sich zu gehen,

*) Zwei ausgezeichnete Abhandlungen des hl. Ignaz über den Gehorsam und die Vollkommenheit des Ordenslebens werden in der Brief-

am Fuße des Kreuzes seinen eigenen Willen zu beugen und aller Selbstsucht sich zu entschlagen, das war der Inhalt aller seiner Reden, „Vince te ipsum“ („Besiege dich selbst“), der Schlußpunkt aller seiner Zusprüche *).

Bei all' diesen Arbeiten und Sorgen war das Augenmerk des Generals unverrückt auf die Ausarbeitung und Feststellung der Ordensstatuten gerichtet. Während neun vollen Jahren sammelte er Alles, was ihm in dieser Beziehung höhere Erleuchtung, reifliches Nachdenken und die in den verschiedenen Kollegien der Gesellschaft täglich gemachten Erfahrungen darboten. Alle Punkte prüfte er zuerst grundsätzlich, setzte dieselben einzeln versuchsweise in Ausübung und schrieb, gestützt auf Gebet, Wissenschaft und Erfahrung, die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu zusammen.

Nachdem er das tief durchdachte und viel geprüfte Werk vollendet, berief er im Jahr 1550 sämmtliche Ordensglieder nach Rom und legte denselben die entworfenen Statuten vor. Diese zerfallen in zehn Theile, jeder Theil in mehrere Kapitel.

Folgendes ist das kurzgefaßte Inhalts-Verzeichniß des Haupt-Unterrichts:

I. Theil.

Prüfung derjenigen, welche sich zur Aufnahme in den Orden melden.

1. Kapitel. Wer zur Prüfung zulassen kann.
2. „ Wer zur Prüfung zugelassen werden kann.

---

sammlung der Gesellschaft Jesu aufbewahrt. Vide Epistolae Præpositorum Generalium ad Patres et Fratres Societatis Jesu, pag. 11 et 28.

*) Maffei, Vita S. Ignatii. L. III. Kap. X. Bartoli bei Brühl Kapitel 16.

3. Kapitel. Die Hindernisse der Zulassung.
4. „ Die Art der Zulassung.

II. Theil.

Entlassung der Untauglichen während der Prüfungszeit.

1. Kapitel. Wer entlassen kann und wer entlassen werden kann.
2. „ Die Ursachen, wegen welchen die Entlassung erfolgen soll.
3. „ Die Art der Entlassung.
4. „ Wie die Gesellschaft gegen die Entlassenen oder Austretenden sich zu betragen hat.

III. Theil.

Lebensweise und Vervollkommnung der Tauglichen während der Prüfungszeit.

1. Kapitel. In Beziehung auf die Seele.
2. „ In Beziehung auf den Körper.

IV. Theil.

Erziehung der angehenden Ordensmitglieder in der Wissenschaft und in den für die Seelsorge nöthigen Kentnissen.

1. Kapitel. Dankgebete für die Gründer und Wohlthäter der Kollegien.
2. „ Die weltlichen Angelegenheiten der Kollegien.
3. „ Die angehenden Ordensglieder (Scholastiker) sollen die Kollegien besuchen.
4. „ Lebensweise der Scholastiker in den Kollegien.
5. „ Die Fächer, welche die Scholastiker zu lernen haben.
6. „ Hülfsmittel, um die Fortschritte der Scholastiker zu befördern.
7. „ Die Schulen in den Kollegien sollen auch Auswärtigen (welche nicht in die Gesellschaft treten) geöffnet werden.
8. „ Unterricht der Scholastiker in den für das Seelenheil des Nächsten nöthigen Kenntnissen.
9. „ Die Ausbildung der Scholastiker.
10. „ Die Leitung der Kollegien.
11. „ Die Uebernahme von Hochschulen durch die Gesellschaft Jesu.
12. „ Die Fächer, welche in diesen gelehrt werden sollen.
13. „ Die Ordnung und Weise, diese Fächer vorzutragen.
14. „ Die Bücher, welche zu den Vorlesungen gewählt werden sollen.

15. Kapitel. Die Eintheilung der Lehrkurse und die Ertheilung der Grade.
16. „ Die Disziplin und Zucht der Hochschüler.
17. „ Die Offizialen der Hochschule.

V. Theil.

Aufnahme in den Orden.

1 Kapitel. Durch Wen und wann die Aufnahme geschehen soll.
2. „ Die zur Aufnahme nothwendigen Eigenschaften.
3. „ Die Ablegung der höheren Gelübde.
4. „ Die Ablegung der niederen Gelübde.

VI. Theil.

Pflichten der Ordensmitglieder in Beziehung auf sich selbst.

1. Kapitel. Vom Gehorsam.
2. „ Von der Armuth.
3. „ Mit was die Ordensglieder sich beschäftigen und von was sie sich enthalten sollen.
4. „ Vorschriften beim Tode und Begräbniß eines Mitgliedes.
5. „ Von der Verbindlichkeit der Ordensvorschriften.

VII. Theil.

Pflichten eines Ordensmitglieds in Beziehung auf Andere.

1. Kapitel. Missionen aus Auftrag des Papstes.
2. „ Missionen aus Auftrag des Ordens-Vorstehers.
3. „ Bereitwilligkeit zur Vollziehung der erhaltenen Missionen.
4. „ Auf welche Weise in den Häusern und Kollegien der Gesellschaft für das Heil des Nächsten gewirkt werden soll.

VIII. Theil.

Ueber die Einheit der Mitglieder unter sich und mit dem Haupte der Gesellschaft.

1. Kapitel. Mittel, die Einheit in der Gesellschaft zu erhalten.
2. „ General-Versammlung aller Ordensglieder (congregatio generalis).
3. „ Wer zur General-Versammlung einberufen werden soll.
4. „ Wer dieselbe einzuberufen hat.
5. „ Ort, Zeit, Art und Weise der Versammlung.

6. Kapitel. Verhandlungsweise, wenn es sich um die Wahl eines Generals handelt.
7. „ Verhandlungsweise, wenn es um andere Geschäfte zu thun ist.

IX. Theil.

Der General der Gesellschaft und seine Amtsverrichtung.

1. Kapitel. Lebenslänglichkeit des Generals.
2. „ Eigenschaften des Generals.
3. „ Rechte und Pflichten des Generals in Beziehung auf die Gesellschaft.
4. „ Rechte der Gesellschaft in Beziehung auf den General.
5. „ Verhaltungsweise der Gesellschaft gegen den General.
6. „ Hülfsmittel des Generals zur Erfüllung seiner Amtspflicht.

X. Theil.

Erhaltung und Vermehrung der Gesellschaft.

Einziges Kapitel. Bezeichnung der Mittel, welche zur Erhaltung des Geistes und der Wirksamkeit des Ordens geeignet sind: Vertrauen auf Gott, Gebet und gute Werke; Eifer in der Seelsorge und in der Schule; Vorsicht in der Aufnahme der Mitglieder und in der Wahl des Generals und der Vorsteher; strenge Beobachtung der Armuth und des Gehorsams; Entfernung von allen Würden und Ehrenstellen, Einigkeit unter den Mitgliedern ꝛc. ꝛc. *)

Zusatz.

Ueber den Geist dieser Statuten fällt Ravignan folgendes kurzgefaßte Urtheil: „Richelieu und andere tiefe Politiker erkannten in den Konstitutionen des Ignaz von Loyola ein Meisterwerk des Genies, ich nenne das Werk ein Denkmal einer bewunderungswürdigen Weisheit, Frömmigkeit und Heiligkeit."

*) Constitutiones Societatis Jesu et Examen cum Declarationibus. Antverpiæ MDCXXXV.

Nachdem Ignaz von Loyola die Ansichten der Generalversammlung über die von ihm entworfenen Statuten vernommen, so wollte er trotz der allgemeinen Anerkennung, welche die Väter der Gesellschaft denselben zollten, dennoch keineswegs zur sofortigen Einführung schreiten. Er ließ vielmehr abermals drei Jahre verstreichen, um fernere Beobachtungen über die Bedürfnisse seines Ordens zu machen, versandte dann Abschriften seiner Statuten an die Vorsteher der verschiedenen Provinzen, mit der Weisung, dieselben während einiger Zeit mit aller Genauigkeit in allen ihren Theilen in Anwendung zu bringen und ihm sodann über den Erfolg einen ausführlichen Bericht mitzutheilen. Mit solcher Gewissenhaftigkeit ging der Gesetzgeber der Gesellschaft Jesu zu Werk.

Während nun diese große Probe in allen Häusern und Anstalten des Ordens vor sich ging, erhielt der General einen andern Ruf von der Hand Gottes.

Hören wir darüber den Bericht, welchen der P. Polanco, Sekretär des Ignaz, an alle Obern, zu Handen der Mitglieder der Gesellschaft, im August 1556 geschrieben hat:

„Der Friede Christi sei mit Euch! Ich benachrichtige Euer Hochwürden, sowie alle unsere Brüder, die unter Eurer Leitung stehen, daß Gott der Allmächtige Freitags den letzten Juli am Vorabend des Petrusfests unseren Vater Ignaz zu sich gerufen und ihn der Freiheit seiner Auserwählten theilhaftig gemacht hat. So ist also endlich der Wunsch des heiligen Diener Gottes erhört, der zwar die Leiden seiner Pilgerfahrt mit Geduld und Seelenstärke ertrug, aber doch schon seit vielen Jahren den sehnlichsten Wunsch hegte, in das himmlische Vaterland einzugehen, um daselbst seinen Gott und Herrn zu preisen und zu verherrlichen.

„Wenn Ignaz bis auf den heutigen Tag bei uns bleiben durfte, so erkennen wir es dankbar an, daß die göttliche Vorsehung ihn nur in der Absicht in unserer Mitte erhielt, damit sein Beispiel, seine Klugheit, seine Autorität und sein Gebet zur Befestigung des von ihm gestifteten Werks beitragen möge.

Nun da dasselbe so tiefe Wurzeln geschlagen und mit seinen Früchten die ganze Erde beglückt hat, wurde unser Vater in den Himmel aufgenommen, damit er ganz in der Nähe der Quelle aller Gnaden, diese in desto reichlicherem Maaße auf uns herabflehen könne.

„Freilich muß man sowohl in unserem Hause als in Eueren Kollegien den Verlust eines solchen Vaters lebhaft empfinden: allein unsere Trauer ist ohne Bitterkeit, unsere Thränen fließen sanft. Sein Tod belebt unsere Hoffnung auf's Neue und verbreitet in unserm Herzen fromme Freude. Es war, wir fühlen es, Zeit, daß seine Arbeit ihn endlich zur wahren Ruhe führte, daß seine Krankheit geheilt, daß seine Thränen und Leiden in ewige Glückseligkeit umgewandelt wurden. Wir haben ja unsern Vater nicht verloren, wir erblicken ihn nun an einem Ort, wo er durch seine Fürbitte von der Barmherzigkeit Gottes das Wachsthum unserer Gesellschaft an Zahl und Verdienst erhalten kann.

„Ohne Zweifel wünschen Euere Hochwürden auch etwas Näheres über die letzten Augenblicke unseres glorreichen Vaters zu erfahren. Als Pater Ignaz von einer leichten Unpäßlichkeit befallen wurde, hatten wir in unserm Hause viele Kranke und Leidende, worunter PP. Laynez und Don Juan de Mendoza. Nach vier bis fünf Tagen stellte sich bei Ignaz ein leichtes Fieber ein, das aber so unbedeutend war, daß man es kaum an dem Pulse fühlte; große Schwäche war bei ihm nichts Neues und er schien sich auch nicht darum zu kümmern. Am Donnerstag ließ er mich rufen und sagte, nachdem er zuvor den Krankenwärter aus dem Zimmer geschickt, zu mir: „„Er glaube, der Augenblick sei gekommen, wo man den Papst in Kenntniß setzen sollte, daß er seinem Ende nahe sei und keine Hoffnung mehr habe, länger zu leben. Ich sollte Se. Heiligkeit demüthig für ihn und den ebenfalls gefährlich darniederliegenden Laynez um den Segen bitten. Er wolle — setzte Ignaz hinzu — auch im Himmel täglich für Se. Heiligkeit beten, gleichwie er dieses schon auf Erden gethan habe.““

„Auf meine Entgegnung, daß die Aerzte seinen Zustand durchaus nicht beunruhigender Natur, sondern nur für ein ungefährliches Fieber hielten, gab er mir zur Antwort: „Ich fühle, daß ich blos noch den letzten Seufzer auszuhauchen habe.“ Immer noch voll Hoffnung, versprach ich, zum Papste zu gehen; allein da ich an demselben Abend noch Briefe auszufertigen hatte, so fragte ich ihn, ob ich den Gang nicht auf den folgenden Tag verschieben dürfe? Thue wie du willst — war seine Antwort — ich überlasse Alles deinem Gutdünken.

„Um Sr. Heiligkeit bestimmte Nachricht bringen zu können, fragte ich einen der Aerzte, Alexander Polanco, einen in seiner Kunst sehr geschickten, uns befreundeten Mann, was er von der Krankheit unseres Vaters halte? Zugleich theilte ich ihm mit, daß Ignaz selbst seinem Ende sich nahe glaube. Der Arzt vertröstete mich auf den folgenden Tag, da durchaus kein Grund vorhanden sei, der jene traurige Ahnung bestätige. Auf diese Erklärung glaubte ich wohl bis Freitag Morgens warten zu dürfen.

„Donnerstags Abends besuchte P. Madrud unseren Vater, als er eben den Nachtimbiß nahm. Wir verhandelten einige Angelegenheiten des Kollegiums mit ihm, und er benahm sich dabei so ungezwungen, daß ich mich ganz beruhigt zu Bette legte. Morgens vor Tagesanbruch besuchten wir ihn wieder und fanden ihn in den letzten Zügen. Da lief ich eilends nach St. Peter. Der Papst bezeugte großen Schmerz und gab dem Sterbenden seinen Segen sammt all' den Gnadenbezeugungen, die in seiner Macht standen.

„Zwei Stunden später entschlief Ignaz sanft in Gegenwart der P. P. Madrud, Krusus und mehrerer Anderer.

„Als man seinen Leichnam öffnete, um denselben einzubalsamiren, da fanden sich auf's Neue Gründe zum höchsten Erstaunen. Seine Eingeweide waren ganz ausgetrocknet, nach der Erklärung der Aerzte eine Folge des öftern und langen Fastens. Hierin muß man einen neuen Beweis seiner Seelenstärke finden, wenn man bedenkt, daß er trotz dieser körperli-

chen Erschöpfung sich den anhaltendsten und anstrengendsten Arbeiten unterzog und zwar immer mit ruhiger, ja sogar freudiger Miene *)."

So starb Ignaz von Loyola im fünfundsechzigsten Altersjahr und im fünfzehnten seines Generalats. Kaum war derselbe zu einem besseren Leben entschlafen, so verbreitete sich die Nachricht in ganz Rom. „Schon am Morgen verkündeten sich die Leute in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Staatszimmern der Großen, wie in den Spitälern und Lazarethen mit trauriger Stimme, daß der Heilige todt sei **)." Zwei Tage lang blieb der Leichnam in der Kirche ausgesetzt. Der Zudrang aller Klassen der Gesellschaft war unermeßlich; nur mit Mühe konnte verhindert werden, daß nicht sein Gewand zerrissen und als Reliquie ausgetheilt wurde. Am Abend des 1. Augusts 1556 wurde Ignaz von Loyola in einem einfachen hölzernen Sarge in der Hauptkapelle seiner Ordenskirche beerdigt ***). Am Tage seines Todes zählte die Gesellschaft bereits zwölf Provinzen, über 100 Ordenshäuser und mehr als 1000 Mitglieder in Italien, Sizilien, Nord- und Süddeutschland, Frankreich, Arragonien, Kastilien, Andalusien, Portugal, Indien, Aethiopien und Brasilien †). Selbst in Jerusalem, wo einst dem Ignaz der Aufenthalt untersagt worden war, und auf fernen Inseln des Weltmeers befanden sich Keime seiner Gesellschaft. Ignaz sah auf dem Todbette die Anstrengungen seines Lebens mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt, als siegreicher Krieger stieg er in das Grab herab, den schönsten Lorbeerkranz hatte er erfochten, aber nicht, wie er einst auf dem Schlosse zu Loyola geträumt, im Getümmel des wilden Kriegs über bewaffnete Feinde, sondern über einen viel gefährlichern Gegner, über das eigene „Ich", dem er sowohl in seiner ei-

*) Bartoli, ausgezog. von Brühl (Kap. VI.).

**) Oxford and Cambridge Review (Protest. Zeitschrift d. A. 1845).

***) Dazumal wurde diese Kirche „della Maria della Strada" genannt.

†) Muffei, Lib. II, cap. 23.

genen Brust als in dem Herzen seiner Mitmenschen den Kampf auf Leben und Tod angekündet und bis zum letzten Athemzug getreulich und siegreich geführt hat. „Vince te ipsum!“ Papst Gregor XV setzte ihn (den 12. Merz 1622) auf feierliche Weise und unter allgemeinem Jubel der Gläubigen unter die Zahl der Heiligen. Mit diesem Urtheil der katholischen Kirche stimmt auch der Ausspruch des Protestanten Macaulai überein, welchen die geschichtliche Wahrheit zu folgendem Zeugniß zwingt: „Wir glauben nicht, daß ein gewissenhafter Historiker und ein unparteiischer Forscher, welcher die Schriften Loyola's geprüft hat, die Redlichkeit und Tugendhaftigkeit dieses Mannes in Zweifel ziehen kann; wir glauben nicht, daß das Verdienst einer aufrichtigen, unerschütterlichen, tiefen Frömmigkeit diesem Manne abgesprochen werden darf“*).

*) Edingburgh Review 1842.

Peter Canisius,

erster Provinzial Deutschlands.

Peter Canisius erblickte in Nimwegen den 8. Mai 1521 das ageslicht. Sein Vater Jakob war Bürgermeister und stand in hem Ansehen; die Mutter stammte aus dem Geschlechte der oonwing, war durch Geist und Tugend gleich ausgezeichnet, arb jedoch zu früh, um die Erziehung ihres Sohnes selbst iten zu können. Auf dem Todbette bat die besorgte Mutter hren Mann, treu in dem katholischen Glauben zu verharren nd den Sohn mit Sorgfalt in der christlichen Religion zu erziehen. Jakob leistete dem sterbenden Weibe das Versprechen und hielt treulich Wort bis zu seinem Lebensende*).

Der Geist der seligen Mutter erbte sich in dem Knaben fort. „Wer ihn gesehen — erzählt ein Schriftsteller jener Zeit — hat sagen müssen, er habe eine gute Seele empfangen, sintemal sich schon in der zarten Jugend eine tugendliche Bescheidenheit, eine geschämige Fröhlichkeit, eine männliche Beständigkeit und eine liebliche Gottseligkeit in ihm gezeigt. Oftmals hat man ihn bei Tag und Nacht in einem verborgenen Winkel des Hauses im Gebete gefunden; oftmals hat er seinem Körper aus eigenem Antrieb Bußwerke aufgelegt; zur Fastnachtzeit, wo die Unmäßigkeit am meisten herrscht, enthielt er sich des Weins, gleichsam um durch seinen eigenen Abbruch für den

*) Bürgermeister Jakob schritt später zu einer zweiten Ehe mit Wendelina Van dem Berg, aus welcher Verbindung vier Söhne und vier Töchter hervorgingen. Aus der ersten Ehe hatte er nebst Peter nur eine Tochter. Theodorich Canisius, aus der zweiten Ehe stammend, trat später ebenfalls in die Gesellschaft Jesu.

bösen Wandel der Mitmenschen Buße zu thun. Seine Kurzweil und sein Kinderspiel war Kirchen- und Gottesdienst. Unter seinen Gespielen machte Peter den Priester, pflegte zu singen, Messe zu lesen, wohl auch zu predigen. Besonders große Freude empfand der Knabe, wenn er einem Priester bei der hl. Messe dienen oder bei dem Gottesdienste als Chorknabe aushelfen konnte *)."

Im 15. Altersjahr verließ Peter das väterliche Haus, um in Cöln die freien Künste und die schönen Wissenschaften zu erlernen: Sein Lehrmeister war Niklaus von Esch, ein vortrefflicher, gottseliger Priester. Wie ein Vater sorgte dieser für die Geistes- und Herzensbildung seines Zöglings, vor allem suchte er denselben in der Gottesfurcht zu erziehen. Täglich mußte Peter ein Kapitel aus der hl. Schrift lesen und sich einen schönen Spruch zur Betrachtung für den ganzen Tag auswählen; täglich mußte er die Lebensgeschichte eines Heiligen durchgehen und sich die Tugenden desselben zum Vorbild nehmen. Aber auch für die geistige Entwicklung seines Pfleglings war der fromme Priester nicht minder thätig. Er selbst ertheilte ihm den ersten Unterricht in den Wissenschaften und legte so eine feste Grundlage zu seiner weitern Ausbildung. Hierauf hörte Canisius auf den Rath seines Lehrmeisters in dem Collegio Montano mit großem Erfolg die Philosophie und erhielt die Würde eines Magisters. Nach dem Wunsch seines Vaters verlegte Peter sich sodann auf die Rechtswissenschaft und hörte zuerst die kaiserlichen Institutionen in Cöln und sodann das kanonische Recht in Löwen.

Im Innersten seines Herzens fühlte jedoch Peter einen geheimen Zug, welcher ihn mehr und mehr von dem Getümmel der Welt forttrieb und zum geistlichen Leben hinriß. So klar der strebsame Jüngling diesen Ruf in sich fühlte, so unklar war es ihm, wann, wo und wie dies zu geschehen habe. Zu-

*) Leben des ehrwürdigen P. Petri Canisii der Societät Jesu Theologen. Dillingen, 1521.

erst glaubte er sich zum beschaulichen Leben bestimmt und sein Blick wendete sich auf den Karthäuser-Orden. Allein die Lehrer an der Hochschule zu Cöln glaubten in ihm einen künftigen Stern für ihre Anstalt zu erblicken, und sie suchten daher den jungen Magister, welcher sich durch einige lateinische Reden bereits ein gewisses Ansehen unter der studirenden Welt erworben, für die Hochschule zu gewinnen. Selbst die Stadt Cöln richtete ihr Augenmerk auf den Jüngling, denn es wurde bekannt, daß Canisius durch seinen Scharfsinn und seine Beredsamkeit den bekannten L. Surius, welcher zum Lutherthum übergegangen war, wieder zum katholischen Glauben zurückgeführt habe *). Alle glaubten in Canisius die Vorboten eines großen Mannes zu erblicken und bestrebten sich, ihn für das öffentliche Leben zu erhalten.

In solchen Umständen suchte der Jüngling Rath nicht bei den Großen und Gelehrten des Tages, sondern bei gotterleuchteten Seelen. Wiederholt besuchte er zu diesem Zwecke einige durch ihre Heiligkeit ausgezeichnete Personen in den Klöstern des Geltern- und Brabanterlandes und fand bei ihnen Tröstung und Aufklärung. „Ich kann — so schreibt Canisius selbst in seinem hohen Alter — ich kann niemals der heiligen Seelen vergessen, welche sich in meiner Kindheit und Jugend zu Arnheim, Newwegen, Herzogenbusch, Osterwik, Diest und Löwen zu meinem geistlichen Nutzen und Trost kennen gelernt habe. Denn Gott hat mich durch die Ermahnungen, Beispiele und Weissagungen derselben mehrmal ermuntert, aufgemahnt, angetrieben, auf daß ich mir selbst bekannter, Andern nützlicher und auf dem Wege des Geistes wachsamer wurde. Ich glaube, es sei eine besondere Gnade Gottes gewesen, daß ich oft zu solchen auserwählten Dienern und Dienerinnen des Herrn kam, lieber bei ihnen als bei andern reichen Leuten war, ihre Ermahnungen, Räthe und Gebote hochachtete und mit ihnen gottselige Ge-

*) L. Surius trat später in die Gesellschaft Jesu und schrieb die große Geschichte der Heiligen.

spräche führte *)." Unter diesen frommen Personen hatte vorzugsweise eine in Arnheim, zwei Stunden von Nimwegen, im Rufe der Heiligkeit lebende Wittfrau großen Eindruck auf das Gemüth des nach seinem Berufe forschenden Jünglings gemacht. Diese Wittfrau verkündete ihm: „Sohn! du wirst in einen neuen Priesterorden aufgenommen werden, welchen Gott in seiner Kirche zur Reformation derselben und zum Heile vieler Seelen erweckt. Diese Priester werden tapfere, gelehrte, bescheidene, gottergebene, seeleneifrige Männer sein. In einem Gesicht habe ich dieselben gesehen und dich unter denselben. Sei deßwegen guten Muthes und voller Hoffnung, in nicht langer Zeit wird Gott dir diese Gnade verleihen **).

Um diese Zeit geschah es, daß P. Faber, der erste Genosse des hl. Ignaz von Loyola, nach Deutschland kam und in Speyer, Mainz und andern Orten durch Predigen, geistliche Uebungen, Spendung der hl. Sakramente und Verrichtung ausgezeichneter Liebeswerke einen neuen Geist unter dem christlichen Volke erweckte. Kaum hatte Canisius Kenntniß von dem Auftreten Fabers erhalten, so eilte er nach Mainz, um den Gottesmann persönlich kennen zu lernen. Canisius fand mehr, als er erwartete, er entdeckte in Faber eine tiefe Erkenntniß Gottes und der göttlichen Dinge, eine ausgezeichnete Tugend, eine brennende Liebe für das Seelenheil der Mitmenschen. In freundschaftlichen Gesprächen, bei Tische, in öffentlichen und geheimen Unterredungen entfiel dem Priester nie ein Wort, das nicht auf die Ehre Gottes Bezug hatte. Mit dieser Gottseligkeit verband Faber eine solche Leutseligkeit, daß Canisius im Zweifel stund, ob er den Mann, welchen er gesucht, oder nicht vielmehr einen Engel Gottes gefunden. Auch Faber faßte Zutrauen zu dem Jüngling, er erkannte seinen hellen Verstand und Herzensgüte; zwischen beiden blühte bald die innigste Freundschaft; Faber machte ihn mit den Grundsätzen und den Vorschriften der Gesellschaft Jesu bekannt und Canisius überzeugte sich mit freudi-

*) Leben des ehrw. P. Canisius Lib. 1, cap. 3.
**) Ebendaselbst S. 11.

gem Herzen, daß er hier den Priesterorden gefunden, welchen ihm die fromme Wittwe von Arnheim vorgesagt, und daß ihn die Hand Gottes hieher geführt. Am Festtage Michaels Erscheinung Anno 1544, an seinem 23. Geburtstage legte Peter Canisius in die Hände Fabers das Gelübde ab, in die Gesellschaft Jesu zu treten und kehrte sodann zur Vollendung seiner Studien nach Cöln zurück. Während er hier den theologischen Wissenschaften oblag, fiel sein Vater in Nimwegen krank, Peter eilte an das Sterbelager, um den letzten Segen des Scheidenden zu empfangen und dem Geliebten die Augen zu schließen. — Treu seinem Gelübde, verwendete derselbe hierauf das väterliche Erbe nicht für sich, sondern er kaufte damit ein Haus in Cöln und schenkte dasselbe der Gesellschaft Jesu. Bereits lebten hier mehrere Genossen beisammen, als die erfolgreiche Wirksamkeit derselben bei dem neuerungssüchtigen Theil der Einwohnerschaft Aufsehen erregte. Dieser brachte es auch bald dahin, daß der Rath der Gesellschaft die Gründung eines Klosters in der Stadt Cöln untersagte. Im Ungewissen, ob er mit seinen Genossen die Stadt ganz verlassen oder dieselben einstweilen in verschiedene Häuser vertheilen sollte, berieth sich Canisius bei seinem Lehrmeister P. Faber. Dieser ertheilte folgenden merkwürdigen Entscheid: „Euer Schreiben haben wir mehr als einmal, ich weiß nicht ob ich sagen soll, mit Freud oder Leid gelesen. Wer soll nicht beklagen, daß ihr, die ihr eins seid, nicht beieinander in Einem Hause wohnen dürfet? Wer soll nicht beweinen, daß ihr nicht würdig geachtet werdet, Einen Körper zu bilden, da doch erwiesen ist, daß ihr nur Eine Seele und Ein Herz habet? Mein Geist lacht und trauert, wenn ich sehe, daß man euch einzeln duldet, aber vereint nicht verträgt. Denen, die euch betrüben, möchte ich sagen: „„Entweder erkläret den Baum für gut und haltet seine Früchte auch für gut, oder aber erkläret Baum und Früchte für bös."" Allein wo man vereint euch nicht duldet, da wird auch nicht jede Wahrheit beliebt. Unterdessen sei Gott gelobt, der euch beisammen sein läßt, wenn ihr auch dem Körper nach getrennt seid. Mit Freu-

den werde ich euere Standhaftigkeit hierin sehen und diese Freude wird mir auch nicht ausbleiben. Meine Meinung war und ist, daß wir Cöln zur jetzigen Zeit keineswegs verlassen sollen. Der Dekan und die Doktoren der theologischen Fakultät haben sich darum beworben, daß Magister Peter Canisius noch einige Jahre in Cöln verbleibe. Sie thun dies, weil sie mit eigenen Augen den daraus entspringenden Nutzen sehen. Wollte Gott, und abermal wollte Gott, sie würden in ihrem Herzen erkennen, wie viel nothwendiger und nützlicher es ist, daß nicht nur Einer, sondern Viele, die mit Magister Peter gleichen Geistes und gleichen Sinnes sind, in Cöln Wurzel fassen und in einem Körper aufwachsen! Schon längst habe ich das Seelenheil der Cölner eueren Fortschritten in den Wissenschaften vorgezogen, denn ich weiß, daß Jeder von euch auf einer andern Hochschule größern Fortgang machen würde, als in Cöln. Allein meine übergroße Liebe für die Stadt Cöln hat mich verleitet, euch zu gefährden; ich will lieber, daß ihr ungelehrt in Cöln als sehr gelehrt, aber anderswo seid. Gott gebe, daß dieser mein Eifer mit der Klugheit desjenigen übereinstimmt, welcher seinen eingebornen Sohn in die Hände der Sünder gab. Wie gesagt, mein Entschluß steht fest, ich ziehe vor, daß ihr Alle und besonders M. Peter Canisius in Cöln sterbet und begraben werdet, als daß ihr anderswo in Gesundheit lebet" *). In Folge dieses Entscheides des Pater Faber blieb Canisius mit seinen Genossen in Cöln. Hier war ihre Anwesenheit höchst nothwendig, denn sowohl die Stadt als das Stift befanden sich in einem bedenklichen Zustand; selbst Churfürst Graf Herrmann von Wied hatte sich nach langem Wanken und Schwanken in das Meer des Irrthums gestürzt und drohte das ganze Schiffchen in den Abgrund zu reißen. Diesem Unterfangen widersetzten sich einige dem katholischen Glauben treu ergebene Männer und diesen leistete Canisius mit seinen Genossen mächtige Beihülfe. Die Gefahr wurde glücklich überwunden und sofort den Gliedern

*) Vita Canisii Lib. I cap. VI.

der Gesellschaft Jesu gestattet, wieder in ihrem Hause miteinander zu leben.

Während dieser Zeit hatte Canisius die Priesterweihe empfangen und im Kloster Nazareth die erste hl. Messe gelesen. Auf der Universität erklärte er den Brief Pauli an Timotheus, im Collegio Montano legte er die hl. Evangelien aus, in der Mußezeit sammelte und ordnete er die Schriften Cyrilli Alexandrini und Leonis Magni und förderte dieselben zum Druck; überdies bestieg er in den verschiedenen Kirchen Cölns häufig die Kanzel, spendete die hl. Sakramente und übte einen solchen segensreichen Einfluß, daß die Vorsteher der Universität ein eigenes Schreiben an Ignaz von Loyola sandten, mit der Bitte, er möchte den Canisius noch mehrere Jahre in Cöln lassen und weder die Hochschule noch die Stadt eines solchen Kleinods berauben. Diesem Gesuche konnte jedoch Ignaz von Loyola nicht länger entsprechen; Canisius war zu andern Geschäften bestimmt.

Vorerst erhielt Canisius von der Geistlichkeit Cölns den schwierigen, verwickelten Auftrag, mit dem Bischof und Domkapitel von Lüttich, welches zur Erzdiözese Cöln gehörte, über die gegen den abtrünnigen Churfürsten Herrmann zu treffenden Maßregeln Rücksprache zu nehmen. Nachdem er sich zu diesem Zweck einige Zeit in Lüttich aufgehalten, wurde er als Gesandter zum Kaiser Karl V abgeordnet. Den eindringenden Vorstellungen des glaubenseifrigen Jesuiten gelang es, der Wahrheit am kaiserlichen Hofe Eingang zu verschaffen; an die Stelle des falschen Hirten wurde der wackere Adolf von Schauenburg auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben und so der Glaube und die Ruhe Cölns für die Zukunft gesichert.

Bei diesem Anlasse wurde Canisius mit dem Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, Worms und Ulm, bekannt. Dieser faßte ein solches Zutrauen zu der Gekehrsamkeit und Klugheit des jungen Mannes, daß er denselben zu seinem Theologen bei dem in Trient eröffneten Konzil bezeichnete und zur Abreise nach Italien nöthigte.

Zum Herzeleid aller Gutgesinnten schied er im Jahr 1547 von Cöln und eilte nach Trient. Kaum war er hier eingetroffen, so wurde die Kirchenversammlung (im Monat Merz 1547) nach Bologna verlegt. Hier nahm Canisius mit seinen beiden Ordensbrüdern Laynez und Salmeron an der Berathung über die hl. Sakramente eifrigen Antheil; da jedoch die Verhandlungen sich in die Länge zogen, und die beiden Jesuiten Laynez und Salmeron den Geschäften genügten, so wurde Canisius von dem Ordensgeneral nach Rom berufen.

Wer beschreibt die Seelenfreude, welche derselbe bei der Umarmung des hl. Ignaz empfand? Wer schildert seine Begeisterung beim Anblick der Grabstätte des Apostelfürsten? Wer seine Entzückung in der Gegenwart des Statthalters Christi? — In Rom vollendete der junge Mann seine Prüfungszeit als angehendes Ordensglied, den 22. September 1547 legte Canisius in die Hände des hl. Ignaz das feierliche Gelübde ab und verpflichtete sich zum unbedingten Gehorsam unter die Leitung des Generals. „Möge mir Euere Hochwürden, so erklärte Canisius wiederholt dem Ordensvorsteher in einer Zuschrift vom 8. Februar 1548 — „Mögen mir Euere Wohlehrwürden befehlen, hier in Rom zu verbleiben, oder mögen Sie mich nach Sizilien, oder nach Indien oder wohin immer senden, mir ist alles gleichgültig. Sollte ich nach Indien bestimmt werden, so erkläre ich, daß jeder Dienst, jedes Amt, sei es als Koch, Gärtner, Thorwart, Schüler oder Lehrer in einer mir unbekannten Kunst, mir daselbst angenehm ist. Von diesem Tag an gelobe ich ohne einige Ausnahme, mich in Zukunft um nichts zu bekümmern, was meine Wohnung, Sendung und Beruf betrifft; Alles dieses überlasse ich meinem in Christo geliebten Vater und Vorsteher; Verstand und Willen unterwerfe ich ihm, ihm übergebe ich getrost und demüthig die Verwaltung meiner Seele und meines Körpers" *).

Wohl zur Prüfung dieses Gehorsams erhielt Canisius den

*) Epist. Canis. ad Ign. d. d. 8. Febr. 1548.

Auftrag, im Merz des Jahrs 1548 nach Sizilien zu verreisen und allda in dem neugegründeten Collegium zu Messina die Rhetorik zu lehren. Mit freudigem Herzen folgte der Jesuit dem Auftrag, obschon weder der Ort noch die Aufgabe seinem Geiste entsprachen. „Da ich den geistlichen Sachen obzuliegen nicht mehr würdig war, so schreibt er aus Messina an einige Freunde aus Cöln, so bin ich wieder zu dem Studieren berufen worden und zwar zu unangenehmen Studien; allein wenn man etwas aus Gehorsam thut, so wird Alles angenehm. Meine Aufgabe ist, die Rhetorik zu lehren (eine Kunst, welche gar nicht meine Sache ist), meine Arbeit besteht also in der Unterweisung der lieben Jugend. Ich hoffe jedoch mit der Gnade Gottes, dieses ebensogut zu verrichten, wie alles Andere, was der Gehorsam meinen schwachen Kräften auferlegt. Es ist sich zu verwundern, welch' reichliche Frucht Christus hier bereits durch die Unsrigen gesammelt, diese wird — so hoffen wir — in kurzer Zeit noch größer werden." Im gleichen Brief äußert er sich über sein Ordensleben: „In dieser Schule lernt man die reiche Armuth, den freien Gehorsam, die erhabene Demuth, die edle Liebe des gekreuzigten Heilands. Hier ist eine schöne Gelegenheit zu philosophiren; Niemand fehlen hier die Mittel, der wahren Weisheit nachzustreben." *) — In solchem Geiste unterrichtete Canisius die Jugend in Messina, machte große Fortschritte in der italienischen Sprache, trat in kurzer Zeit als einer der beliebtesten Prediger in der Volkssprache auf und unterhielt nebenbei einen eifrigen Briefwechsel mit seinen zahlreichen Bekannten in Deutschland und anderwärts.

Solchergestalt war bereits ein Jahr in Sizilien verflossen. Da rief ein Befehl des Ordensvorstehers den Professor von Messina nach Rom. Herzog Wilhelm von Baiern — ein durch seinen religiösen Eifer ausgezeichneter Fürst — hatte für die

*) Vita Canis. Lib. I. Cap. VII.

Hochschule in Ingolstadt drei theologische Lehrer von Rom verlangt; Ignaz bezeichnete hiefür den Canisius, den Claudius Le Jais und den Alphons Salmeron. Vor der Abreise legte Canisius am Festtage Maria Geburt die vier höhern Ordensgelübde ab, zog mit seinen zwei Gefährten von Rom nach Bologna, erhielt hier den 4. Oktober 1549 den Doktorhut und eilte sodann über die Alpen nach seinem geliebten Deutschland. In Augsburg wurden die drei Jünger Loyola's von dem Cardinal, in München von dem Herzog, in Ingolstadt von dem Kanzler der Universität, dem Bischof Moriz von Eichstädt, wohl empfangen und aufgenommen. Im Namen seiner Gefährten hielt Canisius eine Anrede an den Bischof, die Doktoren und Magister der Universität und trat sofort als Lehrer der Theologie in Thätigkeit.

Betrachten wir nun die Wirksamkeit des Canisius in Ingolstadt. Auf der Hochschule erklärte derselbe unter großem Zudrang der Studirenden die Sentenzen des Peter Lombardus, welche dazumal den theologischen Studien als Grundlage dienten. Neben diesen öffentlichen Vorlesungen eröffnete er in seiner Wohnung sofort eine besondere Schule, in welcher er die besten und wägsten Jünglinge versammelte und dieselben durch freundschaftliche Belehrungen zu einem tugendhaften, kenntnißreichen Leben aneiferte. An allen Feiertagen hielt er die lateinische Predigt an die Studirenden, führte auch die Sitte ein, daß die Studenten unter sich von Zeit zu Zeit selbst Reden bald über diese bald über jene Tugend hielten und dadurch diesen von ihnen selbst empfohlenen Vorbildern desto eifriger nachstrebten. Seine Zöglinge ermunterte er zu dem öfteren Empfang der hl. Sakramente; die Benutzung der hl. Gnadenmittel war in jenen unseligen Zeiten so vernachläßigt, daß es in Ingolstadt großes Aufsehen erregte, als von Zeit zu Zeit neun bis zehn Studenten miteinander das h. Abendmal aus den Händen des Canisius empfiengen! Während der Fastenzeit hielt der eifrige Gottesmann deutsche Predigten an das Volk; im Volke suchte er das erstorbene religiöse Leben wieder anzufachen; deßwegen gründete

er eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, dem Gottesdienst in den verödeten Kirchen wieder beizuwohnen, öffentliche Gebete gemeinschaftlich zu verrichten und für die Umkehr der sündigen Menschheit zu Gott zu flehen. Seinen Worten verlieh Canisius durch menschenfreundliche Thaten Nachdruck. Lag irgendwo ein Kranker verlassen, so suchte er ihn auf und pflegte denselben; war irgendwo ein Armer in Noth, so brachte er Hülfe; waren Familien durch Feindschaft und Zwietracht getrennt, so trat er als Friedensbote in ihre Mitte. Bei den Reichen klopfte er für milde Beiträge an, um damit arme Jünglinge zu eifrigen Priestern zu erziehen; handelte es sich um die Begnadigung eines reuigen Verbrechers, so legte Canisius milde Fürsprache ein.

Diese Verdienste des Jesuiten fanden in Ingolstadt ebensoviel Bewunderung als Anerkennung; schon im folgenden Jahre wurde er zum Rektor der Universität bezeichnet. Wenn auch ungern, unterzog sich der Ordensmann diesem schwierigen Auftrag; er erblickte in diesem Ruf ein Mittel, die gelockerte Zucht in der studirenden Welt herzustellen. Der neue Rektor verfaßte sofort eine Schrift über die an der Hochschule herrschenden Gebrechen, theilte dieselbe den Lehrern mit, bezeichnete die Mittel zur Abhülfe und erzielte auf diese mit Vorsicht und Schonung gewählte Weise eine durchgreifende Reform sowohl unter den Lehrern als Schülern der Anstalt. Nicht zufrieden, mit den Zöglingen in freundschaftlichem Verkehr zu stehen und dieselben väterlich zu überwachen, setzte sich Canisius in Briefwechsel mit den Eltern, machte dieselben auf die Fehler und Leidenschaften ihrer Kinder aufmerksam, suchte die Irrenden durch Ermahnung und Bestrafung zur Besserung anzuhalten und schloß die gewarnten Unverbesserlichen rücksichtslos von der Hochschule aus, damit nicht ein vergiftetes Glied den ganzen Körper anstecke und zerstöre. Auf diese Weise zeigte sich in dem Betragen der Studirenden bald eine auffallende Veränderung; an die Stelle des Trotzes und Uebermuths trat Bescheis-

denheit und Ordnung, ein reges wissenschaftliches Leben gab, sich allwärts kund.

Seinen edelmüthigen Bestrebungen setzte Canisius die Krone auf, indem er jede Belohnung für seine Arbeit ausschlug und die dem Rektor zufallende Summe zur Bestreitung eines milden Werks zurücksandte. So handelt ein christlicher Lehrer, welcher Gottes, nicht seine Ehre, der Zöglinge, nicht sein Wohl sucht. Als zu Ende des Jahrs 1551 der Vizekanzler der Universität starb, da wollte ihn der Herzog von Bayern durchaus zu dieser ebenso ehrenvollen als einträglichen Würde erheben; allein Canisius widersetzte sich in seiner Demuth und Genügsamkeit mit aller Kraft dem Antrag und blieb trotz der Mißstimmung des Herzogs und der Universität unabänderlich bei seiner Ablehnung.

Kein Wunder, daß sich die Gutgesinnten Deutschlands um den Besitz eines solchen Mannes stritten. Bischof Julius von Naumburg verlangte denselben für das Sachsenland; das Domstift von Straßburg, welches, durch die lutherische Partei vertrieben, durch Kaiser Karl wieder in seine Rechte eingesetzt wurde, wünschte denselben behufs seiner Neugestaltung und wendete sich hiefür an Ignaz und selbst an den Papst; die Bischöfe von Eichstädt und Freysing begehrten ihn als theologischen Rath, der Herzog von Bayern wollte denselben um keinen Preis von Ingolstadt entlassen. Mitten in diesem Gedränge erhielt Canisius ein Schreiben von dem Ordensgeneral. Dieser befahl ihm, weder nach dem Sachsenland, noch nach Straßburg, noch nach Freysing zu wandern, sondern innerhalb zehn Tagen Ingolstadt zu verlassen und nach Wien zu pilgern wo der römische König und nachherige Kaiser Ferdinand ein Kollegium für die Gesellschaft Jesu gründete. Alle Einreden des Herzogs, des Bischofs und der Universität von Ingolstadt vermochten nichts gegen den Gehorsam des Ordensmannes; am letzten Sonntag des Februars 1552 nahm Canisius in einer Predigt von dem zu Thränen gerührten Volke Abschied und am festgesetzten Tage trat er die Reise nach seinem neuen Be-

stimmungsort an. Das Andenken an den gefeierten Lehrer verewigte die Universität durch folgende Bemerkung in ihrer Chronik: „Canisius ist ein ausbündiger Mann, hat einen übermenschlichen Verstand, an Geschicklichkeit findet man nicht Seinesgleichen. Er ist ein trefflicher Philosoph, ein hoher Theolog, ein belesener Mann, in der lateinischen Sprache sehr beredt, ein ernster und löblicher Prediger, ein helles Licht unter den Priestern dieser Zeit.“ *)

Mitte Merz des Jahres 1552 langte Canisius in Wien an. Sogleich begann er seine apostolische Laufbahn. Auf der Universität hielt er theologische Vorlesungen, im Kollegium der Gesellschaft Jesu führte er die Aufsicht über die Studien, an den Feiertagen predigte er in der Dominikkirche und später auf Ansuchen des Bürgermeisters in der Liebfrauenkirche bei der Stiege. Fleißig besuchte er die Gefangenhäuser und begleitete die zum Tode Verurtheilten auf die Richtstätte. Diese Hingabe für die leidende Menschheit gewann ihm die Liebe der Wiener. Wo Canisius predigte, da war die Kirche immer angefüllt. König Ferdinand selbst fand große Erbauung in den Vorträgen des Jesuiten und ernannte ihn zu seinem Hofprediger; um aber dem Volke den guten Samen nicht zu entziehen, bestimmte er ihn gleichzeitig zum Prediger an der Domkirche, so daß der gute Pater oft zweimal nach einander, zuerst in der Schloßkirche vor dem König und dem Hofe und dann in der Bethlehemkirche vor dem Volke, dort in gebildeter, hier in gemeinverständlicher Weise das Wort Gottes verkünden mußte. Die Kaiserstadt Wien war für den Eifer des Gottesmannes zu klein. In Oestreich war dazumal großer Mangel an Priestern, gegen dreihundert Pfarreien hatten keine Geistlichen; da trat Canisius auf Einladung des Königs eine Missionsreise im Lande herum

*) Nach dem Tode des P. Canisius ließ die Universität Ingolstadt demselben ein Denkmal setzen, worin sie denselben als Beförderer des katholischen Glaubens, als Vorbild der Unschuld und Tugend und als einen heiligen Mann bezeichnet (Vit. Canis. L. I, Cap. IX.).

an, besuchte die verwaisten Dörfer, predigte der verlassenen Heerde das Evangelium, spendete dem Volke die heil. Sakramente und erneuerte überall den christlichen Glaubenseifer.

Diese von Gott gesegnete Thätigkeit zog die Augen der Hohen und Niederen auf den Ordensmann und bereitete diesem große Verlegenheit. Um diese Zeit wurde nämlich der bischöfliche Stuhl in Wien durch Todesfall ledig; da warf sowohl der König als der päpstliche Nuntius Martinengo das Auge auf den Jesuiten. Zuerst suchten sie seine Person für ihr Vorhaben zu gewinnen, allein er wies den Vorschlag mit Entrüstung von sich. „Gott hat mich — so entgegnete er dem Nuntius — nicht zu dem bischöflichen, sondern zu dem klösterlichen Stand berufen; in dem gemeinen, armen Leben finde ich Gewissensruhe und Fröhlichkeit. Gott hat bis jetzt dieses mein Wirken mit einem guten Fortgang gesegnet; nun aber steht geschrieben: Jeder soll in dem Stand bleiben, zu welchem ihn Gott berufen. Was von Gott ist, das ist in Ordnung. Gott will nicht Alles von Allen haben; welche er zu hohen kirchlichen Aemtern bestimmt, diese beruft er nicht in einen Orden, der seinen Mitgliedern den Zutritt zu solchen Würden verbietet. Liegt in mir die Kraft, etwas Gutes zu thun, so kann ich weit mehr leisten, wenn ich frei bin, jederzeit dorthin zu gehen, wo man meiner bedarf. Auch die Apostel — wenn ich mich auf sie berufen darf — haben sich nicht in die engen Marken einer einzigen Kirche verschlossen, sondern die ganze Welt durchwandert.“ *) Als der Nuntius einsah, daß sein Plan an der Festigkeit des Canisius scheitere, wandte er sich im Auftrag des Königs an Ignaz v. Loyola, um durch den Ordensgeneral das zu erhalten, was der Pater ausschlug. Allein auch Ignaz wollte auf das Ansinnen nicht eintreten. Da gelangte König Ferdinand durch seinen Agenten Jakob Lasso an den Papst und

*) Vergl. Schreiben des Nicolai Lanonii, dazumaligen Rektors des Colleg. S. J. in Wien, in welchem dieser über die Unterredung des P. Canisius mit dem apost. Nuntius einläßlichen Bericht erstattet.

ersuchte diesen, den Canisius zur Annahme des Bischofthums zu nöthigen. Der Papst, so sehr er den glaubenseifrigen König hochschätzte und liebte, wollte dennoch zu solchem Zwang nicht greifen, sondern entschied dahin, Canisius habe die bischöfliche Würde nicht anzunehmen, wohl aber während einem Jahre, bis ein tauglicher Bischof gefunden, die bischöflichen Geschäfte zu verwalten. Ignaz übermittelte dem Canisius den päpstlichen Ausspruch und so mußte der Ordensmann dem höhern Auftrag, wenn auch wider Willen, sich fügen.

Bei all diesen Arbeiten und Geschäften lastete auf ihm noch eine andere Aufgabe, welche einzig schon das ganze Leben eines Menschen ausgefüllt hätte. In den dazumaligen verwirrten Zeiten, wo Jeder sich zum Richter in Glaubenssachen berufen fühlte, wo Alle über theologische Sätze sich zankten, wo die Neuerer in jedes Dorf die Funken ihrer Irrlehrendurch Wort und Schrift, offen und im Geheimen verbreiteten, fehlte es den Katholiken an einem gediegenen Lehrbuch der christlichen Religion. Auf den Wunsch König Ferdinands erhielt Canisius den Auftrag, ein Lehrbuch zu verfassen, in welchem der Priester und das Volk die Grundwahrheiten des Christenthums kurz und gediegen zusammengestellt und erklärt vorfänden. *)

Canisius erfaßte beim ersten Anblick die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Mit Mißtrauen in seine eigenen Kenntnisse und nur im Vertrauen auf Gottes Gnade und aus Gehorsam gegen den Ordensgeneral machte

*) Bei dem dazumaligen Mangel katholischer Bücher und der Ueberfluthung protestantischer Schriften hatte der einsichtsvolle König Ferdinand von der Gesellschaft Jesu die Verfertigung dreier Bücher verlangt: 1) Für die Universität einen Inbegriff der gesammten Theologie; 2) für die Pfarrer ein Handbuch für die Predigten und 3) für die Schulmeister und Kinder ein Lehrbuch der Religion. Mit der Abfassung des ersten beauftragte Ignaz den Pater Laynez, mit der des zweiten den P. Krusius, mit der des dritten den P. Canisius. Laynez wurde bald darauf durch die Generalsgeschäfte, Krusius durch den Tod an der Vollziehung des Auftrags gehindert, Canisius einzig brachte sein Werk zu Stande.

er sich nach reiflicher Vorbereitung unter Gebet und Thränen an das Werk. „Mir ist — so schrieb er während dieser Arbeit an Johann Polanko nach Rom — „Mir ist wie einer in Geburtswehen liegenden Frau. Ich bin in steter Angst, bis die Geburt an das Licht treten, vor das Angesicht Gottes gestellt und dem Herrn aufgeopfert werden kann. O! seid mir doch mit euerem Gebet behülflich, daß ich das im Namen Gottes begonnene Werk in seinem Namen getreulich vollende. Jesus Christus möge meine Arbeit zu seiner Ehre wenden; die Erfahrung zeigt mir täglich, wie Vieles mir mangelt, um dieses Buch recht zu schreiben und gebührend abzufassen. *) Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit berieth Canisius sich bei gottesgelehrten Männern, unterlegte seine Arbeit ihrer Prüfung, sandte die ganze Schrift nach Rom mit der Bitte, Alles zu ändern und zu vertilgen, was fehlerhaft erscheine. — Die Antwort von Rom beschämte den Verfasser; der Inhalt der Schrift, die Anordnung, Eintheilung und die ganze Abfassung derselben fanden ungetheiltes Lob und die Theologen erklärten geradezu: „Gott selbst habe den Canisius bei der Abfassung dieser Schrift erleuchtet." Auch König Ferdinand, dem die Schrift vorgelegt wurde, bezeugte seine volle Zufriedenheit; er fand die katholische Wahrheit in derselben so klar und unwidersprechlich vorgetragen, daß er sich von dieser Schrift nicht nur die Bekräftigung des katholischen Volks im Glauben der Väter, sondern auch die Rückkehr der Abgefallenen versprach. Auf Befehl des Königs erschien das Werk unter dem Titel: „Kurzer Inbegriff der christlichen Lehre" (Summa Doctrinæ Christianæ) im Druck und wurde sofort in allen Schulen als Unterrichtsbuch eingeführt; Canisius aber war nicht zu bewegen, dem Werke seinen Namen beizusetzen, denn in Allem suchte er Gottes und nicht seine Ehre. **) Kaum war dieser Katechismus

*) Vita Canisii Lib. I cap. XI.

**) In den spätern Ausgaben wurde der Name des P. Canisius gegen seinen Willen auf Befehl des Königs beigesetzt.

erschienen, so machte derselbe nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den Protestanten ein riesenhaftes Aufsehen, in kurzer Zeit waren mehrere Auflagen vergriffen, die Drucker konnten kaum der Nachfrage entsprechen, das Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt und in entfernte Länder verbreitet. Schon im Jahre 1557 erklärten die Theologen Spaniens auf die Anfrage des Königs Philipp: „Es gebe kein besseres und nützlicheres Buch als der Katechismus, welcher unlängst in den Landen Ferdinands, des römischen Königs, auch zu Ungarn und Böhmen König, eingeführt worden." Noch zu Lebzeiten des Verfassers gab es so zu sagen keine Sprache, in welche dieser Katechismus nicht übertragen, kein Volk, welches aus demselben nicht seinen Unterricht empfing, so daß Canisius mit Recht der „Katechet der ganzen Christenwelt" genannt wurde.

Auf Befehl Ferdinands übernahm Canisius im Jahr 1554 die Leitung des Erzherzoglichen Kollegiums. Einige Zeit später wurde er zum Dekan der Universität ernannt und ihm die besondere Aufsicht über die Studenten übertragen. Vom König wurde der glaubenseifrige Ordensmann öfters zu Rathe gezogen über die immer drohenderen Uebel der Zeit. Mit unerschrockener Wahrheitsliebe deckte Canisius die Krankheit des Jahrhunderts vor dem Hofe wie vor dem Volke auf. Vorzugsweise machte er auf den Mangel berufsgetreuer Priester aufmerksam und auf die daherige Nothwendigkeit, eine kenntniß- und tugendreiche Geistlichkeit heranzubilden. Auf sein Betreiben wurde zu diesem Zweck in Wien ein Konvikt für hoffnungsvolle Jünglinge gegründet; Söhne aus den ersten Familien traten in dasselbe und wuchsen zur Zierde der Kirche und des Staates heran *). „Hieraus geht mehr als zur Genüge hervor — bemerkt ein Schriftsteller jener Zeit — welche Wohlthat Gott den österreichischen Landen durch den Canisius in diesen so ver-

*) Diese Anstalt machte um so mehr Aufsehen, da seit zwanzig Jahren kein einziger Bürger von Wien die heilige Priesterweihe empfangen hatte.

derbten Zeiten, erwiesen hat, wo die wahre Religion zu Boden gestürzt und der Irrthum mit Gewalt erhoben werden sollte" *).

Die mit wunderbarem Erfolg gekrönte Thätigkeit des P. Canisius und seiner Ordensbrüder in Wien erregte bei den treuen Anhängern der kath. Kirche in den umliegenden Ländern den Wunsch, ebenfalls Jesuiten-Kollegien zu gründen. Der Erzbischof von Gran in Ungarn, der Erzbischof von Siebenbürgen, der Bischof von Breslau, Stanislaus Hosius, Bischof von Varmia in Polen, wandten sich zu diesem Zwecke an Canisius in Wien. Allein dieser war von Ignaz bereits zu einer andern Arbeit bestimmt.

Im Böhmenlande machte die Sekte der Hussiten große Fortschritte; Melanchton ging mit dem Plane um, sich in Prag einzudrängen und von da aus die Gluth der kirchlichen Neuerung anzuschüren; Abwehr that Noth. In diesen Umständen wandte König Ferdinand sein Auge auf P. Canisius und gab ihm den Auftrag, nach Prag zu reisen und allda das ehemalige St. Klemenzen-Kloster zu einem Jesuitenkollegium umzustalten. Erzherzog Ferdinand, Statthalter von Böhmen, so wie alle Gutgesinnten Prags empfiengen den Ordensmann mit inniger Freude; desto weniger willkommen war er aber den Hussiten. Diese verkündeten drohend, daß sie das Auftreten des neuen Ordens nicht dulden und sich selbst mit Gewalt der Gründung des Jesuitenkollegiums widersetzen würden. Canisius ließ sich durch keine menschliche Furcht von seiner Pflicht abschrecken. Trotz der offenen und geheimen Drohungen bestieg er sofort die Kanzel, verkündete muthig den Zweck seines Erscheinens und machte die gehässigen Aussagungen der Gegner durch christliche Liebe zu Schanden. Unentwegt begann er die Einrichtung des Kollegiums, ließ das alte Mauerwerk ausbessern, das Gebäude für die Schulen einrichten und Alles zum

*) Vita Canis. Lib. I. Cap. XI.

Empfange der Ordensbrüder vorbereiten. „Ich wünsche — so schrieb der von den Hussiten als fanatischer Verfolger ausgeschriene Jesuit dem Ordensgeneral nach Rom — „ich wünsche, daß alle Mitglieder unseres Ordens, welche nach Prag zur Gründung des Kollegiums bestimmt werden, wohl ausgerüstet seien mit heiliger Geduld und inbrünstigem Eifer nicht zum Disputiren, sondern zum Leiden; ich wünsche, daß sie dieses Land mehr durch Werke als durch Worte erbauen, damit sie, was mit Thränen gesäet wurde, mit Frohlocken einärndten *).

Nachdem Canisius den Sommer und einen Theil des Herbsts mit der Einrichtung des Kollegiums in Prag zugebracht, reiste er auf Verlangen des Herzogs Albrecht von Bayern nach Ingolstadt, um auch hier ein Kollegium der Gesellschaft Jesu zu gründen. Während der Baute desselben verwendete Canisius seine Mußezeit zur Bearbeitung katholischer Bücher, an welchen die damalige Zeit, wie schon bemerkt, außerordentlichen Mangel litt. Hier verdeutschte er die Episteln und Evangelien, welche die katholische Kirche an den Festtagen in der hl. Messe list und fügte denselben einige auserlesene Gebete zur Erbauung des Volks bei **). Hier übersetzte er die Grammatik Codretti's in die deutsche Sprache und verband damit zur Belehrung der Jugend einige Auszüge aus seinem Catechismus. Ebenso durchsah er mehrere andere Bücher und reinigte sie von den ihnen anhängenden Irrthümer und falschen Lehren.

Von Ingolstadt reiste er nach Augsburg, wo er ebenfalls zahlreichen guten Samen aussäete, und von Augsburg wieder nach Wien (den 1. Februar 1556). König Ferdinand war mit den Vorbereitungen zum Reichstag in Regensburg beschäftigt. Da auf diesem Reichstag die religiösen Angelegen-

*) Vita Can. I. P. 12 cap.

**) Diese Bearbeitung der sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln für das deutsche Volk war die erste, die von kathol. Seite erschien; bisdahin war nur die Uebersetzung des Erasmus von Rotterdam bekannt.

heiten Deutschlands zur Sprache kommen sollten, so hatte der König das Gutachten der Universität von Wien verlangt. Diese wollte ihre Ansicht nicht abgeben, ohne vorerst die Meinung des P. Canisius vernommen zu haben. Nachdem der Jesuit dieser Aufforderung nach Wissen und Gewissen entsprochen, eilte er nach Prag, wo am 1. April die Eröffnung des Kollegiums stattfand.

Die Erzherzoge Ferdinand, Vater und Sohn, wetteiferten mit einander, dem Pater Canisius ihre Hochschätzung und Liebe zu bezeugen; die Katholiken schätzten sich glücklich, einen solchen Lehrer in ihrer Mitte zu haben, selbst die reformirte Bevölkerung gewann für ihn Achtung, desto heftiger aber entbrannten die Führer der hussitischen Partei gegen den Vorkämpfer der katholischen Kirche. Als derselbe am Osterfeste vor dem Hofe und der gesammten Bürgerschaft eine so ergreifende Rede hielt, daß die ganze Stadt vom einstimmigen Lobe widerhallte, da konnten die Anführer der Hussiten ihren Ingrimm nicht mehr bändigen. Zuerst suchten sie mit Stichwörtern und Witzeleien den Canisius lächerlich zu machen und als dieses nicht verfieng, ließen sie ihm durch gedungenes Gesindel die Fenster einwerfen: allen diesen Verfolgungen setzte aber der Jünger Jesu eine solche Geduld und Liebe entgegen, daß die Anstifter am Erfolge ihrer Pläne verzweifeln mußten *).

---

*) Unter den von den Hussiten in Prag auf den P. Canisius gemachten Stichwörtern war auch folgendes Wortspiel, wobei die Wörter **Canis** (Hund) und **Anser** (Gans) die Hauptrolle spielten; mit jenem bezeichneten sie nach der lateinischen Sprache den Canisius, mit diesem nach der böhmischen Sprache den Huß (Huß heißt im böhmischen Dialekt soviel als Gans; Canisius stammt von dem lateinischen **Canis** „Hund").

„Hinc procul esto Canis, pro nobis excubat Anser."
„Der Hund sich weit von hinnen mach',
Bei uns hält eine Gans die Wach'."

Von katholischer Seite wurde hierauf durch folgenden Vers entgegnet:

Im Sommer des Jahres 1556 blühten in Deutschland bereits drei Jesuiten-Kollegien zu Wien, Prag und Ingolstadt; da glaubte Ignaz von Loyola zweckmäßig, Deutschland zu einer besonderen Provinz zu erheben und den P. Canisius als den Gründer dieser Anstalten zum Provinzial zu bezeichnen. Mit welchem Gefühle Canisius diese Ernennung empfieng, haben wir nicht nothwendig zu schildern. Sogleich sezte sich derselbe an seinen Schreibtisch und erwiderte dem Ordensgeneral unter Anderm: „Ich bin bereit, der ganzen Gesellschaft Jesu sammt und sonders in geistlichen wie in weltlichen Dingen nach all' meinen Kräften bis auf das Aeußerste zu dienen; aber um Gottes Willen bitte ich, Eure Hochwürden, mir keine Aemter aufzuladen, mich damit um Gottes Willen zu verschonen und mich für den Geringsten — der ich im Grunde auch bin — anzusehen. Es ist gewiß gefährlich, wenn ein unverlässiger, ehrgeiziger, unverständiger Kopf dergleichen Aemter auf sich nimmt, und wenn derjenige Andere regieren soll, der wegen Mangel an Geschicklichkeit, Klugheit und Erfahrung selbst der Leitung bedarf. Gewiß wenn Eure Hochwürden meine inneren und äußeren Mängel kennten, wenn sie wüßten, wie weltlich und grob dieses Deutschland mich gemacht, Sie würden Mitleiden mit mir tragen und vielmehr für mein Seelenheil zu Gott beten lassen" *).

Allein Ignaz von Loyola wußte, wen er vor sich habe; er blieb bei seinem Entschlusse, Canisius mußte aus Gehorsam dem ehrenvollen Rufe sich unterziehen; mit welchem Erfolge er dies gethan, werden uns die folgenden Blätter zeigen.

Gleich dem vorsichtigen Kriegsmann, welcher unentwegt sein Hauptziel verfolgend, mit dem einem Auge jede Bewegung

---

„At, qui Canem odere, haud oves, sed sunt lupi."
„Die Wölfe, nicht die Schaafe seind
Dem treuen Hunde Feind."

*) Litt. Canis. ad Ig. (Vit. P. I. Cap. XIII.)

des Gegners beobachtet, mit dem andern seine eigene Haltung und Stellung bewacht: so steuerte P. Canisius als Provinzial auf das große Hauptziel: „Die Erhaltung des katholischen Glaubens in Deutschland", und faßte zu diesem Zwecke sowohl die gegenüberstehenden feindlichen Kräfte scharf in's Auge, als feuerte er die Seinen zur muthvollen, andaurenden Arbeit an.

Zuerst erblicken wir den neuen Provinzial auf dem Reichstage in Regensburg. Hier bekleidete er nach dem Wunsche des Königs die Stelle eines Predigers, und wirkte in dieser Eigenschaft sehr wohlthätig auf die bei der Reichsversammlung anwesenden katholischen Fürsten und Prälaten. Nicht nur bekräftigte er durch seinen gründlichen Vortrag diese in dem wahren Glauben, sondern er unterlegte auch den Prälaten ein Gutachten über die Mittel, die Geistlichkeit Deutschlands aus dem Zustand des Verfalls zu erheben und auf einen besseren Fuß in geistiger und sittlicher Beziehung zu stellen. Mit Rath und That stund er den katholischen Fürsten in Allem, was bezüglich der Religion auf dem Reichstag verhandelt wurde, bei; mit vollem Recht genoß er das ungetheilte Zutrauen derselben.

Hierauf erblicken wir den Provinzial bei dem Religionsgespräch, welches nach dem Wunsche König Ferdinands und des Reichstags im Jahr 1557 in Worms gehalten wurde. König Ferdinand, durch die unheilvolle konfessionelle Trennung Deutschlands tief betrübt, und in solchen Verhältnissen die drohenden Kriegsrüstungen der Türken fürchtend, wollte durch die Versammlung der hervorragendsten Männer beider Theile den Versuch zu einem konfessionellen Vergleiche und somit zur Einigung Deutschlands machen. Unter den vom König zum Religionsgespräche berufenen katholischen Theologen hatte Canisius die erste Stelle; er folgte jedoch dieser Einladung wider seinen Willen. Einerseits glaubte er, eine solche Berathung über Religionspunkte müsse vom Papst und nicht vom König und Reichstag ausgehen und entschieden werden; sodann verzweifelte er an einem Erfolge, indem solche Religionsgespräche gewöhnlich mehr erbittern als versöhnen; endlich hielt er seine

Kräfte und Fähigkeiten zu schwach, um eine solche Aufgabe auf seine Schultern zu nehmen. Es bedurfte eines förmlichen Befehls des Ordensvorstehers, um ihn zur Theilnahme am Wormser-Colloquium zu vermögen. „Ich wollte mich — so schrieb der Provinzial nach Rom — in Betracht meiner schwachen Kräfte, meiner Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit gerne weiß nicht wohin verstecken und lieber in Indien betteln gehen, als mich in so gefährliche Dinge verwickeln, durch welche oft ewiger Schaden hervorgerufen und das Recht des apostolischen Stuhls verlezt wird. Gott der Herr möge daher durch meinen Ordensobern zu mir reden und mir sagen, was ich zu thun habe; seine Stimme will ich hören und seinem Winke will ich folgen, dann wird mein Herz nicht mehr erzittern und wenn auch ein ganzes Kriegsheer mir gegenüberstünde. Meine Hoffnung und meine Kraft beruht in dem Gehorsam!" *).

König Ferdinand, diese Stimmung das Provinzials kennend, wandte sich selbst an den Ordensvorstand in Rom, um für Canisius einen förmlichen Befehl auszuwirken. „Wir sollen Euch — so lautet das königliche Schreiben — „in Kenntniß setzen, daß Wir auf dem Reichstag mit den Churfürsten und Ständen des h. römischen Reichs über die zur Herstellung der religiösen Einheit dienlichen Mittel uns berathen und beschlossen haben, es solle zu diesem Zwecke eine Besprechung zwischen beiden Theilen angeordnet werden. Unter andern hiezu auserwählten gelehrten Männern der katholischen Religion wurde hiefür aus Eurer Gesellschaft bezeichnet der ehrwürdige, gelehrte, fromme und vielgeliebte Peter Canisius nebst Niklaus Gaudanus, beide Doktoren der hl. Schrift. Wir ersuchen Euch also, nicht nur zu bewilligen, daß diese beiden Männer bei dem Colloquium erscheinen, sondern denselben auch ernstlich zu gebieten, daß sie Uns und den Ständen des Reichs in einer so ehrlichen, heiligen, zur Ehre des allmächtigen Gottes, zum Wachsthum unserer hl. Religion und zum Frommen der

*) Vit. Canis. P. II. cap. 2.

gesammten Christenheit dienenden Sache bestens behülflich seien. Dadurch thut Ihr Etwas, das nicht nur an und für sich gottselig und billig, sondern auch Uns besonders angenehm ist, wie wir Euch und Eurer Gesellschaft mit königlichen Gnaden zu beweisen erböthig sind. Datum in unserer und des hl. Reichs Stadt Regensburg den 15. März 1557." *)

Der Ordensvorstand gab nach eingeholter päpstlicher Bewilligung dem Canisius eine dem Begehren des Königs entsprechende Weisung und so traf der Provinzial mit seinem Begleiter Gaudanus Ende Augusts 1557 in Worms zum Religionsgespräche ein. Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, führte im Namen des Königs den Vorsitz. Auf Seite der Neuerer waren anwesend: Philippus Melanchton, Erasmus Schnepfius, Joannes Pistorius, Erasmus Sarcerius, Heinricus Bullingerus, Brentius, Flaccius Illyricus, im ganzen zwölf; unter den Katholiken Canisius, Gaudanus, Jodocus von Ravenstein, Martinus und Franziskus Sonnius, der Bischof von Meersburg ꝛc., ebenfalls zwölf. Canisius wurde von den Katholiken zu ihrem Schriftführer bezeichnet.

Den 13. September 1557 geschah der erste Zusammentritt. Es handelte sich um die Feststellung der Redeordnung. Die Evangelischen verlangten, daß nur das lautere reine Wort der hl. Schrift als Beweismittel angeführt werden dürfe; die Katholiken aber stellten das dreifache Begehren, 1) Bezüglich der hl. Schrift sollen alle Bücher, welche die christliche Kirche seit mehr denn tausend Jahren als göttlich und ächt anerkannte, auch jetzt als solche anerkannt werden. 2) Wenn man über den Sinn der Schrift oder des Wortes Gottes streitig sei, so soll die einhellige Meinung der hl. Väter und der alten Kirchen den Ausschlag geben. 3) Da das Colloquium nur zwischen zwei Partheien, nämlich zwischen den Katholiken und den Protestanten (der augsburgischen Konfession) ausgeschrieben sei, so sollen die Protestanten zuerst selbst jene aus ihrer Mitte ausscheiden, welche

*) Sacchinus, V. Canis. P. II. cap. 2.

allfällig nicht zu dieser augsburgischen Konfession gehörten. „Da zeigte sich — berichtet Canisius — daß diese Riesen ein Babylon bauen.“ Die protestantischen Theologen fiengen nämlich an, sich zu zanken, wer von ihnen zur augsburgischen Konfession gehöre, d. h. wer ein wahrer Protestant sei und wer nicht? Am heftigsten wurde Melanchton von seinen eigenen Jüngern angegriffen; ihm wurde vorgeworfen, daß er sammt den wittenbergischen Thelogen, dieser Konfession untreu geworden; nicht besser ergieng es dem Schnepfius und den jeanischen Theologen, auch sie wurden angeklagt, in Wort und That das Lutherthum verlassen zu haben. Nach vielem Zanken und bitterem Streit unter sich selbst trennten sich die protestantischen Theologen; Sieben schlossen die anderen Fünf als Sakramentirer, Widertäufer und Sektirer aus. Diese Fünf verwahrten sich gegen den Ausschluß, gaben dem Vorstand des Colloquiums eine Protestation gegen ihre protestantischen Mitbrüder ein, verließen Worms und das Colloquium hatte hiermit, bevor es begonnen, sein Ende erreicht. Mit diesem schnellen Ausgang des Wormser-Religionsgesprächs war Canisius sehr zufrieden; er hoffte davon (wie sein Bericht lautet), drei wesentliche Erfolge. 1) Das Volk wenn es die Uneinigkeit, welche unter den Häuptern der neuen Konfession herrscht, so handgreifend erblickt, wird denselben nicht mehr unbedächtlich zufallen; die Verführten aber werden desto eher wieder zur Kirche, bei welcher die einige Wahrheit ist, zurückkehren. 2) Die Reichsstände, wenn sie die Verhandlungen des Colloquiums lesen, werden sich von der Hartnäckigkeit und Unverschämtheit der sektischen Lehrer überzeugen und zur Erkenntniß gelangen, daß bei sochen Leuten die Reinigkeit des Gewissens und der Lehre nicht zu finden ist. Endlich 3) wird Jedermann zur Einsicht kommen, daß die Religionsgespräche keineswegs das Mittel sind, um zu einem Vergleich und zu einer Vereinigung zu gelangen. Soll eine Vereinigung entstehen, so muß entweder ein Theil ganz dem anderen weichen, oder beide Theile müssen in Etwas nachgeben. Weder das Eine noch das Andere wollen die Neuerer thun,

ihr Geist ist zu starrsinnig und ihr Herz zu hoffärtig; die Katholiken aber können weder das Eine noch das Andere thun, denn einerseits dürfen sie an der Wahrheit nicht treubrüchig werden und anderseits ist es eben so sündhaft, Etwas von dem wahren Gottesdienst wegzulassen, als Etwas von dem Irrigen anzunehmen. Canisius sprach daher die nicht ungegründete Hoffnung aus, die Fürsten, durch die Erfahrung belehrt, dürften in Zukunft von der Ausschreibung solcher unfruchtbaren Religionsgespräche abstehen.

So endete das Colloquium zu Worms. Canisius ärndete durch sein kluges Verhalten und sein tiefes Wissen das Lob sämmtlicher katholischer Fürsten und Prälaten; allgemein wurde anerkannt, daß in dieser ganzen Angelegenheit Keiner so viel geschrieben, gesprochen und gearbeitet habe als der Jesuiten-Provinzial.

Die freie Zeit, welche neben dem Reichstag zu Regensburg und dem Colloquium zu Worms übrig blieb, verwendete der Provinzial zur Besorgung und Leitung der Ordensgeschäfte. Zu diesem Zwecke sehen wir ihn im Laufe des Jahres 1557 in Cöln und Ingolstadt zur Beaufsichtigung der neugegründeten Kollegien; in Insbruck und München, um über die Anlagen neuer Kollegien zu berathschlagen; endlich in Rom, um die Angelegenheiten des gesammten Ordens zu besprechen. Neben diesen vielfachen Reisen und Beschäftigungen fand Canisius noch Muße, in Dillingen, wo ihn der Kardinal wie einen Bruder aufnahm, einige auf die Regensburger Versammlung bezughabende Bücher dem Drucke zu übergeben und in Regensburg einige kleine deutsche Schriften und einen für die Kinder bestimmten kleineren Katechismus zu verfassen und herauszugeben.

Werfen wir nun einen Blick auf die Thätigkeit des Provinzials im Jahre 1558. Bischof und Kapitel von Straßburg hatten schon längst den apostolischen Mann nach dem Elsaß berufen, um diese durch die Irrlehren der Neuerer verwirrte Bevölkerung auf die Bahn der Wahrheit zurückzuführen. Canisius fand in der That Straßburg in einem tiefen Verfall.

„Mir ist kein Ort bekannt, so schrieb Canisius, aus welchem so viel schädliche Leute ausgehen, wie Straßburg; sowohl nach Deutschland als nach Frankreich wird von hier der Saame des Unkrauts ausgestreut". Canisius machte sich sogleich an die apostolische Arbeit; mit großem Segen predigte er in Straßburg, Zabern, Schlettstadt, Colmar, Breisach, Ruffach und belebte überall auf's Neue den Glauben und den Muth der Katholiken. Auch trat er mit dem Bischof in Unterhandlung, um im Elsaß ein Kollegium der Gesellschaft Jesu zu gründen.

Von Straßburg wanderte der Provinzial nach Freiburg im Breisgau. Freiburg hatte bis jetzt sich der kirchlichen Neuerer erwehrt und den katholischen Glauben in seiner Reinheit erhalten. Die Bürgerschaft wünschte ein Jesuitenkollegium für ihre Stadt zu erhalten; Canisius sagte das Begehren freudig zu und nahm das hiefür bestimmte Gebäude in Augenschein. Großes Vergnügen erfüllte seine Seele, als er auf der Hochschule Freiburgs viele ausgezeichnete Theologen antraf; er trat mit diesen sofort in freundschaftliche Berührung und mit Vergnügen übernahm er den Auftrag, dem König Ferdinand, zu welchem er eben berufen wurde, die Hebung der Universität zu empfehlen.

In Eile reiste Canisius an den königlichen Hof. Ferdinand war in großer Betrübniß. Nicht nur unterwühlten die kirchlichen Neuerer mehr und mehr Oesterreich, sondern auch die Türken nahmen täglich eine drohendere Stellung ein. Canisius traf den König zu Nürnberg rath- und hilflos. Ferdinand eröffnete dem Gottesmann das Innerste seines Herzens und theilte ihm alle seine Bekümmernisse mit; Canisius aber tröstete ihn, indem er den König auf die Vorsehung Gottes und nicht auf die der Menschen anwies *).

Auf des Königs Weisung begab sich hierauf der Provinzial

*) Wenige Wochen nachher wurde Ferdinand in Frankfurt zum deutschen Kaiser ausgerufen.

gemäß dem Wunsche des Herzogs von Bayern nach Straubing, dazumal eine der vier Hauptstädte des Bayerlandes. Durch den Treubruch der Priester hatte die Bürgerschaft dieser Stadt den katholischen Glauben beinahe ganz verloren, die Kirchen wurden nicht mehr besucht, die Sakramente nicht mehr empfangen, Verwilderung und Verderben machten solche Fortschritte, daß so zu sagen kein Priester mehr wagte, die Wahrheit zu verkünden. Gerade diese Noth und diese Gefahr war eine Aufforderung für Canisius. Zuerst suchte er die Gemüther zu besänftigen und zu einer milderen Stimmung zu führen, dann deckte er die Falschheit und Unzuläßigkeit der sektischen Lehren auf, endlich schilderte er die Wahrheit und segenspendende Kraft der katholischen Religion, und brachte es dahin, daß die Bürgerschaft am hl. Osterfeste das hl. Sakrament des Abendmahls wieder nach der Vorschrift der katholischen Kirche empfieng. Gerührt durch diese Errungenschaft, sagt ein Genosse jener Zeit: „Canisius ist wahrlich das Verderben der Sekten, die Stärke der Katholiken, und des ganzen Deutschlands Schutz" *).

Mittlerweile waren die Provinziale und Abgeordneten der Gesellschaft Jesu nach Rom berufen, um an die Stelle des selig verstorbenen Ignaz von Loyola einen neuen Generalzu ernennen. Canisius traf Mitte Mai 1557 in der ewigen Stadt ein und wurde von seinen Mitbrüdern bezeichnet, am Wahltag die Eröffnungsrede zu halten. Canisius vollzog diesen ehrenvollen Auftrag zur allgemeinen Erbauung und Zufriedenheit der versammelten Väter; die Wahl ging den 2. Juli 1557 vor sich und fiel auf den ausgezeichneten Pater Jakob Laynez, welcher seit dem Tode des Ordensstifters bereits provisorisch die Leitung der Gesellschaft geführt und der durch seine Thätigkeit auf dem Trienter-Concilium sich die Achtung der gesammten Kirche erworben hatte **).

Noch waren die Berathungen der versammelten Väter in

*) Vita Can. P. II. cap. 3.

**) Diese Thätigkeit des P. Laynez auf dem Trienter-Concil werden wir später in einer besondern Abhandlung bringen.

Rom nicht geschlossen, als den Canisius ein päpstlicher Befehl nach Polen abordnete, um auf dem dortigen, in kirchlicher Beziehung höchst wichtigen Landtag die Rechte der katholischen Kirche und des apostolischen Stuhls zu vertheidigen. Auf der Hinreise besuchte er die Jesuitenkollegien zu Ingolstadt, Wien und Prag; in Wien empfieng ihn der mittlerweile zum Kaiser ausgerufene Ferdinand mit außerordentlicher Liebe und Huld und gab ihm Briefe an den König und die Königin von Polen mit. Den 12. Oktober langte der Provinzial in Krakau, der Hauptstadt des polnischen Reichs, an, und reiste von da vereint mit dem päpstlichen Nuntius nach Lowitz zu Niklaus Dzergonius, Erzbischof von Gnesen und Primas des Reichs. Hier berathschlagten die drei Männer über die Mittel, um die katholische Religion im Polenland wieder in Aufnahme zu bringen und den mehr und mehr um sich greifenden Irrlehren die Thüre zu schließen. Canisius fand das Volk im Allgemeinen religiös gesinnt, es besuchte gerne die Kirchen und wohnte noch mit Andacht dem hl. Meßopfer bei. Es galt also hier, den vorhandenen Funken zu wecken, die angeschwemmte Asche wegzublasen und das Licht des Glaubens wieder leuchten zu lassen. Diese Wahrnehmung erfreute den apostolischen Mann mit heiligem Eifer; er hoffte mit Gottes Gnade das Reich zu retten und schätzte sich glücklich, von der Vorsehung in das Polenland geführt worden zu sein. „Ich danke — so meldete Canisius dem General Laynez — ich danke der göttlichen Güte, daß sie mich, obwohl unnützen Knecht, in dieses Land geführt hat. Ich fühle ein rechtes Verlangen, zum Wohle dieses Königreichs etwas zu leiden und wollte gerne hier sterben. Betet zu Christus, daß er diese meine Gedanken heranreifen und Früchte bringen lasse. Jesus Christus wolle uns schützen und unsere Wege segnen, zu seiner Ehre. Amen!" *) Das Gebet des eifrigen Canisius fand Erhörung, Gott verlangte zwar nicht das Leben, wohl aber die Arbeit seines Dieners; reichliche Früchte erblüh-

*) Vita Canis. P. II. cap. 3.

ten der katholischen Kirche in Polen und diese Früchte sind großentheils aus dem Saamen herangereift, welchen Canisius und später seine Ordensbrüder in diesem Reiche ausgesäet. — Den Schluß des Jahres 1557 brachte der Provinzial in Petrikow zu, wo der Landtag Sitzungen hielt. Seinen Bemühungen gelang es, den Verhandlungen des Reichstags in kirchlicher Beziehung eine gute Wendung zu geben; auch nicht ein Zugeständniß wurde vom König den Neuerern trotz ihres Pochens und Stürmens gemacht. Hier knüpfte der Provinzial auch die Unterhandlungen an zur Gründung zweier Jesuitenkollegien in Posen und Gnesen und legte so die Grundlage zu der späteren ausgezeichneten Wirksamkeit seines Ordens in Polen, welcher allda vor seinem Erscheinen kaum dem Namen nach bekannt war *).

Von dem Reichstag in Petrikow ging an Canisius der Ruf an den Reichstag nach Augsburg; nach Polen hatte ihn der Papst gesandt, nach Deutschland wurde er vom Kaiser verlangt. Den 10. Februar 1559 verließ der Gottesmann das ihm theuer gewordene Polenland; auf der Reise besuchte er die Jesuitenkollegien in Prag und Ingolstadt und langte wohlbehalten beim Kardinal Otto in Augsburg an. Die Wahrnehmungen, welche der Provinzial auf dieser Reise gemacht, drückte er auf folgende Weise in einem Briefe an den General Laynez aus: „Die Mitglieder unserer Gesellschaft erfreuen sich, Gott sei Dank, in Polen, Böhmen und Deutschland einer großen Wirksamkeit; dafür aber werden sie auch von den Neuerern gehaßt, verfolgt und gelästert. Alle Sektirer sind Feinde der Jesuiten, sie dichten denselben abscheuliche Sachen zu, von den Worten und Verhöhnungen dürften sie vielleicht bald zu Thaten und Mißhandlungen schreiten. Gott gebe, daß wir uns mehr angelegen sein lassen, ihnen aus Liebe Gutes zu thun, als sie sich Mühe gaben, uns fälschlich zu verkleinern. Wenn sie auch

*) Die flüchtige Reise Salmerons durch Polen hatte kaum eine Spur zurückgelassen.

uns verfolgen, so müssen wir sie doch des Blutes und der Liebe Christi wegen lieben, fehlen sie doch mehrentheils aus Unverstand" *).

In Augsburg harrete seiner eine schwierige Aufgabe. Nicht nur stürmten die protestantischen Fürsten und Parteiführer mit erneuerter Heftigkeit auf den Kaiser, jeden Anlaß und Umstand benutzend, um Zugeständnisse und Vortheile für ihre Sache zu erpressen, sondern zwischen dem Kaiser und dem Papste selbst waren Mißverständnisse ausgebrochen, welche sowohl die Kirche als das Reich mit den unseligsten Folgen bedrohten. Dieses Mißverständniß zu heben, war das erste Bestreben des Canisius; während die Jesuiten in Rom beim Papste war er in diesem Sinne in Augsburg beim Kaiser thätig: Gott segnete das Bemühen mit einem guten Erfolg. Ferdinand ermannte sich und faßte den Schluß, in kirchlichen Angelegenheiten sich in Nichts einzulassen, was den Rechten der katholischen Religion zuwiderlaufe. Auch auf dem Reichstag siegte der bessere Geist. Die Bischöfe und Prälaten versprachen ihrerseits alles anzuwenden, um die eingerissenen Laster und böse Gewohnheiten auszutilgen, ihr Augenmerk auf die Verbesserung der Schulen zu richten, unter der Geistlichkeit durch Abhaltung der Synoden einen größeren Eifer anzufachen u. s. w. Der Kaiser aber berief auf Anrathen des P. Canisius den ausgezeichneten Theologen Franziskus Turrianus zu sich, um in den kirchlichen Fragen, welche dazumal alle Angelegenheiten des Reichs durchdrangen, stets einen zuverlässigen Rathgeber bei sich zu haben.

Nach vollendetem Reichstag erhielt P. Canisius eine Einladung von dem Bischof und Kapitel des hohen Stifts zu Augsburg, als Domprediger in Augsburg zu verbleiben. Canisius, die Wichtigkeit des Antrags erkennend, wagte nicht, von sich aus eine Entscheidung zu geben, sondern stellte die Sache dem Ordensgeneral anheim. An diesen wandte sich daher Bischof und Kapitel mit einem, die dazumaligen Zustände

*) Vita Canis. P. II. cap. 4.

folgendermaßen bezeichnenden Brief: „Damit das zusammengeschmolzene, kleine katholische Häuflein dieser hochberühmten Stadt deutscher Nation nicht als hirtenlose Schafe zerstreut und den herumirrenden Wölfen preisgegeben werde, bedürfen wir wieder einen Prediger, welcher dieses Amt mit Lob und Nutzen, gleich dem verstorbenen Johann Faber, verwalte. An solchen Männern ist aber bei uns in dieser Zeit, wo der sektische Sauerteig Alles zu verderben droht, ein großer Mangel; nicht Jeder, der Beredtsamkeit besitzt, ist deßwegen schon zur Kanzel geeignet, die Erfahrung hat uns gezeigt, in welche Gefahr falsche Brüder uns stürzen. Um deßwegen der Stadt Augsburg einen Prediger zu geben, welcher mit der reinen Lehre auch ein untadelhaftes Leben und Beispiel verbinde, haben wir unser Augenmerk auf den hochgelehrten P. Canisius gerichtet. Wenn Euere Hochwürden beherzigen, welche Verdienste um die christliche Religion in dieser für ganz Deutschland wichtigen Stadt zu erwerben sind und welche Gelegenheit zu einer reichlichen Ernte da bevorsteht, so werdet Ihr erkennen, daß Ihr nicht leicht Etwas Gott Angenehmeres und der katholischen Kirche Nützlicheres thun könnet, als wenn Ihr den hochberühmten, seiner Kenntnisse, Gottseligkeit und Tugenden wegen in ganz Deutschland bekannten P. Canisius uns zum Prediger überlasset und dadurch, gemäß dem Zwecke Eueres Ordens, der bedrängten Kirche zu Hülfe kommet. Um dieses ersuchen wir Euch bittlich und dienstlich." *)

Die Antwort des Ordensgenerals lautete zustimmend, jedoch unter der Bedingung, daß P. Canisius fortfahre, das Amt eines Provinzials für Deutschland zu bekleiden und daher die Oberleitung, Beaufsichtigung und Bereisung der Jesuitenkollegien von Augsburg aus wie bisanhin führe.

Durch diesen Entscheid des Generals war Augsburg dem P. Canisius für eine Reihe von Jahren als Hauptsitz

*) Schreiben Christoff's von Freiberg und des ganzen Capitels des hohen Stifts zu Augsburg d. d. 9. Mai 1559. (Sacchinus P. II. c. 4.)

seiner Thätigkeit angewiesen. Was er in dieser Zeit — vom Jahre 1559 bis 1565 als Dompredigер und Provinzial geleistet, das wollen wir hier in raschem Ueberblick zusammenfassen.

Vor allem warf Canisius sein Augenmerk auf die Jugend Augsburgs, in ihr erblickte er den Keim einer besseren Zukunft. In Augsburg befand sich dazumal eine Domschule mit 200 Zöglingen. Diese waren meistens Söhne armer Eltern, in der Stadt mußten sie sich ihren Unterhalt erbetteln und kamen dadurch in Gefahr, durch die neuerungssüchtigen Bürger verführt zu werden. Schon im Jahr 1559 machte sich der Jesuit zum Bettler für diese Knaben, bei den Fürsten und Prälaten klopfte er um milde Gaben an, kaufte aus dem Ertrage ein Haus, sammelte die Zöglinge der Domschule in demselben und ließ sie so gemeinsam unter gut gewählter Aufsicht zu künftigen Streitern für die katholische Kirche heranbilden. Auch die übrigen in der Stadt zerstreuten Kinder vereinigte er von Zeit zu Zeit um sich, hielt denselben in der Kirche besondere Vorträge, ertheilte ihnen Unterricht in den Hauptlehren des Christenthums und suchte so die Jugend christkatholisch zu erziehen.

Auf die Erwachsenen wirkte er durch die Kanzel. Hiezu wählte er vorzugsweise die Fastenzeit. Nicht nur an den Sonntagen, sondern auch an Werktagen trug er während der heil. Zeit das Wort Gottes vor und wählte jedes Jahr einen besondern Theil der Religionslehre, um das Volk in den Hauptpunkten gründlich und einläßlich zu unterrichten. Diese Vorträge machten in Augsburg ein solches Aufsehen, daß viele Protestanten in der Domkirche erschienen, nach und nach zu der Wahrheit Liebe gewannen, und der Stimme, welcher sie zuerst nur aus Neugierde zugehorcht, aus Ueberzeugung folgten. Unter den Bekehrten zeichneten sich vorzugsweise zwei Frauen Fugger aus. Die Eine war eine geborne Freiin von Liechtenstein, die

Andere eine Gräfin von Eberstein; beide gaben nach ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche das Beispiel der vollendeten weiblichen Tugend. Nicht nur führten sie in ihrem Hauswesen eine christliche Lebensordnung ein, sondern sie stellten sich auch an die Spitze aller gemeinnützigen Unternehmungen. Ihre kostbarsten Kleider schenkten sie zur Verzierung der Kirchen, ihre Reichthümer verwendeten sie zum Unterhalt der Dürftigen, besonders zur Unterstützung armer Studierender; dem Gottesdienste wohnten sie mit auferbaulicher Andacht bei, empfiengen alle acht Tage die hl. Sakramente, kurz sie dienten der ganzen Stadt zu Vorbildern der christlichen Tugend. Das Beispiel dieser beiden hochgestellten Frauen wirkte nicht wenig zum Erfolge der Predigten des hl. Canisius; in nicht langer Zeit kehrten viele Protestanten aus höheren und niederen Ständen in den Schoos der Mutterkirche zurück und in der gesammten Stadt Augsburg zeigte sich bald eine auffallende Veränderung. „Es hat Canisius diese Stadt — schreibt ein Genosse jener Zeit — ganz umgewandelt. Die Katholiken haben an Zahl und Ansehen der Personen merklich zugenommen; die öffentlichen Prozessionen werden wieder gefeiert, die päpstlichen Ablässe und Indulgenzen sind wieder geschätzt, die Kirchen werden ausgebessert und geziert. Die heil. Sakramente werden oft und zahlreich empfangen, die Armen und Dürftigen finden Unterstützung, der jungfräuliche Stand ist wieder in Ehren, die Klöster werden verbessert, viele Personen beiderlei Geschlechts führen ein gottseliges, beschauliches Leben. Mit einem Wort, die Katholiken, welche vor der Ankunft des Canisius schwach und verachtet waren, sind nun gestärkt und wohlgemuth, dagegen ist der Stolz und die Stärke ihrer Widersacher gebrochen"*).

Diese Wiedergeburt der Stadt Augsburg war jedoch für den Domprediger während den Jahren 1559 bis 1565 nicht das einzige Feld seiner Thätigkeit, Canisius hatte noch Anderes zu thun, als für die Belehrung einer einzigen Stadt zu sorgen,

*) Vita Canis. P. II. cap. 11.

ganz Deutschland nahm sozusagen beständig seine geistige Kraft in Anspruch. Von Augsburg aus sehen wir ihn in mündlichem und schriftlichem Verkehr mit vielen Fürsten und Prälaten, welche seinen Rath und seine Hülfe zur Verbesserung der Kirchenzucht, zur Hebung des katholischen Lebens, zur Abwehr gegen die Stürmereien der Neuerer verlangten. Kaum hatte Pius IV den durch das Hinscheiden Pauls IV erledigten päpstlichen Stuhl bestiegen, so ordnete er den Kardinal Hosius als Gesandten zu Kaiser Ferdinand, um mit demselben über die kirchlichen Zustände Rücksprache zu nehmen. Hosius wußte sich zur Erfüllung dieses Auftrages keines besseren Rathgebers zu bedienen als des Canisius; mit Erlaubniß des Ordensgenerals begab sich Canisius im Jahr 1560 zu diesem Zwecke nach Oestreich, wo er dem päpstlichen Legaten durch seine Aufklärungen über die deutschen Zustände wesentliche Dienste leistete. — Im gleichen Jahre wandten sich die Churfürsten von Mainz und Trier an ihn, um durch seine Vermittlung Jesuitenkollegien für ihre Bisthümer zu erhalten. Ein gleiches Begehren stellte später der Herzog von Bayern für die Stadt Straubingen; Canisius konnte jedoch all' diesen Begehren nicht entsprechen, die Gesellschaft Jesu war in Deutschland noch zu jung zur Uebernahme so vieler Anstalten; der kluge Mann wollte lieber wenige aber gute, als viele aber schwache Kollegien haben. — Im Jahr 1561 mußte sich Canisius abermals nach Wien begeben, wo der Kaiser seinen Rathschlag über die kirchlichen Zustände verlangte; ebenso nach Prag, wo Erzherzog Ferdinand mit ihm Rücksprache über die Mittel zur Erhaltung der katholischen Religion nahm. Auf der Rückreise hielt er aus Auftrag des Kardinals von Augsburg eine Mission in Ellwangen um die sehr verkommene Stadt zum evangelischen Leben zurückzuführen. Im Jahre 1562 erhielt er vom Herzog von Bayern den Auftrag, eine Verbesserung der Universität von Ingolstadt vorzunehmen und die Reform derselben zu überwachen. Als im gleichen Jahre das Concilium in Trient wieder eröffnet wurde, sollte auch Canisius auf demselben erscheinen. Diesem widersetzten sich aber die

Katholiken Deutschlands, sie wollten ihn nicht auf so lange Zeit entlassen. „Die Berufung des P. Canisius nach Trient erweckt große Bedenken — so schrieb der Kardinal von Augsburg nach Rom. — Wenn er nach Trient gehen muß, so wird nicht nur die Stadt Augsburg, sondern es werden sämmtliche Kollegien der Gesellschaft Jesu in Deutschland, welche unter seiner Leitung stehen, sowie eine Menge anderer Personen, welche durch seine Gegenwart auf die rechte Bahn geführt und im Guten erhalten werden, darunter äußerst leiden." Auch das Hochstift von Augsburg verwendete sich bei Ihrer kaiserlichen Majestät Gesandten gegen die Abreise des Canisius *). In Folge dieser Einsprachen vereinigte man sich zur beidseitigen Zufriedenheit dahin, daß P. Canisius die Fastenzeit hindurch noch in Augsburg wirken, dann aber nach hl. Ostern, jedoch nur auf kurze Zeit, in Trient beim Concilium zur Erörterung einiger wichtigen Punkte erscheinen solle. Zur bestimmten Zeit traf er in Trient ein, legte da gemäß der erhaltenen Aufforderung sein Gutachten bezüglich der schlechten Bücher vor, eröffnete seine Ansicht bezüglich des hl. Sakraments des Altars und eilte nach einem monatlichen Aufenthalt nach Deutschland zurück. In Insbruck hatte er das Glück, mit dem Ordensgeneral Laynez zusammenzutreffen; von seinem Segen begleitet kehrte er nach Augsburg, wo er mit großem Jubel empfangen wurde.

Kaum hatte das Jahr 1563 begonnen, so wurde P. Canisius von Kaiser Ferdinand zu einer wichtigen Besprechung nach Insbruck berufen. Einige Männer hatten dem Kaiser unheilvolle Vorschläge bezüglich der kirchlichen Angelegenheiten gemacht und dieselben im schönsten Lichte dargestellt. Ferdinand schien denselben nicht abgeneigt, doch wollte er zuerst den Rath seines getreuen Canisius einholen. Dieser durchschaute sogleich die ganze Tragweite der vorgelegten Pläne, auch bedurfte es nur seines geraden Sinnes und einfachen Wortes, um den Kaiser von der Schädlichkeit derselben zu überzeugen. Der Erfolg dieser

*) Vit. Can. P. II. cap. 6.

Besprechung war so wichtig, daß nach Sachinus die ruhige Fortsetzung des Conciliums in Trient, die Heilighaltung der Rechte des apostolischen Stuhls und folglich der Friede der Christenheit davon abhing. Der Papst selbst drückte dem Ordensgeneral seine Zufriedenheit über das Benehmen des Canisius am kaiserlichen Hofe aus und der hl. Kardinal Borromäus war darüber ganz entzückt; Canisius aber schrieb in seiner Bescheidenheit den ganzen Erfolg der Barmherzigkeit Gottes zu, „welcher die friedhässigen Anschläge gnädiglich gemittelt habe".

Vom kaiserlichen Hoflager reiste der Ordensmann auf Begehren des Landvogts Georg Ilsung nach dem Schwabenland, besuchte da einige alte, vornehme Klöster und goß überall den fruchtbaren Regen des göttlichen Wortes auf die dürren Gefilde. — Hierauf trat er mit dem Bischof Friedrich bezüglich der Baute eines Jesuitenkollegiums zu Würzburg in Unterhandlung und hielt den 21. Oktober die Festrede bei der Grundsteinlegung des Kollegiums zu Dillingen. Nicht lange nachher übernahm er im Namen der Gesellschaft Jesu die Universität von Dillingen. Zu dieser Uebertragung hatte vorzugsweise das Ansehen gewirkt, welches Canisius bei den geistlichen und weltlichen Behörden genoß. „Zu dieser Uebergabe hat uns vorzugsweise bewogen — so lautet wörtlich die Urkunde — die langjährige Kund- und Gemeinschaft, welche wir mit dem trefflich, gottseligen und gelehrten Doktor Peter Canisius gehabt, welcher in der Stadt und dem Bisthum Augsburg unglaublich viel Gutes, durch Bekehrung der Sektirer, durch Bekräftigung der Katholiken und durch andere ausgezeichnete und löbliche Werke auf unverdrossene rühmliche Weise lange Jahre hindurch gewirkt hat" *).

Bedenken wir nun, daß dem Provinzial nebst all diesen vielfältigen Arbeiten noch die Regierung und Aufsicht sämmtlicher Kollegien Hochdeutschlands oblag, daß er die Kollegien in Oestreich, Böhmen und Bayern beinahe jährlich bereiste, da

*) Vit. Can. P. II. cap. 6.

nicht nur mit den Vorstehern, sondern mit jedem einzelnen Gliede in eine einläßliche Rechenschaft über das Geleistete und das zu Leistende eintrat, daß er mit sämmtlichen Anstalten seiner Provinz sowohl als mit dem Ordensgeneral in einem ununterbrochenen Briefwechsel stund und so zu sagen die Seele der ganzen deutschen Provinz war: so können wir wahrlich kaum begreifen, wo derselbe die Zeit und die Kraft zu einer solchen Wirksamkeit hernahm. Doch hiermit noch nicht genug! Bei all diesen Anstrengungen fand er noch Muße, katholische Bücher zu schreiben und durch den Druck zu verbreiten.

Im Jahr 1559 ordnete er die Schriften des Kardinals Hosius gegen Brentius, besorgte deren Druck, übersetzte überdieß einige Bücher desselben in die deutsche Sprache und gab sie ebenfalls im Druck heraus. Im Jahr 1561 veröffentlichte er ein deutsches Gebetbuch mit herrlichen Andachtsübungen, dieses gefiel dem Kaiser so wohl, daß er sogleich dessen Uebertragung in die lateinische Sprache verlangte, damit dasselbe bei allen Nationen den Eifer des heiligen Gebets entzünde. Im gleichen Jahre schrieb er die schönsten Briefe des hl. Hieronimus zusammen und ließ dieselben zum Besten der studierenden Jugend drucken, damit diese durch dieselben nicht nur die lateinische, sondern auch die christliche Sprache und Kunst erlerne. Gleichzeitig gab er seinen größeren und kleineren Katechismus wieder heraus und arbeitete im Verein mit zwei anderen Gliedern der Gesellschaft Jesu an einer sorgfältigen Herausgabe der Schriften des hl. Cyprian.*) Auch verfaßte er um diese Zeit eine Schrift für den König von Frankreich, in welcher er die Wahrheit der katholischen Religion gegen die von den Kalvinisten ausgestreuten Irrthümer und Anfeindungen vertheidigte. Im Jahr 1562 erschien sein bekanntes Martyrologium und im folgenden Jahre seine Schutzschrift der katholischen Sache gegen die Anfeindungen der deutschen Neuerer.

*) Diese beiden Jesuiten waren P. Mart. Cromerus und P. Ford. Staphylus.

Durch Herausgabe dieser Schriften suchte er keineswegs seine Wissenschaftlichkeit zur Schau auszustellen oder den Namen eines Gelehrten zu erwerben, sein Zweck war einzig, durch gute Bücher das katholische Volk zu erbauen*). „Es liegt am Tage — schrieb er selbst — daß man in unseren Zeiten große Lust an neuen Büchern hat, durch gute Bücher werden die Katholiken erquickt und gestärkt, die Widersacher aber geschwächt. In dieser Beziehung sollen die Kinder des Lichts nicht unvorsichtiger sein, als die Kinder der Welt und der Finsterniß**)."

Kein Wunder, daß der hl. Vater in Rom mit Herzensfreuden auf diese Thätigkeit und Wirksamkeit seines Sohns in den deutschen Landen blickte. In einem besonderen Briefe beurkundete er ihm seine volle Zufriedenheit in folgender Weise:

„Unserem geliebten Sohn P. Canisio Soc. Jes.

„Geliebter Sohn! Unsern Gruß und apostolischen „Segen. Es ist uns durch Unseren geliebten Sohn Otto, „Kardinal von Augsburg, Bericht erstattet worden, mit „welch großem Eifer, Fleiß und Liebe Du Dir angele„gen sein lassest, diejenigen, welche durch den Betrug „und die Falschheit der Irrlehrer von der wahren Reli„gion abgeleitet wurden, wieder auf den Weg der Se„ligkeit zu bringen und wie wohl dieses Unternehmen Dir „durch die Mitwirkung der göttlichen Gnade gelingt. „Diese Botschaft hat in Uns große Freude und Trost er-

*) Mehrere der oben angeführten Schriften sind ohne Nennung des Verfassers erschienen.

**) Vit. Can. P. II, cap. 6. Von diesem Geiste ausgehend suchte Canisius auch die katholischen Buchdrucker zu unterstützen. Er ermunterte dieselben zur Herausgabe guter Bücher und stund denselben in ihren Unternehmungen mit Rath und That bei. Diese Freundschaft des Provincials für die Buchdrucker war um so verdienstlicher, da dazumal beinahe alle Pressen Deutschlands in den Händen der Neuerer waren.

„weckt. Wir danken Gott, daß er in seiner Barmher-
„zigkeit mittels Deiner Predigen wieder eine so große
„Anzahl Seelen in die katholische Kirche zurückgeführt
„hat. Fahre fort, mein Sohn, wie Du angefangen hast
„und befleiße Dich, so viel immer möglich Seelen zu
„gewinnen. Betreibe dieses heilige Geschäft mit allem
„Eifer, und ermüde nicht in einem so gottseligen Werk;
„derjenige, dem Du dienst, wird Dir den Lohn geben,
„welchen er seinen getreuen und fleißigen Knechten ver-
„sprochen hat. Sollten wir durch etwas zur Beför-
„derung Deines Heils beitragen können, so begehre,
„von Herzen werden Wir Dir entsprechen“*).

Auf dieses huldvolle päpstliche Schreiben antwortete der demüthige Canisius folgendermaßen:

Heiligster Vater!

„Euerer Heiligkeit sage ich immer und ewigen Dank,
„daß Ihr, das höchste Haupt auf Erden, gewürdigt ha-
„bet, mich den geringen und unwürdigen Diener mit einem
„Schreiben zu beehren und so kräftiglich zu stärken.
„Gebenedeit sei Gott der Vater unseres Herrn Jesu
„Christi, welcher mit seinem wunderbarlichen Geist so
„mächtig und zugleich so lieblich in Euerer Heiligkeit
„wirkt, Dank sei ihm, daß Ihr nicht nur für die Ver-
„waltung der gesammten Kirche, sondern besonders auch
„für die Wiedergeburt der deutschen Nation und zumal
„der Stadt Augsburg so väterlich besorgt seid. Wollte
„Gott, daß wir Glieder der Gesellschaft Jesu, die wir
„uns auf der so vielfach verderbten deutschen Erndte be-
„finden, wollte Gott, ich wiederhole es, daß wir eini-
„germaßen dasjenige im Herrn zu leisten vermöchten,
„was Euere Heiligkeit wünscht und hofft. Dann würde
„dieser Weinberg Christi nicht nur von den reißenden
„Wölfen, welche denselben jämmerlich verwüsten, befreit,

*) D. D. zu Rom unter dem Fischerring den 5. März 1561.

„sondern auch dem obersten Hirten und apostolischen „Schafstall bald wieder ganz einverleibt sein. Zur Er„reichung dieses Ziels werden wir zwar gemäß unserem „Berufe und der dem hl. Stuhle gebührenden Ehrfurcht „all unsere Mühe und Arbeiten aufopfern, bis auf den „letzten Mann das Leben einsetzen und selbst unser Blut „vergießen; damit aber die göttliche Güte diesen unseren „Willen und unsere schwache Arbeit segne (ohne welchen „Segen all unser Thun verloren wäre), so bitte ich Euere „Heiligkeit ganz flehentlich, mir und den übrigen in „Deutschland angestellten Arbeitern der Gesellschaft Jesu „den apostolischen Segen zu ertheilen und uns fortwäh„rend in der apostolischen Gnade zu erhalten" *).

Im Jahr 1563 wurde die Arbeit des P. Canisius zwar in etwas erleichtert; die deutsche Provinz der Gesellschaft Jesu, welche er sozusagen aus dem Nichts hervorgerufen, hatte nämlich bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß die Theilung derselben in zwei Provinzen nöthig wurde. Die Kollegien von Oestreich, Ungarn und Böhmen wurden daher einem eigenen Provinzial unterstellt, die anderen aber in Bayern, Tyrol und dem übrigen Deutschland als oberdeutsche Provinz konstituirt und deren Leitung wie bisher dem P. Canisius überlassen. Was der Provinzial durch diese Veränderung an Zeit gewann, das verwendete er zum Seelenheil seiner Mitmenschen. Er hielt in Augsburg geistliche Exerzitien für Priester aus Nah und Fern und pflegte, als bald darauf die Pest ausbrach, mit übermenschlicher Aufopferung die Kranken und tröstete die Sterbenden. — Wer sollte glauben, daß ein Mann, welcher Alles zur Ehre Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen that und der Nichts für sich hatte noch verlangte, Neider und Verfolger selbst unter den Arbeitern des christlichen Weinberges finden könnte? Und doch war es dem also. Mit Scheelsucht sahen einige Geistliche des Domstifts, daß alles Volk dem Canisius zum Empfang

*) Vita Can. P. II. cap. 6.

der hl. Sakramente zuströmte, sie erwirkten daher einen Kapitelsschluß, durch welchen dem Canisius nur das Predigen, nicht aber auch das Ausspenden der hl. Sakramente in der Domkirche gestattet wurde. Nicht zufrieden hiermit, suchten sie sogar den Gottesmann von der Kanzel zu verdrängen. Ohne Widerspruch unterwarf sich Canisius dem Befehl; allein der Kardinal-Bischof Otto nahm diesen Eingriff nicht so leicht hin und selbst der Papst erließ an das Domkapitel folgendes Schreiben: „Mit großer Zufriedenheit haben Wir seit Jahren vernommen, daß P. Canisius und seine Genossen mit reichlichem Segen in der Stadt Augsburg arbeiten, viele Irrende durch ihre Lehren und Ermahnungen zur katholischen Kirche zurückführen und mit unermüdlichem Eifer und Fleiße für die Katholiken arbeiten. Wenn diese Nachricht uns mit Freude erfüllte, so haben wir nun aber zu unserem Leidwesen vernommen, daß in jüngster Zeit der Feind des menschlichen Geschlechts ein so gottseliges, heilsames Werk zu verhindern anfing. Durch seine Einflüsterungen und durch das Gerede einiger böser Menschen seid ihr zum Widerwillen gegen die Gesellschaft Jesu verleitet worden. Dieses ist um so unglücklicher, weil dadurch nicht nur das begonnene gute Werk stillgestellt, sondern auch Zwietracht und Aergerniß zwischen Euch und den katholischen Layen entstanden ist, und dadurch der Muth der Widersacher wächst. Dieweil Wir nun Kraft Unseres Hirtenamtes solchen Widerwärtigkeiten und Aergernissen zu begegnen haben, so ermahnen Wir Euch, dem P. Canisius und den übrigen Gliedern der Gesellschaft Jesu alle Liebe und guten Willen wie von Altersher zu erweisen und dieselben mit allem Fleiß bei Euch zu behalten. Und damit diese Patres größeren Nutzen verbreiten, so sollet Ihr sie im Predigen und Ausspenden der hl. Sakramente nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr möglichst unterstützen und hierin dem Willen Eueres Bischofs des Kardinals von Augsburg nachleben. Solltet Ihr aber Etwas gegen die Glieder der Gesellschaft Jesu zu klagen haben, so habt Ihr Euere Beschwer-

den dem Bischof als euerem ordentlichen, unmittelbaren Obern vorzutragen." *)

In Folge dieser päpstlichen Ermahnung kam in Augsburg eine Verständigung zur großen Zufriedenheit des katholischen Volkes zu Stande. Pater Canisius behielt die Kanzel in der Domkirche bei; zur Ausspendung der heil. Sakramente aber wurde ihm und seinen Genossen eine besondere Kirche in Augsburg eingeräumt. **) Pater Canisius wirkte nun wieder in Augsburg, wie wenn nichts vorgefallen, begegnete den Mitgliedern des Kapitels mit noch größerer Liebe wie zuvor und der ganze Vorfall hatte keine andere Folge, als daß die Thätigkeit des Gottesmannes wo möglich noch gesteigert wurde, so daß endlich selbst der Ordensgeneral denselben beim Gehorsam ermahnen mußte, seinen Eifer für das Gute zu zügeln und die Kräfte seines Körpers zu schonen, damit er nicht als ein Opfer seiner übermäßigen Arbeit unterliege.

Das Jahr 1565 führte den P. Canisius neuen Verrichtungen entgegen. Im Beginne dieses Jahres starb nämlich Jakob Laynez, General der Gesellschaft Jesu. Die Wiederbesetzung dieser Stelle führte ihn nach Rom und hier erhielt er eine doppelte Mission. Der heil. Vater beauftragte ihn, den Fürsten und Prälaten des deutschen Reichs die Beschlüsse des Conciliums von Trient mitzutheilen und mit jedem Einzelnen Rücksprache über die Ein- und Durchführung derselben zu nehmen. Der neuernannte Ordensgeneral Franz von Borgias aber bezeichnete ihn zum Visitator der drei Jesuiten-Provinzen, als der rheinländischen, der östreichischen und der oberdeutschen. Anfangs Winter 1565 langte derselbe wieder in Deutschland an. Seine Geschäfte führten ihn zuerst nach Köln. Von

*) dd. Rom bei St. Marx unter dem Fischerring den letzten Tag Septembers 1564.

**) Vit. Can. P. II, c. 9.

hier aus machte er einen Besuch in seiner Vaterstadt Nimwegen. „Die Bürger haben insgemein den Canisius — so berichtet eine Chronik aus jener Zeit — nach so langer Trennung mit solcher Freud' gesehen, als sich seiner hohen Tugend und Namens halb geziemt, und der Rath selber (obwohl er nicht ganz katholisch) hat sich durch Empfangsfeierlichkeiten und Geschenke also gegen ihn erzeigt, wie er nur gegen hohe Personen zu thun pflegt. In seinem Vaterort hat Canisius sich bei acht Tage aufgehalten. In dieser Zeit ermahnte er die Schuljugend in einer lateinischen Rede, welcher auch die Chorherren, die Schulmeister und viele Bürger beiwohnten, zur rechten Weisheit. Er hat auch in den vornehmsten Kirchen zweimal gepredigt mit solchem Zulauf des Volkes, daß ihn nicht Alle hören konnten; wenn er von der Kanzel herabstieg, hat ihm der ganze Haufen wie etwas Außerordentlichem nachgesehen. Dem Rathe hat er den guten Empfang damit vergolten, daß er als ein wahrer katholischer Lehrer denselben ungescheut mit großer Liebe und Demuth zur ungeschmälerten Erhaltung der katholischen Lehre aufforderte. Vornämlich ließ er es sich aber angelegen sein, die Armen an Seele und Leib zu speisen. Denn als sich seine Verwandten und Schwäger um ihn gerissen, und ein Jeder der Erste ihn zu Gast haben wollte, da hat er die Einladung dahin angenommen, daß Alle, was sie zur Mahlzeit bereiten wollten, an einem bestimmten Tag in das Spital bringen und auch daselbst erscheinen sollten. Da solle Jeder, nachdem er gebeichtet, dem Tische des Herrn sich nahen, das heilige Sakrament des Altars empfangen und dann auch den Körper mit der gemeinen Speise erquicken. Dessen waren Alle zufrieden und Alle thaten am bestimmten Tage also; im Spital aber hielt Canisius sodann eine Predigt an die Armen und theilte ihnen die Reste der Mahlzeit mit, woran dieselben viele Tage reichlich und wohl zu zehren hatten, welche Sache sowohl in dem Spital als in der ganzen Stadt großes Wohlgefallen und Freude erregte. Was ihm aber an Zeit von dergleichen Geschäften übrig blieb, das hat er mit Beichthören,

Aussöhnung verfeindeter Bürger, Ausgleichung schwerer Streitigkeiten, Ermahnung einzelner Personen zum Ausharren in der wahren Religion — Alles nicht ohne merkliche Beförderung der Ehre Gottes zugebracht." *)

Von seinem Vaterort kehrte P. Canisius nach Cöln zurück, trat hier mit der Universität und sodann im Laufe des Winters mit den Bischöfen von Osnabrück und Würzburg, mit den Churfürsten von Mainz und Trier, mit dem Fürsten von Jülich wegen Einführung des Tridentiner-Conciliums in Unterhandlung. „Ich danke Gott — so berichtete der Glaubensmann an den General nach Rom — „ich danke Gott, daß er mir diese vier Wintermonate hindurch Kraft zum Reisen gegeben hat. Doch fühle ich mich seit einigen Tagen geschwächt und ohne die gewöhnliche Kraft. Des Herrn Wille geschehe in mir; Er gebe mir die Gnade, daß ich mich im Leben und Sterben als ein Kind des heil. Gehorsams bewähre. Ich hoffe, es werde Euerer Hochwürden nicht schwer fallen, Denjenigen, welche es zu wissen begehren, guten Bericht über den Fortgang meiner Sendung zu geben. Die Prälaten habe ich für den apostolischen Stuhl günstig gestimmt, besonders die Churfürsten von Mainz und Trier, sowie die Bischöfe von Würzburg und Osnabrück. Mit einigen Anderen habe ich verschiedener Ursachen wegen schriftlich unterhandelt und dieselben zur Verkündung und Beobachtung des Conciliums ermahnt; auch habe ich ihnen verschiedene zeitgemäße Vorschläge zur Erhaltung und Vermehrung der Religion gemacht, welches Alles dieselben nicht nur gut, sondern sogar mit Ehrerbietung angenommen haben. Auf der ganzen Reise predigte ich oft lateinisch und noch öfter deutsch. Ungelegenheiten des Winters und des Wegs haben nicht gemangelt; allein Gott hat mich mit größeren Gefahren verschont und mir allezeit gute Freunde gesendet, dermaßen daß selbst die Unkatholischen, wenn ich über die katholische Religion Rechenschaft gab, mich gutwillig anhör-

*) Leben des ehrwürdigen P. Canisii. Dillingen. S. 165.

ten. Dabei bitte ich Euere väterliche Güte um Verzeihung, wenn ich nicht fleißiger die Gelegenheit zur Vollziehung meines Auftrags aufgesucht, oder die gefundene nicht besser benützt und überhaupt nicht Das geleistet habe, was ich hätte thun sollen; ich bin in solchen Aufträgen zu unerfahren." *)

Unterdessen waren sowohl Papst Pius IV als Kaiser Ferdinand I gestorben; jenem war Pius V auf dem päpstlichen Stuhl, diesem Maximilian II auf dem kaiserlichen Thron nachgefolgt. Im Jahr 1566 wurde der erste Reichstag in Augsburg unter dem neuen Reichshaupt eröffnet. Ganz Deutschland, ganz Europa war auf die Haltung desselben gespannt. Papst Pius V sandte einen eigenen Legaten (den Kardinal Gomendonus) nach Augsburg und bezeichnete den P. Canisius (neben den P. P. Natalis und Ledesmann) zu dessen Rathgeber. Der Reichstag begann unter ruhigen Verhältnissen, bald aber nahm derselbe eine drohende Wendung. Die Protestanten drangen nämlich mit Einhelligkeit auf die sogenannte Freistellung der Geistlichen, d. h. sie verlangten, daß wenn ein Geistlicher zur lutherischen Konfession übertrete, so solle ihm seine bisherige katholische Pfründe mit allen Einkünften verbleiben; einige forderten überdies, die weltlichen Fürsten sollten die Religionssachen ohne Mitwirkung der geistlichen Behörden ordnen; andere drangen auf die Abhaltung einer deutschen Synode, um zwischen der katholischen und der lutherischen Konfession wählen zu lassen. Natürlich widersetzten sich die Katholiken solchen Begehren; sie zeigten, daß es ungerecht sei, wenn ein abgefallener Priester dennoch die katholische Pfründe beibehalte und so gleichsam die verlassene Mutter noch plündere; sie bewiesen, daß es den weltlichen Fürsten nicht zustehe, über Religionssachen zu entscheiden, daß das Urtheil der Kirche und zwar nicht nur der deutschen, sondern der gesammten Kirche, wie es sich auf dem Concil zu Trient ausgesprochen, gehört werden müsse u. s. w. Durch diese Streitigkeiten erbitterten

*) Epist. Canis. dd. Mainz 28. Jenner 1566.

sich die Gemüther mehr und mehr; die Lage des Kaisers aber, welcher vor Allem Geld für den Türkenkrieg bedurfte, wurde immer schwieriger, indem sowohl die Protestanten als die Katholiken ihm ihre Unterstützung verweigerten, wenn er nicht zuvor ihren konfessionellen Begehren entspräche. Durch vieles Hin- und Herreden gelang es, zu bewirken, daß der Reichstag zuerst den Türkenkrieg in Berathung zog und erst nachher zur Entscheidung der konfessionellen Angelegenheiten schritt. In letzterer Beziehung handelte es sich vorzüglich um die allgemeine Frage, ob der Religionsfrieden von 1555 zu bestätigen sei? Die Protestanten drangen auf Beifügung einiger für sie günstigen Zusätze; die Katholiken aber waren getrennter Ansicht; die Eifrigeren forderten einige Abänderungen, um denselben mit den Beschlüssen des Conciliums von Trient in besseren Einklang zu bringen; die Gemäßigteren aber drangen auf die unveränderte Beibehaltung. Während der Berathung kam von Rom die Weisung an den päpstlichen Gesandten: „Wie der Reichstag etwas beschließe, das dem Concil von Trient zuwider sei, so solle er dagegen protestiren, den Reichstag sofort verlassen und die katholischen Fürsten ebenfalls zum Ausscheiden auffordern.“ Die eifrigeren Katholiken glaubten, durch die Bestätigung des Religionsfriedens von 1555 würde der von Rom vorgesehene Fall eintreten und der Reichstag sei daher sofort zu verlassen; die Gemäßigteren aber sahen in dem Religionsvertrag von 1555 keinen Widerspruch mit dem Concilium von Trient und warnten vor dem unseligen Eindruck, welchen ein solcher Schritt unter den obschwebenden Verhältnissen unfehlbar auf den Kaiser und das ganze Reich machen müßte. Die Frage war ungemein kritisch, der Augenblick drängte zur Entscheidung: da gab P. Canisius mit seinen zwei Genossen nach reiflichem Nachdenken und eifrigem Gebet das Gutachten dahin: der Religionsfrieden von 1555 sei dem Tridentiner-Concil nicht zuwider und die Katholiken könnten sich daher mit der unveränderten Bestätigung desselben befriedigen. Der Rath des P. Canisius bewog den päpstlichen Legaten zur Zustimmung, der

Religionsfriede wurde vom Kaiser unverändert bestätigt und der Reichstag kam zu einem friedlichen Ende.

Bei diesem Anlaß zeigte es sich, wie die größten Männer oft in ihren besten Absichten verkannt werden. Kaiser Maximilian war nämlich von dem Verdachte befangen, Canisius habe mit seinen Ordensgenossen die eifrigern Katholiken zur Widerspenstigkeit gegen den Religionsvertrag angeblasen. Der Kaiser war von dieser Meinung so eingenommen, daß er dem päpstlichen Legaten diese Anschuldigung als Thatsache darstellte und mit dem Schlusse endete: „Die Jesuiten sind fromme und gelehrte Leute, allein was in den gegenwärtigen Zeiten für Deutschland frommt, das verstehen sie nicht." Wie nun der Legat dem Kaiser bemerkte, daß er sich im Irrthum befinde, daß Canisius und seine Genossen im Gegentheil zur Versöhnlichkeit gemahnt und daß vorzugsweise dem Gutachten des Letzteren die Verständigung in Betreff des Religionsfriedens zu verdanken sei, da war Maximilian ganz betroffen, seine Abneigung verwandelte sich sofort in Wohlwollen und der Kaiser blieb fortan dem Canisius und der Gesellschaft Jesu mit besonderer Huld zugethan. Auch der apostolische Stuhl war mit dem Verhalten des P. Canisius zufrieden; seinen unermüdeten Anstrengungen war es gelungen, die katholischen Fürsten und Prälaten in einer besondern Zusammenkunft zur Annahme und Durchführung des Tridentiner-Conciliums, soweit es die damaligen Zeitverhältnisse gestatteten, zu bewegen.*) Somit hatte der erste Reichstag des neuen Kaisers Anno 1566 im Ganzen einen für die Katholiken günstigen Ausgang genommen und man darf mit Recht sagen, der größte Theil dieses Erfolges war dem P. Canisius zu verdanken.

Nach dem Schlusse der Reichsversammlung besuchte Canisius mit dem P. Natalis die Jesuitenkollegien des Abendlandes. Sein Geist war immer lebhaft, allein die vieljährigen anstren-

*) Wie unermüdet Canisius für diesen Hauptzweck gearbeitet, geht aus einem Briefe hervor, in welchem derselbe selbst bekennt: „Wir schreiben, berathschlagen, laufen und arbeiten in diesen Sachen so viel, daß wir zu Anderem nicht Muße haben." (Vit. Can. P. II. c. 11.)

genden Arbeiten und zumal die Reisebeschwerden hatten die körperlichen Kräfte desselben angegriffen und nöthigten den strebsamen Mann zur Ruhe. Die katholische Kirche, Deutschland und die Gesellschaft Jesu konnten und wollten jedoch einer solchen Stütze nicht entbehren, deßwegen wurde er trotz seiner wiederholten Gesuche durch den General Anno 1566 nur von seinem Predigtamt, keineswegs aber von der Provinzial-Stelle entlassen. Mit dem gewohnten kindlichen Gehorsam unterwarf sich der Ordensmann der Verfügung des Obern und setzte, wenn auch mit geschwächtem Körper, seine Verrichtungen noch bis zum Jahre 1569 fort. Während der beiden Jahre 1567 und 1568 sehen wir ihn zuerst im Schwabenland, wo er den Grafen Ulrich von Helfenstein zum katholischen Glauben bekehrt; dann im Frankenland, wo er zu Würzburg den Bischof zu einer Reform seiner Diözese bewegt; dann im Bayerland, wo er zu Augsburg den Kardinal in der Abhaltung einer Synode unterstützt; dann im Elsaß, wo er in Folge päpstlichen Auftrags mit dem Bischof von Straßburg über die Verwaltung der Diözese und die Reform des Domkapitels und der Klöster Rücksprache hält; dann im Tyrol, wohin ihn ein Befehl des Generals ordnet, um den Töchtern des Kaisers Ferdinand als Seelenrath beizustehen, und auf welcher Reise Canisius in Folge einer plötzlichen Ueberschwemmung in der Nähe des Benedictinerklosters Ehetal beinahe das Leben verliert; dann wieder in Augsburg, wo er die erste Provinzialversammlung der oberdeutschen Provinz hält und endlich in Rom, wo er als Abgeordneter seiner Provinz an der Generalversammlung des Ordens Theil nimmt und überdies dem heiligen Vater Aufklärungen über die Zustände und Bedürfnisse des deutschen Reichs ertheilt.

Im Jenner 1569 trat Canisius seine Rückreise von Rom nach Deutschland an. Von dem Ordensgeneral Franz von Borgias hatte er endlich die Entlassung von der Stelle eines Provinzials der oberdeutschen Provinz ausgewirkt, dagegen von demselben in Folge päpstlichen Befehls den Auftrag erhalten,

seine Kräfte und Zeit nunmehr einzig zur Ausarbeitung katholischer Bücher zu verwenden. Mit kindlicher Freude legte P. Canisius sein vierzehnjähriges Amt in die Hände des neuernannten Provinzials (P. Hoffeus) nieder und stellte bei diesem Anlaß kein anderes Begehren als fortan wie der geringste der Brüder behandelt zu werden. Diesem Gesuch willfahrte jedoch der General nicht; im Gegentheil, er befahl dem neuen Provinzial, den P. Canisius wie seinen Vater zu verehren und denselben in allen wichtigen Verhältnissen zu berathen; dem Canisius übersandte er folgendes ehrenvolle Schreiben: „Die Art und Weise, wie Ihr das Provinzialamt abgelegt, hat uns über die Maßen wohlgefallen und als ein treffliches Beispiel sehr erfreut und erquickt. Ihr habt das Amt abgelegt, wie Ihr dasselbe geführt. Die große Geduld, mit welcher Ihr diese Bürde vierzehn volle Jahre getragen, die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Ihr trotz der mühsamen Amtsgeschäfte die übrigen Uebungen unserer Ordensregeln niemals ausgesetzt, der große Eifer, die Unschuld, die Klugheit, welche Ihr in allen Verhältnissen bewiesen, hat anderen Generälen vor mir, wie auch mir selbst zum besonderen Wohlgefallen und großer Auferbauung gedient. Obwohl nun der neue Provinzial und alle Patres, welche sich in Euerer und den umliegenden Provinzen befinden, mit Recht Euch als ihren Vater und zwar als einen Vater, dem sie, die ganze Gesellschaft und besonders Deutschland Großes schuldet, verehren, so erbietet Ihr Euch dennoch demüthig und freiwillig zum Gehorsam unter den neuen Provinzial. Diese Handlungsweise erfüllt mich mit Wonne; dieses Beispiel muß allen Jenen, welche so lange unter Euerer Zucht und Leitung stunden, zu Herzen gehen und ihre Gemüther mehr und mehr zum vollkommenen Gehorsam gegen ihre Oberen führen. Ich bin der getrosten Hoffnung, Gott werde Euere gottselige, heilsame Arbeit reichlich segnen"*).

*) Vita Canis. P. III. c. 1.

In jener Zeit machten die Centurien von Magdeburg großes Aufsehen. Auf Anregung des Matthias Flaccius, Predigers in Magdeburg, hatten sich die fähigsten protestantischen Gelehrten vereinigt, um eine Kirchengeschichte im Sinne und Geiste der protestantischen Konfession zu schreiben. Jedes Jahrhundert der christlichen Zeit wurde in einem besondern Abschnitt behandelt, daher der Name Centurien. Das Werk selbst war beispiellos parteiisch und willkürlich gehalten, der Glaube der ersten christlichen Jahrhunderte wurde überall als übereinstimmend mit der protestantischen Lehre geschildert und die Geschichte der Kirche so gedreht und gemodelt, bis sie der Anschauungsweise der Neuerer entsprach. Trotz dieser Mängel fanden die Centurien bei ihren Parteigenossen großen Beifall und zahlreiche Verbreitung in ganz Deutschland. Gegen diese Schrift wendete nun P. Canisius in Folge einer besondern päpstlichen Einladung das Schwert seiner Geisteesschärfe. Die Centurionen richteten ihr Augenmerk zumal auf das Urchristenthum; sie suchten vorzugsweise die Geschichte des Vorläufers Johannes, der göttlichen Mutter Maria und des Apostelfürsten Petrus in ihrem Sinne auszubeuten. Canisius folgte denselben Schritt für Schritt und faßte den Plan, in drei gesonderten Büchern die unzähligen Entstellungen der Centurionen aufzudecken und die Lehre und Geschichte der Urkirche in ihrer Reinheit darzustellen. Im Jahre 1571 erschien in Dillingen der erste Theil unter dem Titel „Erläuterungen über die Entstellungen des göttlichen Wortes ꝛc.“ *) Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt Canisius bei der Abfassung dieser Schrift zu Werke ging, beweisen folgende Stellen aus dem Briefe, welchen er bei der Zusendung des ersten (vorzüglich von Johannes handelnden) Buchs an den Ordensgeneral schrieb: „Eurer Hochwürden überschicke ich hiermit die Erstlinge meines Werkes. Ich lasse dasselbe zwar nur langsam, aber, Gott gebe,

*) Commentariorum de Verbi Dei corruptelis lib. primus 4. Dilingæ 1571.

frühzeitig genug erscheinen, denn ich bin der Ueberzeugung, daß man nicht Fleiß genug verwenden kann auf Alles, was man heutzutage gegen die Neuerer schreibt und druckt. — Mein Wunsch ist, daß einige Theologen in Rom beauftragt werden, das Werk nicht nur zu lesen, sondern genau zu prüfen und schriftlich die Punkte zu bemerken, welche einer Aenderung bedürfen. Sollten sie finden, daß nur einige Verbesserungen anzubringen sind, so könnten diese als Randglossen beigedruckt werden; wären aber Hauptpunkte zu ändern oder ganze Blätter hinauszuschneiden, so wünschte ich dieses bald zu vernehmen, denn das Buch ist noch nicht ausgegeben und ich werde es noch einige Monate zurückhalten. Ich erwarte und bitte, daß man mir die Fehler frei und unverholen anzeige, denn ich bin bereit, nicht nur mit Geduld, sondern mit freudiger Dankbarkeit Alles anzunehmen, was man mir bezüglich dieses Buches bemerkt. Sollte man nach Prüfung dieses Erstlings dafür halten, es sei nicht der Mühe werth, daß ich diese Schrift fortsetze, so bitte ich, ja nicht zu glauben, daß dieses Urtheil mir beschwerlich falle; ich bekenne vor Gott und Euerer Hochwürden, daß ich nicht würdig und fähig bin zu einer solchen Arbeit, und daß ich es für ein besonderes Glück halte, wenn man mich anweist, das Schreiben einzustellen und Andern die Vollendung dieses Werks zu überlassen" *).

Das Urtheil in Rom lautete aber nicht in diesem Sinne, die Anlage und Ausarbeitung der Schrift gefielen in hohem Grade und Canisius wurde zur Fortsetzung seines Werkes aufgefordert. Dieses geschah jedoch nicht so schnell, wie die katholische Welt wünschte. Denn um diese Zeit wurde ihm wieder die Stelle eines Hofpredigers bei Erzherzog Ferdinand in Insbruck aufgeladen. Auch berief ihn der nach dem Hinscheide Pius V neu gewählte Papst Gregor XIII (im Jahr 1573) nach Rom, um mit ihm Rücksprache über die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, die Gründung katholischer Erzie-

*) Vita Canis. P. III. cap. 2.

hungsanstalten und die Bildung eines eifrigen Klerus zu halten. Von demselben Papste wurde er auch (im Jahr 1576) auf den Reichstag nach Regensburg zur Wahrung der kirchlichen Rechte gesandt. In Folge dieser Verzögerung erschien der zweite Theil seiner ausgezeichneten Schrift, vorzugsweise von der „Mutter Gottes" handelnd, erst im Jahr 1577 zu Ingolstadt; der Erfolg war ein glänzender. Von Rom aus wurde ihm durch den Cardinal Hosius gemeldet: „Ich finde, daß in Euerem Buche Alles so gut und ausführlich geschrieben ist, daß ich wahrlich nicht weiß, was man mehr verlangen könnte" *). P. Canisius theilte jedoch keineswegs diese Ansicht; er verlangte mehr und mehr, der schwierigen Arbeit enthoben zu sein und wendete sich zu diesem Zwecke wiederholt an den Ordensgeneral. „Gott der Herr — so lautete einer seiner Briefe — findet für gut, mich, der ich nun 56 Jahre alt bin, zu erinnern, meinen Reisebündel zu machen, aus der Martha eine Magdalena zu werden und mein Haus rein zu stellen, bevor ich aus dieser Herberge scheide. Wirket doch bei Sr. Heiligkeit dem Papste die Gnade aus, daß er mich, der ich nun eines hohen Alters bin, seines Auftrags entlasse. Was immer jedoch Euere Hochwürden in dieser ganzen Sache erkennen mag, das will ich annehmen, als komme es von Gott und ich verspreche, demselben mittels der göttlichen Gnade vom Grunde meines Herzens nachzufolgen" **). Im Jahr 1579 erhielt endlich P. Canisius vom Papst die gewünschte Entlassung, unter Verdankung seiner ausgezeichneten Verdienste. Kaum hatte er durch den Ordensgeneral diese Nachricht empfangen, so legte er mit derselben Pünktlichkeit die Streitfeder nieder, mit welcher er dieselbe zehn Jahre hindurch geführt.***) Die Wirkung der beiden Schriften des Canisius war eine nachhaltige, uner-

*) Vita Canis. P. III. c. 3.

**) Ibid. P. III. c. 4.

***) Sein bereits weit vorgerücktes drittes Buch (über den Apostelfürsten Petrus, d. h. über den Primat) blieb solchermaßen leider unvollendet.

meßliche: wie sein mündliches Wort auf der Kanzel, so wirkte das schriftliche in seinen Büchern fort; in beiden herrschte der gleiche Geist, das gleiche Feuer, der gleiche Glaube, die gleiche Wahrheit. Ein herrliches Zeugniß dieses Geistes gibt das kräftige Glaubensbekenntniß, mit welchem er das Werk gegen die Centurien einleitete und das wir hier zur Belehrung der Leser wörtlich anführen: „Ich lobe und preise Dich Vater und Herr des Himmels und der Erde, meinen Schöpfer und Erlöser, meine Kraft und mein Heil, der Du mich von meiner Kindheit an mit dem heiligen Brod Deines Wortes gespeist und damit mein Herz ohne Unterlaß gestärket hast. Du hast mich nicht mit den irrenden Schafen ohne Hirten herumschweifen lassen, sondern in das Haus Deiner Kirche aufgenommen, darin erzogen, darin erhalten und durch die von Dir geordneten und bevollmächtigten Lehrmeister und Hirten unterrichtet. Ich glaube Alles, was die katholische Kirche zu glauben befiehlt. Ich verwerfe die Lehren Luthers und Calvins, ich will nichts gemein haben mit allen Jenen, welche Anderes lehren und glauben, als was die einige, heilige, katholische, apostolische und römische Kirche lehrt und glaubt. Wenn Jemand Christum nicht nur in den hl. Schriften, sondern auch in den allgemeinen Concilien, in dem Stuhl Petri, in den Kirchenvätern hört und ihm folgt, mit dem will ich Gemeinschaft halten, dessen Glauben theile ich, dessen Religion befolge ich, dessen Lehre billige ich. Als ein Genosse der römischen Kirche, welche die Gotteslästerer verachten, verfolgen und als Antichrist verfluchen, bekenne ich mich; keine Linie weiche ich von dem ihr schuldigen Gehorsam, das Leben gebe ich, das Blut vergieße ich für diesen Glauben. Ich glaube auch, daß die Verdienste Jesu Christi und die Gaben des heiligen Geistes mir und andern nur in der Vereinigung mit dieser Kirche zur Seligkeit dienen. Mit Hieronymus sage ich offen: „Wer sich zu dem Stuhl Petri hält, der ist mein Freund.“ Mit Ambrosius begehre ich der römischen Kirche in Allem zu folgen, mit Cyprian erkenne ich sie demüthig als die Mutter und Wurzel der katholischen Kirche,

in welcher, wie Augustin schreibt, die höchste Gewalt des apostolischen Stuhls jederzeit niedergelegt ist. In diesem Glauben und in dieser Lehre, welche ich in meiner Kindheit empfangen, in meiner Jugend erhalten und seither nach meinen schwachen Kräften vertheidigt habe, verharre ich ruhig; das Amt aber eines katholischen Lehrers habe ich zeitlichen Nutzens wegen, oder einigen Menschen zu gefallen, oder wider mein Gewissen bisher nicht verwaltet, und will es auch in Zukunft aus keiner solchen Ursache verwalten, dazu sei Gott mir gnädig und barmherzig.

„Zu diesem Bekenntniß bewegt und zwingt mich nichts Anderes als die Ehre Gottes, die Kraft der erkannten Wahrheit, die Lehre der hl. Schrift, der einhellige Ausspruch der Väter, die Pflicht, dem wahren Glauben öffentlich Zeugniß zu geben und endlich die im Himmel erwartete, den aufrichtigen Glaubensbekennern versprochene Seligkeit. Wenn ich dieses Bekenntnisses wegen verachtet, angefochten, geschmäht werde, so sehe ich darin eine besondere Gnade Gottes, ich freue und rühme mich dessen, denn einerseits ist es eine Seligkeit, für die gerechte Sache etwas zu leiden und anderseits ist es ein Glück, den Feinden Gottes nicht Freund zu sein. Diesen Widersachern der Kirche Gottes aber möge der himmlische Vater vergeben; ja, Vater! verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, oder wollen nicht wissen, was sie thun; theils des Satans List, theils der falschen Lehren Trug verblendet sie. Mir aber verleihe, o Gott, die Gnade der standhaften Aufrichtigkeit und der aufrichtigen Standhaftigkeit, welche ich Dir, Deiner Kirche und der Wahrheit im Leben und Sterben schuldig bin. Laß mich nimmermehr Deine Liebe verlieren und mache mich theilhaftig der Liebe aller Derer, welche Dich fürchten und Deine Gebote in der heiligen römischen Kirche halten. Dem Urtheile dieser Kirche unterwerfe ich mich und meine Schriften freiwillig und demüthig. Gottes unermeßliche Güte wollen für mich preisen und bitten alle Heilige, welche in der triumphirenden Kirche im Himmel und in der streitenden auf Erden durch das unauflösliche Band des

katholischen Friedens mit einander vereinigt sind. Gott! Dich erkenne ich als den Anfang und das Ende alles Guten, Dir sei aus mir, durch mich und von mir Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit" *).

Canisius, von den schriftstellerischen Arbeiten befreit, wünschte sich nun in stiller Zurückgezogenheit auf sein nahendes Lebensende vorzubereiten, von dem Leben einer geschäftigen Martha — wie er sich ausdrückte — an das Tagwerk einer büßenden Magdalena überzugehen: allein Gott hatte seinem treuen Diener noch nicht die ewige und sein Ordensvorsteher noch nicht die zeitliche Ruhe bestimmt; Canisius sollte am Abend seines Lebens noch ein herrliches Licht für die schweizerische Eidgenossenschaft werden. Bevor er jedoch den Wanderstab nach der Schweiz ergreifen durfte, erhielt er den Auftrag, noch einige deutsche Höfe zu besuchen, um die Fürsten und deren Hofleute durch Predigten und Ermahnungen im katholischen Glauben und Leben zu bestärken. Canisius erfüllte mit gewohnter Gewissenhaftigkeit den Auftrag, nahm jedoch keinen Anstand, bei gegebenem Anlasse mit der gewohnten Aufrichtigkeit den Ordensgeneral zu erinnern, er möchte die Mitglieder der Gesellschaft Jesu so viel immer möglich vom Hofleben fern halten und dieselben niemals länger als einen Monat am gleichen Hofe lassen. „Wenn die Mitglieder unserer Gesellschaft — so lautet der daherige Brief — längere Zeit unter diesen Weltmenschen und Hofleuten leben, so werden sie, wie es gegenwärtig unter dem Adel und sonderlich in Deutschland zugeht, mehr schaden als nützen. Schwerlich werden sie verhüten können, selbst wider ihren Willen, bei dieser allgemeinen Zügellosigkeit der Welt und der verderbten Zucht des Adels nicht fremder Sünden theilhaftig zu werden. Deßwegen bitte ich Eure Hochwürden auf das

*) Commentar. de Verbi Dei corruptelis lib. I.

inständigste, den hohen Personen, welche Mitglieder unserer Gesellschaft für ihre Höfe begehren und dieselben länger als einen Monat bei sich behalten wollen, nicht leicht zu willfahren. Ich rede nicht von der Mühseligkeit und Gefahr, welche die Mitglieder unserer Gesellschaft ausstehen, wenn sie ihre Tagesordnung gewissermassen nach dem Sinne solcher Leute richten müssen, und dadurch weder sich noch Andern gemäß ihrem Ordensberuf dienen und mühen können; ich rede von den jetzt herrschenden deutschen Sitten, von denen die Mitglieder unserer Gesellschaft nach meinem Erachten soviel immer möglich entfernt zu halten sind" *). Diesen Rath befolgte auch Canisius an sich selbst; trotz alles Bittens der Fürsten machte er sich immer so schnell als möglich von den Höfen los und eilte in die ärmlichen Häuser seiner Gesellschaft zurück, obschon seine Erfahrung und sein Alter ihn gegen die Schlingen des Hoflebens sicherstellten. Diese Behutsamkeit zog ihm dann auch folgendes anerkennende Schreiben seines Ordensgenerals zu: „Ich freue mich und wünsche Euch Glück, daß Ihr so schnell von dem Hofleben zurückgekehrt und alle Bitten um einen längeren Aufenthalt zurückgewiesen habet. Wären alle Mitglieder unserer Gesellschaft, welche an die Höfe kommen, also gesinnt, so würden sie uns bisweilen nicht so viel Verlust verursachen und wir würden mit den Fürsten selbst wenig oder nichts zu schaffen haben. Was daher Euren Rath betrifft, unsere Gesellschaft soviel möglich von den Höfen fern zu halten, darüber kann ich in Wahrheit sagen, Niemand wünscht dieses mehr zu stärken als ich" **).

Das Jahr 1580 ging bereits zu Ende, als P. Canisius in Folge höheren kirchlichen Auftrags in der Schweiz anlangte. Veranlassung zu dieser Sendung gab Bonhomius, Bischof von Vercelli. Als päpstlicher Nuntius hatte Bonhomius die Eidgenossenschaft bereist und sich von der Nothwendigkeit überzeugt, diesem von den kirchlichen Neuerern hart be-

*) Vita Can. P. I. cap. 4.
**) Ibid. P. III. c. 4.

drängten Land schleunigst zu Hülfe zu eilen. Vorzugsweise stund dazumal die Stadt Freiburg in hoher Gefahr; von protestantischen Städten und Ländern rings umgeben, hatte die Neuerungspartei bereits im Inneren der Stadt Anhänger gewonnen; es bedurfte daher außerordentlicher Mittel zur Erhaltung der katholischen Religion. Auf den Bericht des Nuntius beauftragte der Papst mit diesem wichtigen Geschäft die Gesellschaft Jesu und der Ordensgeneral bezeichnete hiefür den greisen P. Canisius. Kaum war in Freiburg diese Nachricht bekannt, so erhoben die Anhänger der Neuerung einen gewaltigen Lärm, sie reizten das Volk durch die Ausstreuung der schändlichsten Verleumdungen auf und ließen kein Mittel unversucht, die Sendung des Jesuiten zu hintertreiben. Hierin erblickte der päpstliche Nuntius eine Aufforderung, die Ankunft des P. Canisius zu befördern. Er selbst führte denselben in eigener Person nach Freiburg und stellte ihn dem Rathe vor: „Ich bringe Euch da — so sprach der päpstliche Gesandte zum Rath — einen Mann, welcher verdient, daß Ihr ihn wie ein Kleinod aufbewahrt und wie ein Heiligthum schätzet.“ Diese Worte rechtfertigte P. Canisius vollkommen durch seine Thaten, auch befolgte der Rath und das Volk von Freiburg die Mahnung des Legaten getreulich.

Unverzagt bestieg der zwar greise aber jugendlich-eifrige Gottesmann die Kanzel, verkündete mit heiliger Begeisterung die Wahrheit und Schönheit der katholischen Religion und forderte die Freiburger zum treuen Festhalten an dem Glauben der Väter auf. Das begeisterte Wort des aus tiefster Ueberzeugung sprechenden Predigers machte auf das gesammte Volk einen solchen Eindruck, daß die Anhänger der Neuerung keinen Angriff wagten. Die Kanzel des P. Canisius wurde fortan, so oft er dieselbe bestieg, sowohl von den geistlichen als weltlichen Vorstehern, von Vornehmen wie Gemeinen umlagert; die Belehrungen und das Beispiel des Predigers wirkten wunderbar auf die Bevölkerung. Der Rath beschloß die Gründung eines Kollegiums und schon im Herbst 1581 eröffnete die Gesellschaft

Jesu die Schulen in Freiburg. Canisius stund dem Kollegium einige Zeit als Rektor vor; als ihm seine Körpersschwäche dies nicht mehr gestattete, verlegte er sich noch auf das Predigtamt und widmete den Rest seiner Kräfte den katholischen Interessen. Mit dem hl. Karl Borromäus, welchem die Schweiz großentheils die Erhaltung und Wiederbelebung des katholischen Glaubens verdankt, stund er von Freiburg aus in lebhaftem Verkehr. Ebenso korrespondirte er fortwährend mit Rom über die Mittel zur religiösen Wiedergeburt Deutschlands; dem Ordensgeneral aber übermachte er treffliche Räthe über die Leitung der Gesellschaft Jesu. Auch unterhielt er einen fleißigen Briefwechsel mit beinahe allen hervorragenden Katholiken Deutschlands und der Schweiz. Bis zum Jahr 1588 verkündete Canisius das Wort Gottes in der Stiftskirche zu Freiburg, da versagte ihm die Stimme den Dienst und der greise Mann nahm von der Kanzel Abschied; sein Tagwerk bestund nun im Schreiben und Beten. In diesen letzten Jahren seines Lebens schrieb er die salbungsvollen Betrachtungen über die sonn- und festtäglichen Evangelien, welche er in lateinischer Sprache in zwei Bänden herausgab *). Ferners verfaßte er die zwei Büchlein „Uebung christlicher Andacht" und „Katholisches Handbüchlein"; auch schrieb er das Leben einiger der ausgezeichnetsten Heiligen des Schweizerlands, als: die Legende des hl. Mauriz und der thebaischen Legion, des hl. Urs und Viktor, des hl. Fridolins, des Bruder Klaus von Flüeh, des hl. Beats, des ersten Schweizerapostels; endlich gab er noch ein Beicht- und Communionbüchlein und einige Advent- und Weihnachtspredigten heraus.

Seine letzten Kräfte verwandte Canisius, um an die verschiedenen Kollegien Deutschlands — deren Vater und Gründer er war — Abschiedsbriefe zu senden. Wir können nicht

*) Der I. Band erschien im Jahr 1591, der II. im Jahr 1593, der erste war dem Klerus, der zweite dem Rath von Freiburg gewidmet.

umhin, diesen herrlichen Briefen einige Stellen zu entheben. „Ich bitte Euch — so schrieb der scheidende Vater an seine Ordensbrüder in Prag — bleibet Eurem Berufe immer getreu und bearbeitet mit unermüdlichem Fleiße den Euch anvertrauten böhmischen Weinberg. Euer Wandel sei untadelhaft, er sei ein Vorbild der Armuth, der Mäßigkeit und des Gehorsams. Euere Liebe und Geduld soll sich nicht nur auf die Katholiken, sondern auch auf die Feinde und falschen Brüder der Katholiken ausdehnen, durch Thaten sollt Ihr Euere Liebe beweisen und den Namen Jesu je länger je mehr verherrlichen. Erinnert Euch stets, daß Ihr nicht nur zum Schulhalten und Predigen nach Prag berufen und gesendet worden seid, sondern auch damit Ihr allda das Kreuz traget und Jedermann Gutes thut."

In dem Abschiedsschreiben an das Kollegium in München lesen wir: „Gott, dem Urheber alles Guten, sei Dank, daß ich alter Mann und nunmehr der Aelteste der Provinz, noch die lieblichen Früchte sehe und verkoste, welche Ihr durch Euere Arbeit in München zum augenscheinlichen Wohl vieler Gläubigen hervorbringt! Christus der Herr wolle in Euch befestigen, was er angefangen hat, und den wahren Geist der Gesellschaft Jesu in Euch vermehren, damit Ihr so, nicht nur zu Eurem Heil, sondern zum Wohl und Segen der Bayern und besonders der Geistlichkeit und der Bürgerschaft von München fortarbeitet. Je gnädiger und freigebiger die Fürsten gegen Euch sind, desto größere Dankbarkeit seid Ihr auch ihrem werthen Lande schuldig. Laßt Euch also nichts dringender angelegen sein, als die Bayern im Glauben und in allen Tugenden anzueifern, Alles zur größeren Ehre Gottes. Christus hat Euch das goldene Gesetz der Liebe gegeben und Paulus dasselbe vielfältig eingeschärft; übet diese Liebe in München und im ganzen Bayerland dermassen, daß Ihr mit Gottes Hülfe je länger je mehr Seelen gewinnt und zugleich die irrenden Geister in den rechten Schaafstall führt. Was mich betrifft, bitte ich: so lange das Kollegium und die Kirche des hl. Michaels besteht, vergesset des alten

Canisius, als des ersten Baumeisters, in den hl. Meßopfern und Gebeten nicht."

An die Mitglieder des Kollegiums zu Insbruck schrieb er: „Bebauet, wie Ihr angefangen habet, das Tyrolische Feld und arbeitet immer mehr. Ich ermahne Euch zur Dankbarkeit, nicht nur gegen das Haus Oesterreich als Stifter, sondern gegen alle Gutthäter und Freunde, welche Euch Christus in nicht geringer Zahl gegeben hat. Ein großes Feld steht Euch offen, Ihr könnt viele Menschen hohen und niedern Ranges, männlichen und weiblichen Geschlechts, für Christus gewinnen und dieselben in der Gottesfurcht und allen Tugenden befestigen. Laßt Euch daher diese reiche Ernte angelegen sein, helft den Tyrolern zu einem guten Fortgang und unterrichtet dieselben nicht nur durch Euere Worte, sondern auch durch Euere Thaten, wie es die Ehre Christi, die Aufgabe unserer Gesellschaft, und das Zutrauen unserer Freunde von Euch erwarten und fordern."

An seine Brüder in Freiburg aber richtete er folgende Abschiedsworte: „Es sind nun über sechszehn Jahre verflossen, seit ich aus schuldigem Gehorsam nach Freiburg kam und daselbst als ein Vorläufer unserer Gesellschaft verblieben bin, um in diesem Acker des Herrn zu arbeiten und besonders in der St. Niklaus-Kirche zu predigen. Ich erkenne es als eine große Wohlthat Gottes an, daß er mich in diesem ansehnlichen Ort der Eidgenossenschaft so lange hat erhalten wollen; nun aber bin ich des hohen Alters wegen zu einem unnützen Diener geworden und kann nicht mehr öffentlich in der Kirche lehren noch dem Volke nützlich sein. Wollte Gott, ich hätte den Freiburgern in meinem Berufe also vorleuchten und Allen ein solches Beispiel geben können, wie es mir als dem Aeltesten des Kollegiums und der Provinz wohl angestanden wäre; allein was ich innerhalb und außerhalb des Kollegiums versäumt habe, das, bitte ich, möget Ihr durch Euere Tugend und Arbeit ersetzen. O wachet fleißig, daß Ihr nicht nur die Stadt Freiburg sammt ihrer Landschaft in dem rechten Glauben erhaltet, sondern auch die falschen Lehrer, welche derselben stets nachstellen und den Weinberg

des Herrn zu verwüsten trachten, mit dem Schwerte des Geistes abtreibt. Ehret die Geistlichkeit und den Rath, unterrichtet fleißig die Euch anvertraute Jugend in den schönen Künsten, in der Religionslehre und in allen Tugenden; unterlasset aber dabei nicht, Anderen, Alten und Jungen, zur wahren katholischen Gottesfurcht und Andacht durch Wort, Beispiel und Spendung der hl. Sakramente behülflich zu sein. — Wenn Ihr meinen sterblichen Körper, welcher die Speise der Würmer sein muß, nach meinem Hinscheiden zur Erde bestattet habet, so unterlasset nicht die Seele dem ewigen Gott beharrlich zu empfehlen, auf daß ich erlöset durch die Barmherzigkeit Gottes in die Schaar der auserwählten Priester aufgenommen werde und für Euch, Euer Kollegium und die ganze Stadt den Herrn im Lande der Lebendigen bitten kann. Amen! Amen!" *)

Auf diese Stunde der Erlösung sollte der fromme Diener nicht mehr lange harren; der unermüdliche Jünger Christi sollte endlich Ruhe, der getreue Streiter die Siegeskrone finden. Im Laufe des Jahres 1597 nahm die Altersschwäche auf eine bedenkliche Weise zu, der ganze Körper, besonders aber die Füße, schwollen an, ohne Schmerzen konnte er weder aufsitzen noch stehen, an vielen Stellen hatte er sich wund gelegen. Im Beginn der hl. Adventzeit hielt Canisius mit seinen Brüdern ein langes Gespräch über die Vorbereitung zum Tode; einige Tage später ließ zwar die Geschwulst bedeutend nach; allein Canisius traute diesem Zeichen der Besserung nicht, im Gegentheil er berief den Krankenwärter zu sich und sprach: „Pater! Ich danke Gott, daß meine Auflösung herannaht; ich bitte Euch, bereitet mich zum Tode." Am Festtage des Apostel Thomas nahm wirklich die Schwäche außerordentlich zu; Canisius sprach beinahe nichts mehr als die Worte: „Ich begehre aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein." Nach empfangener letzter Oelung küßte er das Bild des Gekreuzigten und gab sanft und ruhig noch am gleichen Abend seine Seele dem Schöpfer zurück.

*) Vita Canis. P. III. cap. 6.

Kaum war die Nachricht von seinem Hintritt in der Stadt bekannt, so drängte sich Alles, um den im Leben hochgeliebten Vater auch im Tode noch zu verehren. Die Geistlichkeit und der Rath beschlossen, den Leichnam des Verstorbenen als ein kostbares Kleinod in der Stiftskirche zu St. Nikolaus beizusetzen. Am ersten Tage wurde P. Canisius in der Kapelle des Kollegiums ausgesetzt, am zweiten Tage aber Nachmittags 3 Uhr unter dem Geläute aller Glocken in die Hauptkirche übertragen. Die gesammte Geistlichkeit, der Rath, die ganze Stadt, Volk aus Nah und Fern folgten dem Trauerzug. In der Stiftskirche hielt der ehrwürdige Propst Sebastian Werro eine Predigt, in welcher er die Verdienste des Hingeschiedenen schilderte und die Gläubigen zur ewigen Dankbarkeit gegen den Verstorbenen aufforderte. Hierauf sollte der Leichnam in die Gruft vor dem Hochaltar versenkt werden, allein das Volk drängte sich in solcher Masse um seinen geliebten Vater, Jeder wollte das Antlitz des Seligen, in welchem eine himmlische Majestät sich ausdrückte, noch einmal sehen, denselben noch einmal küssen, das Gedränge war so groß, daß das Begräbniß erst nach mehreren Stunden bei einbrechender Nacht stattfinden konnte.

Folgende Inschrift in der Stiftskirche zu Freiburg verewigt das Andenken des Seligen, in kurzen Worten seine thaten- und segensreiche Laufbahn zusammenfassend:

„Gott dem Allmächtigen zu Ehren!"

„P. Canisius, der hl. Schrift Doktor, wurde zu Nimwegen geboren, trat in die Gesellschaft Jesu im dritten Jahre nach ihrer Bestätigung und wurde Priester. Von dem Stift zu Köln wurde der hochverständige, kluge Mann zu Kaiser Karl V, von dem Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, zu dem Concil von Trient, von dem Kaiser Karl V nach Worms zur Bestreitung des sektischen Melanchtons, von Papst Pius IV zu deutschen Fürsten gesandt, um dieselben im katholischen Glauben zu bekräftigen. Nachdem er auf den hohen Schulen zu Rom, in Sicilien und in Deutschland gelehrt, viele Jahre vor Kaiser Ferdinand und an vielen andern Orten das Wort Gottes mit

großem Erfolg gepredigt, wurde er von Ignatius, dem Stifter der Gesellschaft Jesu, zum ersten Provinzial Deutschlands ernannt. Die katholische Religion hat er durch die Verfassung ausgezeichneter Bücher trefflich vertheidigt. Auf Verlangen des apostolischen Nuntius Franziskus, Bischof von Vercelli, kam er im sechzigsten Jahre seines Alters nach Freiburg, gründete da ein Kollegium der Gesellschaft Jesu und wirkte des Guten viel. Endlich ist er als ein Patron der Stadt Freiburg, als ein Patriarch der Kirche in der Eidgenossenschaft, als eine Säule der katholischen Religion in der ganzen Welt wohlbekannt, durch seine Aufrichtigkeit, Vorsicht, unverdrossene Arbeit im Schreiben, strenges Fasten, durch Muth, Reinigkeit, inbrünstige Gottesliebe und große Heiligkeit hochberühmt in Christo verschieden am hl. Thomas des Apostels Tag **MDXCVII**, seines Alters im **LXXVII** Jahr" *).

Bis auf den heutigen Tag wird die Grabstätte des P. Canisius in Freiburg wie die Gruft eines Heiligen verehrt. Die katholische Kirche aber hat den Gottesmann den 21. November 1843 selig gesprochen.

---

*) Dieses Epitaphium wurde in lateinischer Sprache von dem Stiftspropst Veronius verfaßt; J. Wild, nachheriger Schultheiß, ließ dasselbe in Stein graben und an einer Säule der Kirche aufstellen. Das Grab des P. Canisius selbst vor dem Hochaltar wurde durch vier Brüder v. Diesbach mit einem weißen Marmorstein zugedeckt, mit folgenden einfachen Worten: „Ruhestätte unseres ehrwürdigen Vaters Peter Canisius, der Gesellschaft Jesu Theolog.

Laynez und Salmeron,

auf dem Concil zu Trient.

Eines der erhabensten und einflußreichsten Ereignisse, welchem wir in den Annalen der Religions- und Sittengeschichte begegnen, ist unstreitig das Concil von Trient. Die Kirche Gottes schwebte beim Beginn des 16. Jahrhunderts in großer Verwirrung und Auflösung. Nicht nur war die Sittlichkeit und Zucht im Zerfall, sondern selbst die Dogmen der geoffenbarten Religion wurden angegriffen und die Autorität der Kirche mißachtet. Einige sich eigenmächtig zu Reformatoren aufwerfende Neuerer vermehrten die allgemeine Verwirrung und störten durch ihr gewaltsames Auftreten die gesammte Kirchenordnung.

In solchen Verhältnissen sehnten sich die Besseren unter der Geistlichkeit und dem Volke nach der Abhaltung eines allgemeinen Concils; auch die Neuerer beriefen sich, als der Papst ihre Bestrebungen verdammte, auf ein solches und suchten unter diesem Vorwand der fortwährenden Verbreitung ihrer Lehren einen gesetzlichen Anschein zu geben. Im Jahr 1528 den 28. Wintermonat erließ Luther von Wittenberg aus eine feierliche Erklärung, in welcher er seine Grundsätze vor einer allgemeinen Kirchenversammlung zu rechtfertigen versprach, auch seine Anhänger wiederholten im Jahr 1530 diese Erklärung und drangen mehr als je auf deren Ausschreibung.

Trotz der vielfachen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich in jenen bewegten Zeiten einem solchen Unternehmen entgegenstemmten, glaubte Papst Clemens VII nicht länger anstehen zu dürfen; den 31. Juli 1530 schrieb er ein allgemeines Concil aus, um den „Frieden und die Ordnung in der

Kirche Gottes" wiederherzustellen. An die Neuerer erließ der hl. Vater noch die besondere Aufforderung, sich den Aussprüchen desselben zu unterwerfen. Wie diese aber sahen, daß es mit der Abhaltung Ernst werde, da wollten sie nichts mehr davon wissen und versuchten alle Ränke, um dessen Zustandekommen zu verhindern. Der eingetretene Tod Papst Klemens' VII, der folgende Krieg zwischen Kaiser Karl V und König Franz I von Frankreich förderten diese Bestrebungen der Neuerer: erst im Jahr 1545 gelang es dem Papst Paul III das Concil in Trient zu eröffnen, nachdem er vorher Kaiser und König wieder mit einander versöhnt hatte.

Den 13. Dezember 1545 fand in der Kathedralkirche zu Trient die feierliche Eröffnung statt. In der ersten Sitzung waren 11 Erzbischöfe, 69 Bischöfe, 2 bischöfliche Stellvertreter, 6 Aebte, 7 Ordensgenerale, 8 Doktoren des Kirchen- und Zivilrechts, 12 Doktoren der Theologie und 57 Theologen aus den verschiedenen geistlichen Orden anwesend. Auch die Gesandten vieler weltlicher Fürsten erschienen in Trient.

Der Papst übertrug den Vorsitz der Versammlung drei Kardinallegaten; als Theologen des apostolischen Stuhls aber, d. h. als seine Wortführer bei den Berathungen und Gehülfen der Kardinallegaten bezeichnete er zwei Jesuiten, die Patres Laynez und Salmeron. Beide Patres waren aus Spanien gebürtig, beide hatten in Alcala und Paris ihre Studien gemacht, beide in der Marienkirche auf dem Montmartre mit dem hl. Ignaz das Gelübde zur Gründung der Gesellschaft Jesu abgelegt. Laynez zählte erst 34, Salmeron kaum 31 Lebensjahre, die Gesellschaft Jesu nur 5 Jahre ihres Daseins. Diese Berufung zweier Jesuiten und die hohe Stellung, welche ihnen der Papst anwies, zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Orden des hl. Loyola. „Die Gesellschaft Jesu, — sagt ihr Geschichtschreiber Crétineau-Joly, dem wir hier folgen*),

*) Histoire réligieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus, composée sur les documents inédits et authentiques par J. Crétineau-Joly, Tom. I. chap. V.

— hatte so zu reden kaum das Tageslicht erblickt, und schon leistete sie der Religion solche Dienste und stellte so ausgezeichnete Kämpfer auf das theologische Streitfeld, daß die Kirche ihres Lichtes bei der Entwicklung der konfessionellen Streitpunkte nicht entbehren konnte." Die Auszeichnung, mit welcher der Papst die junge Gesellschaft beehrte, erfüllte die Stifter derselben mit Besorgniß; die unerwartete Begünstigung ließ den vorsichtigen Ignaz auf herannahende Stürme schließen, er glaubte in dem Glück die Vorboten großer Gefahren zu erblicken und suchte daher die beiden Patres bestens gegen dieselben zu wahren.

Zu diesem Zwecke gab er denselben bei der Abreise nach Trient schriftlich besondere Weisungen und Verhaltungsregeln. Diese tragen das Gepräge großer Lebensweisheit, väterlicher Vorsicht und tiefer Menschenkenntniß so sprechend in sich, daß wir sie hier wörtlich folgen lassen:

„Wer für das Seelenheil und das geistige Wohl der Menschheit arbeitet und hiefür mit Anderen verkehrt, der kann mit der Gnade des Herrn sehr viel zur Verherrlichung Gottes beitragen; wer aber dabei nicht über sich wacht, der verliert viel und bringt sich und Anderen Nachtheil. Da nun unsere Berufspflicht uns nöthigt, mit Anderen zu verkehren, so müssen wir uns hiezu vorbereiten, zum Voraus sichern und eine bestimmte und genaue Verhaltungsregel wählen, damit unsere Arbeit gute Früchte in Gott bringe. Zu diesem Zwecke gebe ich Euch einige Winke, welche Euch nach Zeit und Umständen nützlich sein können.

Im Allgemeinen wünsche ich auf das innigste, daß Ihr bei der neuen Aufgabe, die Euerer harret, drei Punkte niemals aus den Augen verlieret:

1) Im Concil thut Alles zur größeren Ehre Gottes und zum Wohle der allgemeinen Kirche;
2) Außerhalb dem Concil widmet Euch dem Heil der Seelen. Befolgt zu diesem Zweck Euere alte Vorschrift und Weise, ich verspreche mir einen guten Erfolg von Euerer Thätigkeit;

3) Wachet für Euer eigenes Seelenheil, so daß Ihr nicht Euch selbst vergesset und vernachlässiget, sondern im Gegentheil durch eine fortwährende Geistessammlung und Achtsamkeit Euch von Tag zu Tag Eueres Berufs würdiger zu machen suchet.

„Im Concil seid mehr rückhaltend als eilig, das Wort zu ergreifen; seid bedachtsam und liebreich in Eueren Aussprüchen über das, was geschieht oder geschehen soll; seid aufmerksam und gelassen im Anhören, seid bemüht, den Geist, die Absicht und die Wünsche der Redenden zu erfassen, damit Ihr desto besser wißt, wann Ihr sprechen, wann Ihr schweigen sollt. In den Streitfragen hebet die Gründe beider Ansichten hervor, damit Ihr nicht nur Einer Meinung zu folgen scheinet. Verhaltet Euch in allen Punkten so viel immer möglich auf eine Weise, daß nach Euerer Rede Niemand weniger zum Frieden geneigt sei als zuvor. Zwingt Euch die Wichtigkeit einer bestrittenen Frage, das Wort zu ergreifen, so sprecht Euere Ueberzeugung mit Ernst und Bescheidenheit aus. In Euerer Rede Schluß behaltet immer bessere Belehrung vor. Seid endlich von einem Punkte gewiß und dieser ist: um die großen Fragen der göttlichen oder menschlichen Wissenschaften zu erörtern, ist es von großer Wichtigkeit, dieselben mit Ruhe und ohne Hast, sitzend und nicht gleichsam im Vorübergehen zu behandeln. Richtet die Ordnung und die Zeit der Berathungen nicht nach Euerer Bequemlichkeit und Gemächlichkeit; sondern verlangt Jemand von Euch Rath, so wählet die Stunde, welche dieser vorschlägt, damit er desto leichter zu dem Ziel gelangt, zu dem Gott ihn führen will.

„Außerhalb des Concils vernachläßiget kein Mittel, Euch um das Heil des Nächsten verdient zu machen. Suchet vielmehr die Gelegenheit, Beicht zu hören, zu predigen, geistliche Uebungen zu halten, die Kinder zu unterrichten und die Armen in den Spitälern zu besuchen, damit die Gnade des hl. Geistes desto reichlicher auf die Väter des Concils herabsteige, wie mehr Ihr Gott durch Werke der Demuth und der

Liebe verherrlicht. — In Eueren Predigten lasset die von den Häretikern bestrittenen Punkte unberührt, eifert vielmehr für die Reform der Sitten und den der katholischen Kirche schuldigen Gehorsam; weiset das Volk auf die Kirchenversammlung und ermahnet zum Gebet für dieselbe. Im Beichtstuhl erinnert Euch immer, daß jedes Euerer Worte bekannt werden kann, als Bußübungen schreibt den Beichtenden Gebete für das Concil vor. Bei den geistlichen Uebungen und überhaupt in allen Verhältnissen redet so, als wenn Euch die ganze Welt hörte. Ihr werdet die Spitäler abwechselnd alle vier Tage, das heißt Jeder von Euch alle Wochen einmal und zwar zu einer für die Kranken geeigneten Stunde besuchen. Ihr werdet die Schmerzen derselben nicht nur durch Trostsprüche, sondern auch, soweit dies in Eueren Kräften liegt, durch kleine Geschenke versüßen. Endlich merket Euch: wenn beim Entscheide der Streitfragen die Sprache kurz und abgemessen sein muß, so soll dagegen bei der Aufforderung zur Frömmigkeit die Rede ausführlich und liebevoll sein.

„Es bleibt der dritte Punkt zu erörtern übrig, nämlich die Wachsamkeit, welche Ihr auf Euch selbst haben sollt, um den Euch drohenden Klippen zu entgehen. Vergesset in dieser Beziehung niemals die besonderen Vorschriften unseres Instituts. Bewahret unter Euch die größte Einigkeit und die vollkommenste Uebereinstimmung in Euerer Denk- und Handlungsweise. Keiner von Euch soll auf seine eigene Klugheit vertrauen; jeden Abend unterredet Euch mit einander über das, was Ihr den Tag hindurch gethan und über das, was den folgenden Tag zu thun ist; jeden Morgen bestimmt gemeinschaftlich Euere Handlungsweise für den ganzen Tag. Ueberdieß sollt Ihr täglich zweimal Euer Gewissen erforschen. Diese Punkte werdet Ihr längstens am fünften Tage nach Euerer Ankunft in Trient in Vollziehung setzen."

So lauteten die Weisungen, welche Ignaz v. Loyola den beiden jungen Gliedern seiner jungen Gesellschaft schriftlich gab,

als diese als Sprecher des apostolischen Stuhls auf das Concil nach Trient gingen.

Auf das pünktlichste befolgten die beiden Jesuiten die Verhaltungsbefehle ihres Obern. Mitten im Kreise der Kardinäle und Prälaten, mitten unter den Fürsten und Ambassadoren, welche mit einander in Glanz und Reichthum wetteiferten und von welchen Jeder seine Nation durch Pracht und Ansehen zu verherrlichen suchte, erschienen die beiden Patres in ärmlicher Kleidung, und machten ihren Eintritt in die große Welt damit, daß sie für die Armen Almosen sammelten und mit dem Ertrag die Kranken in den Spitälern pflegten. Dieses Auftreten der „päpstlichen Theologen" wurde verschieden beurtheilt und erregte hie und da Mißbilligung; allein die Jünger Loyola's ließen sich von der treuen Erfüllung ihrer Pflichten nicht abwenden und ihre Aufopferung und Demuth fand bald allgemeine Anerkennung, und wer zuerst mißbilligte, der beeilte sich nun, dem Verdienst auch in der ärmlichen Kleidung seinen Beifall zu zollen.

Die Kirchenversammlung hielt alle Tage zwei Sitzungen, die Morgensitzung war den Erörterungen über die einzuführende Kirchenreform, die Abendsitzung den Berathungen über die Glaubensdogmen gewidmet.

In den Morgensitzungen wurden die Maßregeln berathen, welche zur Herstellung der Kirchenzucht führen sollten; alles, was die kirchliche Gerichtsbarkeit, die Besetzung und Verwaltung der Kirchenämter, die Ordnung und Sittlichkeit der Klöster ꝛc. betraf, wurde in diesen Sitzungen erörtert. — In den Abendverhandlungen handelte es sich um die Lehren der Kirche über die Erbsünde, die Rechtfertigung, die Sakramente ꝛc. In den Morgensitzungen prüfte die Synode die eingerissenen Mißbräuche, forschte ihren Ursachen nach, berieth die Mittel zur Unterdrückung derselben und suchte auf diese Weise den der Kirche gemachten Einwürfen und Vorwürfen, soweit diese begründet waren, zu begegnen. In den Abendsitzungen dagegen handelte es sich nicht um Reform: das christliche Dogma ist als

eine von Gott geoffenbarte Wahrheit über jede Aenderung erhaben, der christliche Glauben bedarf keiner Reform, es handelte sich nur darum, einigen Glaubenssätzen eine bestimmtere Auslegung zu geben, um jeden vernünftigen Zweifel über den Geist und Sinn derselben abzuschneiden.

Die Abendsitzungen waren ihrer Natur nach still und ruhig. Trat hie und da auch eine Meinungsverschiedenheit über die Auslegung einzelner Sätze der christlichen Glaubenslehre ein, so verschwand diese sogleich wieder, wenn es sich um das Wesen des Christenthums, um die Mysterien und Sakramente der Religion handelte. — Die Morgensitzungen dagegen waren hie und da lebhaft und bewegt. Unter den Reformfragen gab es kritische Punkte. Selbst unter der höheren Geistlichkeit befanden sich mitunter Glieder, welche den Weg des Evangeliums verlassen hatten und den breiten Weg der Welt wandelten, auch im Schooße des Concils waren Männer, welche eine zu weltliche Stellung einnahmen. Es genügte daher nicht, das Uebel aufzudecken, gleichsam mit dem Finger zu zeigen, und die Mittel der Besserung anzugeben, sondern es mußte die Annahme und Anwendung dieser Mittel auch beliebt gemacht werden. Die Rechte des apostolischen Stuhls und die Rechte des Episkopats wurden verschieden beurtheilt, von den Einen weiter ausgedehnt, von den Andern mehr beschränkt, je nachdem sie in dieser oder jener Anschauungsweise erzogen, in dieser oder jener Uebung gelebt, so oder anders strengere Handhabung der Kirchenzucht hofften oder auch befürchteten. Die Mißbräuche mit den Dispensen und Ablässen, das Einmischen der Kirchenvorsteher in weltliche Händel, die materiellen Verhältnisse der kirchlichen Beneficien mußten besprochen, erörtert und gehoben werden. Die Berathung und die Reform aller dieser Punkte, bei welcher oft viele der anwesenden Concilienglieder persönlich betheiligt waren, bot eine Unzahl Schwierigkeiten dar, welche weder umgangen noch verdeckt werden durften.

Gleich in den *ersten* Sitzungen erörterte das Concil die von den Neuerern heftig bestrittene *Rechtfertigungslehre*.

Laynez entwickelte die verschiedenen, für und gegen gefallenen Ansichten mit so lichtvollem Scharfblick, so tiefer Auffassungskraft und so klarer Unpartheilichkeit, daß die ganze Versammlung mit Bewunderung für den Redner erfüllt wurde, dessen Bericht wörtlich zu den Akten des Concils zu legen beschloß, und demselben den ehrenvollen Auftrag ertheilte, in Zukunft am Schlusse einer jeden Berathung die gefallenen Ansichten zusammenzufassen und in einem Gesammtbericht darzustellen.

Ebenso erhielten die beiden Jesuiten die Einladung, einerseits ein Verzeichniß aller falschen Lehren, welche dazumal durch die Neuerer verbreitet wurden, zu entwerfen und anderseits aus den frühern Jahrhunderten alle Concilienbeschlüsse, alle päpstlichen Bullen, alle Aussprüche der Kirchenväter und Kirchenlehrer, durch welche irrige und falsche Lehren verurtheilt wurden, zu sammeln. Diese viel umfassenden Aufträge lösten die beiden Jesuiten zur allgemeinen Zufriedenheit.

Nachdem das Concil die Berathung über die Rechtfertigung und Gnade vollendet, schritt dasselbe zur Erörterung der hl. Sakramente. Zuerst wurde die Verhandlung über die Sakramente im Allgemeinen und dann im Einzelnen geführt. Jedes Mitglied der Versammlung hatte das Recht, während einer Stunde das Wort zu führen, um seine Zweifel vorzubringen und seine Bedenken und Einwürfe geltend zu machen. Einzig für P. Laynez galt eine Ausnahme. Derselbe erörterte die schwierigsten Fragen mit solcher Klarheit und Ueberzeugung, daß das Concil ihm drei Stunden zum Sprechen einräumte.

Die Kirchenversammlung hatte bereits die hl. Sakramente der Taufe und Firmung berathen, als eine ansteckende Krankheit in Trient mit solcher Heftigkeit um sich griff, daß die Verhandlungen ausgesetzt werden mußten. Die letzte allgemeine Sitzung fand den 11. März 1547 in Trient statt. Die Väter der Synode wollten hierauf das Concil nach Bologna verlegen; viele derselben, und unter diesen auch die beiden Jesuiten, begaben sich in diese Stadt; bald aber stellten sich hier der Fortsetzung des Concils neue Hindernisse entgegen, Papst Paul III

starb und erst seinem Nachfolger Julius III gelang es, die allgemeinen Sitzungen der Kirchenversammlung in Trient den 1. Mai 1551 wieder zu eröffnen. Doch wurde die Zwischenzeit von den in Bologna anwesenden Vätern nicht fruchtlos zugebracht. In Partikularversammlungen beriethen dieselben die dogmatischen Fragen über das hl. Bußsakrament; Laynez entwickelte auch hier wieder so tiefe theologische Kenntnisse, daß ihm der Auftrag wurde, seine Ansichten über sämmtliche heiligen Sakramente niederzuschreiben und in einem ausführlichen Gutachten der Versammlung vorzulegen.

Bei der Wiedereröffnung der allgemeinen Sitzungen in Trient fanden sich 9 Erzbischöfe, 57 Bischöfe, mehrere Aebte und Generalvorsteher geistlicher Orden, viele Doktoren beider Rechte, eine große Anzahl Theologen und 9 Ambassadoren weltlicher Fürsten ein. Der neue Papst bestätigte die beiden Jesuiten Laynez und Salmeron als Gehülfen der Kardinallegaten und Wortführer des apostolischen Stuhls.

Ein Punkt, welchen die Neuerer am meisten angriffen, war die Lehre vom hl. Altarssakrament. Bei diesem Anlasse erklärte P. Laynez zum Voraus, daß die Dogmen des christlichen Glaubens nur durch die hl. Schriften und die Kirchenväter richtig ausgelegt werden können; um aber die Aussprüche der Kirchenväter und Kirchenlehrer richtig aufzufassen, müsse man die Schriften derselben ganz lesen. Er versicherte daher, daß er bei den dogmatischen Berathungen keine Stelle aus einem Kirchenvater oder Kirchenlehrer anführen werde, dessen Schrift er nicht ganz gelesen und aus dem er nicht alle Stellen ausgezogen hätte, welche über die wahre Anschauungsweise des Kirchenlehrers sicheren Aufschluß geben könnten. Bei der Erörterung über das hl. Altarssakrament führte nun Pater Laynez in seinem Vortrage die Aussprüche und Zeugnisse von nicht weniger als 36 Kirchenvätern und Kirchenlehrern an, und unter diesen auch den Alphons Tostat, dessen Schriften einzig

so zahlreich sind, daß beinahe ein ganzes Menschenleben zum Studium derselben nöthig wird*). Um den Umfang dieser Belesenheit und den eisernen Fleiß des Forschers gehörig zu würdigen, muß man bedenken, daß dazumal diese Werke durch die Buchdruckerei noch nicht allgemein verbreitet waren und oft in den Manuscripten selbst nachgelesen werden mußten. Dieser riesenmäßigen Anstrengung des Geistes unterlag aber auch die körperliche Kraft des Jesuiten; ein Fieber warf denselben auf das Krankenlager und hinderte ihn, den Concilienſitzungen beizuwohnen. Da gab die Kirchenversammlung dem gelehrten Wortführer des apostolischen Stuhls ein Zeugniß ihrer Anerkennung, wie es kaum jemals einem anderen Redner in einer berathenden Versammlung zu Theil ward: Die Väter der Synode, unter welchen sich die größten Theologen ihrer Zeit befanden, beschlossen, die feierlichen Sitzungen bis zur Genesung des Jesuiten auszusetzen. — So groß war der Eindruck, welchen sein Vortrag über das hl. Altarssakrament gemacht! Der berühmte Bischof Foskari von Modena gibt hierüber folgendes rühmliche Zeugniß: „Die Väter Laynez und Salmeron sprachen mit so glänzendem Erfolge gegen die Lutheraner über die Eucharistie, daß ich mich in Wahrheit glücklich fühle, mit diesen gelehrten und heiligen Vätern einige Zeit zusammenleben zu können.“

Die Berathungen des Concils gingen in Trient vorsichtigen, sicheren Schritts vorwärts: mit Ruhe und Bedächtlichkeit, wie es sich der Kirche Gottes geziemt, wurden die Verhandlungen geführt und so einem glücklichen Ziel entgegengesteuert: da erhob sich ein neuer Sturm gegen die versammelten Väter. Die Protestanten erkannten die ganze Tragweite der Kirchenversammlung von Trient; sie sahen, daß die katholische Kirche aus der-

*) Tostat war Bischof von Avila in Spanien im XV Jahrhundert. Derselbe erschien auf dem Concil von Basel, wo seine Gelehrsamkeit allgemeines Aufsehen erregte. Sein Hauptwerk ist ein Kommentar über die hl. Schrift.

selben gereinigt und gestärkt und wahrhaft durch Gottes Geist reformirt hervorgehen werde, während ihre eigenmächtige, durch Menschengeist geleitete sog. Reformation täglich des Menschlichen mehr hervorbrachte und statt dem versprochenen Aufblühen vielmehr den Verfall des christlichen Glaubens nach sich zog. Statt aber im Bekenntniß dieser Ohnmacht sich der liebevollen Mutterkirche wieder zu nähern, suchten sie vielmehr diese selbst zu stürzen und einen Angriff auf das Leben derselben zu wagen. Aufgereizt durch Moriz von Sachsen und unterstützt von dem verblendeten König Franz I, erhoben sich die Protestanten im April 1552 gegen Kaiser Karl V, sammelten eine Armee, eroberten Ausburg, bedrohten Innsbruk, wo der Kaiser seinen Hof hielt und richteten ihre Blicke bereits nach Trient, dem Sitz des ihnen verhaßten Concils. Um den Wechselfällen des Kriegs und einem gewaltsamen Anfall der protestantischen Armee zu entgehen, mußte Papst Julius III die Sitzungen abermals vertagen; die Bischöfe Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Italiens kehrten in ihre Diözesen zurück und so war die große Kirchenversammlung zum zweitenmal unterbrochen.

Die dritte Wiedereröffnung des Concils von Trient geschah den 18 Januar 1562 unter Papst Pius IV, welcher in der Zwischenzeit Julius III auf dem apostolischen Stuhle nachgefolgt war. Diese Wiedereröffnung ist die glänzendste von Allen. 33 Erzbischöfe, 237 Bischöfe, 12 Aebte, 8 Ordensgenerale, eine unzählige Menge Theologen und Doktoren aller Fakultäten, 11 Gesandte weltlicher Fürsten verherrlichten dieselbe durch ihre Gegenwart. Den Vorsitz führte der ausgezeichnete Kardinal-Legat Herkules von Gonzaga; Laynez und Salmeron waren auch vom neuen Papst Pius IV in ihrer ehrenvollen Sendung bestätigt worden.

Zur Zeit als die Sitzungen des Concils wieder begannen, befand sich jedoch nur P. Salmeron und der aus Deutschland herbeigerufene P. Canisius in Trient; Laynez war noch in

Frankreich, wo er zu Passy eine Konferenz mit Theodor Beza und den übrigen Führern des Kalvinismus hielt. Laynez bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um die Kalviniſten zu überzeugen, daß Pflicht und Ehre ihnen gebieten, ebenfalls nach Trient zu gehen und da vor dem Concil, auf das sie sich so oft berufen, zu erscheinen, „damit die Geschichte sie nicht einst beschuldige, zu einer Zeit, wo die Abhaltung eines Concils unmöglich schien, sich auf dasselbe berufen zu haben, dann aber zur Zeit, wo dasselbe zu Stande kam und sie erwartete, fern geblieben zu sein.“ Beza fühlte das Schlagende dieser Aufforderung; allein er fühlte auch die Schwäche seiner Sache und die Unmöglichkeit, seine Sätze vor der gelehrten Synode mit Erfolg zu vertheidigen; er lehnte daher die Aufforderung beharrlich ab, und Laynez eilte einzig auf die wiederholt dringende Einladung der bereits versammelten Väter nach Trient.

Während der Unterbrechung des Concils war P. Laynez an die Stelle des verstorbenen Stifters der Gesellschaft Jesu zum Ordensgeneral ernannt worden. Bei seinem Wiedereintritt in die Kirchenversammlung nahm er seinen Platz als der letzte der Ordensgenerale. Dies wollten aber die Cardinallegaten nicht dulden, sie gaben ihm den Vorrang vor den übrigen Ordensvorstehern und als Laynez sich diesem Ansinnen beharrlich widersetzte, wies ihm das Concil selbst einen Platz auf der Bank der Bischöfe an. Das Concil wollte in Laynez die ganze Gesellschaft Jesu ehren und derselben ein öffentliches Zeichen ihrer Anerkennung geben. Schon hatte Karl Borromeo an den Vorsteher des Concils geschrieben: „Es ist überflüssig, die Gründe zu entwickeln, wegen welcher der hl. Vater die Gesellschaft Jesu mit seiner Liebe beehrt und wegen welcher er deren Verbreitung in allen katholischen Ländern wünscht. Um die Vorurtheile, welche gegen diese Gesellschaft hie und da obwalten, zu beseitigen, wünscht Seine Heiligkeit, daß das Concil bei einem geeigneten Anlaß von dieser Gesellschaft ehrenhafte Erwähnung thue und dadurch dieselbe empfehle. Diese Väter sind, wie Ihr selbst wisset, dem apostolischen Stuhl sehr

ergeben und ich bin ihr Beschützer. Seid daher überzeugt, daß Alles, was Ihr zu Gunsten derselben thut, mich freut, als hättet Ihr es mir gethan. Ich ersuche Euch, diese Väter unter Eueren persönlichen Schutz zu nehmen"*). Deßwegen hat denn auch das Concil den neuen Jesuitengeneral schon bei seinem Eintritt ausgezeichnet und in den daherigen Akten bereits die Gesellschaft Jesu ein Institut genannt, „welches in einer Menge christlicher und heidnischer Länder zum großen Nutzen der Seelen arbeite, und dessen Wirken sich des göttlichen Schutzes und Segens erfreue."

Die Kirchenversammlung war mit der Berathung über das hl. Meßopfer beschäftigt, als P. Laynez in Trient anlangte Die versammelten Väter wünschten, die Ansichten des ausgezeichneten Theologen über diesen hochwichtigen Punkt zu vernehmen; ohne ihm längere Zeit zur Vorbereitung zu gestatten, forderten sie ihn auf, sofort seinen Vortrag zu halten. Gewöhnlich sprachen die Redner von ihrem Sitze aus, Laynez aber wurde von dem Kardinallegaten angewiesen, bei diesem Anlasse auf eine Bühne zu steigen, damit die große Zahl der anwesenden Prälaten und Gelehrten jedes Wort desselben vernehme.

Laynez erschien auf dem Katheder; sein Anblick war ausdrucksvoll und einnehmend, unter der hohen Stirne glänzten seine großen, geistvollen Augen, auf den Lippen ruhte ein freundliches Lächeln, Ernst und Liebe strahlte aus seinem ganzen Antlitz. Die bleiche Gesichtsfarbe und die hagere Gestalt zeugten von den unermüdlichen Arbeiten und dem eisernen Fleiß des durch die Reisebeschwerden mehr als je angegriffenen Mannes. Vor der hohen Versammlung, der gelehrtesten der gesammten Welt stehend, sprach Laynez während dritthalb Stunden mit solcher Klarheit und Bestimmtheit über die wichtigsten Punkte des vorliegenden katholischen Dogmas, löste mit solcher Gewandtheit und Sicherheit jede Schwierigkeit und jeden Einwurf, daß sich am Schlusse seines mit heiliger Stille angehörten Vortrags im ganzen Concil nur eine Stimme des Beifalls erhob.

*) Briefe des Kardinals Karl Borromeo d. d. 11. Mai 1562

Laynez hatte sich als vollendeter Redner und Kontroversist bewährt, wird er sich aber auch als „unabhängiger Geist" auszeichnen? Wird der „päpstliche Theolog und Wortführer", wird der „General der Gesellschaft Jesu" es wagen, seine persönliche Meinung zu verfechten, wenn diese mit den Wünschen des päpstlichen Stuhles oder angesehener Bischöfe nicht übereinstimmen sollte? Auf diese Frage waren die Bewunderer wie die Gegner des Jesuiten längst gespannt: endlich zeigte sich ein Anlaß zur Lösung derselben. Bei der Berathung über das Sakrament der Ehe waren die versammelten Väter über die Heiligkeit und Unauflöslichkeit dieses Sakraments einig, nur über die Mittel, wie diese Heiligkeit zu wahren, zeigten sich verschiedene Ansichten. Namentlich waltete Verschiedenheit über die Maßregeln, welche am besten zur Verhütung der geheimen Ehen führen sollten. Der apostolische Stuhl und mit ihm die ersten französischen und spanischen Bischöfe machten den Vorschlag, die Eingehung einer geheimen Ehe als ein Ehehinderniß zu erklären, so daß also zwei Personen, welche im Geheimen ohne Zeugen und ohne priesterliche Einsegnung sich mit einander verbunden, später keine rechtliche Ehe mehr mit einander schließen könnten. Dieser Ansicht huldigten nicht alle Prälaten; Bedenklichkeiten verschiedener Art wurden gegen eine solche Schlußnahme geltend gemacht. Da ergriff auch Laynez das Wort. Die Handschrift dieser seiner Rede ist noch vorhanden; allein um dieselbe zu lesen, bedarf man ganzer Stunden zur Entzifferung, so unleserlich ist seine Schrift. Der Jesuit sprach sich offen und unumwunden gegen den Vorschlag des apostolischen Stuhls aus. Er zeigte, daß die Eingehung einer geheimen Ehe, so gefährlich und schädlich sie auch für das sittliche und bürgerliche Wohl sein könne, dennoch ihrer Natur nach kein Verbrechen bilde und daher auch nicht wie ein Verbrechen geahndet werden dürfe. Das vorgeschlagene Mittel führe schwerlich zu seinem Zwecke, denn wenn man auch den Personen, welche eine geheime Ehe eingegangen, es unmöglich mache, sich später rechtmäßig mit einander zu verehelichen, so schneide man da-

durch das Uebel doch nicht ab und fördere vielmehr ein fortwährendes Sündenleben. Es sei daher besser, die Formen weniger streng zu machen, die Schließung der rechtmäßigen Ehe zu erleichtern. Allerdings könnte dadurch hie und da der Fall eintreten, daß Söhne großer Familien sogenannte Mißehen eingehen würden: allein das Evangelium dringe vor allem auf die Sittlichkeit und auf diese habe die Kirche in erster Linie das Auge zu richten. Laynez' muthige Einsprache hatte zur Folge, daß die Angelegenheit der geheimen Ehen nicht unter die dogmatischen Punkte aufgenommen, sondern auf dem Wege der Disciplinarverordnungen zweckmäßig gelöst wurde.

Bald folgte ein noch wichtigerer, kritischerer Punkt: es handelte sich um die Frage, ob die Gewalt der Bischöfe unmittelbar oder nur mittelbar von Gott stamme, ob die Bischöfe ihre Vollmacht durch Vermittlung des Papsts oder unmittelbar von Gott erhalten? Es versteht sich von selbst, daß die Lösung dieser vielbestrittenen, die Bischöfe persönlich berührenden Frage nicht nur an und für sich große Hindernisse bot, sondern daß die Art und Weise, wie die beiden Jesuiten in derselben auftraten, gewaltigen Einfluß auf den Fortgang der Gesellschaft Jesu haben konnte. Laynez und Salmeron sprachen mit Hintenansetzung jeglicher Nebenrücksicht einfach vom theologischen Standpunkte aus so unumwunden, daß ihre geistige Unabhängigkeit allgemeine Anerkennung fand. Laynez unterschied in den Bischöfen die Weihegewalt (potestas ordinis) und die gerichtsbarliche Gewalt (potestas jurisdictionis). Dann stellte er den Satz auf: Die bischöfliche Weihegewalt komme unmittelbar von Gott nach göttlichem Recht in unveränderter Weise den mit dieser Würde bekleideten Individuen zu; die bischöfliche Jurisdictionsgewalt komme zwar, wie jede Gewalt im Allgemeinen, auch von Gott, aber werde nur mittelbar, durch Vermittlung des Papsts übergeleitet. Die Worte: „was ihr binden und lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein", hat Christus zuerst an alle Apostel und in ihnen an ihre Nachfolger gerichtet, und dadurch ihnen die Weihegewalt rücksichtlich der

sakramentalischen Absolution selbst verliehen. Dann erst aber habe der Herr der also gegründeten Hierarchie ein Oberhaupt gegeben mit den Worten: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer;" Worte, welche an Petrus und durch ihn an die Gesammtheit der Apostel gerichtet waren, indem Petrus die ganze Heerde nicht allein für sich weiden konnte, und daher sich der Beihülfe der Andern bedienen sollte. Die Weihegewalt der Bischöfe komme daher unmittelbar, die Jurisdictionsgewalt dagegen nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar von Gott, insoweit nämlich der Papst als oberster Hirt diese denselben übertragen. — Laynez Ansicht wurde von dem Kardinal von Lothringen und den französischen und spanischen Bischöfen heftig bestritten; sie behaupteten, die Gewalt der Bischöfe stamme in jeder Beziehung unmittelbar von Gott; allein das Concil, den wichtigen Gründen des P. Laynez Rechnung tragend, beschloß: „in die Kanones nur den allgemeinen Schluß aufzunehmen: daß die Bischöfe vermöge der Einsegnung Christi göttlich ordinirt seien; bezüglich der Einsegnung in die Jurisdictionsgewalt dagegen nichts zu bestimmen;" *) Laynez Rede über die gischöfliche Gewalt wurde allgemein als sein Meisterwerk bezeichnet, und in den Archiven des Vatikans niedergelegt; der Kardinal von Lothringen selbst nannte dieselbe einen Meisterschuß für die Rechte des Papsts, die Kardinallegaten riefen in offener Sitzung aus: „Der apostolische Stuhl schuldet diesem Mann unermeßlichen Dank für das, was er in einem einzigen Tag geleistet hat" **).

Während das Concil seine wichtigen Schlußnahmen faßte, fiel der Vorstand desselben, Kardinallegat Herkules von Gonzaga gefährlich krank. Auf dem Todbette berief er den

*) Vergl. Philipps und Görres Hist. polit. Blätter (XVI. Band V. Heft.)

**) Laynez Rede wurde von dem abtrünnigen Mönche Sarpi (Fra Paolo) in seiner Geschichte des Trienter-Concils höchst entstellt und verfälscht mitgetheilt. Pallavicini theilt mehrere getreue Bruchstücke aus derselben mit; diese sind mit Sarpis Angaben in beständigem Widerspruch.

P. Laynez zu sich; durch ihn wollte er Stärkung zum Uebergang in das ewige Leben erhalten, in seinen Armen den letzten Lebenshauch ausathmen. Dieses bis in den Todeskampf dem Jesuiten bewiesene Zutrauen war ein glänzendes Zeugniß für dessen Würdigkeit; das ganze Concil war Augenzeuge, wie sein Verstand im letzten Lebensmoment Trost bei dem suchte und fand, welcher so oft im Leben ihn mit Rath und That unterstützte.

In den letzten Sitzungen handelte es sich noch um die Reform des Klerus. Das Bedürfniß einer besser gebildeten, sittlichen, seeleneifrigen Geistlichkeit war allgemein gefühlt; wie aber zu diesem Zwecke gelangen? Bei den Berathungen gingen die geachtetsten Concilienväter gerade auf den wunden Fleck; sie drangen mit aller Kraft ihrer Ueberzeugung auf eine bessere Erziehung, als dem einzig wirksamen Mittel, eine bessere Geistlichkeit und durch diese ein besseres Volk zu erhalten. Diese bessere Erziehung aber glaubten sie am geeignetsten durch die kräftige Unterstützung und Verbreitung der Gesellschaft Jesu zu erzielen. Sie forderten daher nachdrücklich auf, überall Seminarien und Kollegien zu gründen und hiezu die Mithülfe der Gesellschaft Jesu in Anspruch zu nehmen. — Die um ihre Ansicht angefragten Gesandten der weltlichen Fürsten stimmten mit diesem Vorschlag überein. Graf de Luna, Gesandter Philipps II, welcher sowohl Deutschland als die Halbinsel gründlich kannte, erklärte: „Ich kenne keine andern Mittel, um die gewünschte Reform zu erzielen, als: machet gute Prediger und verbreitet soviel möglich die Gesellschaft Jesu.“ Die nämliche Antwort gab Polens Gesandter, Kommendon, in einem schriftlichen Bericht, welcher nach Rom gesandt wurde. Die Vertreter des Kaisers aber erklärten: „Die Einführung der Reform unter der Geistlichkeit Deutschlands wird auf viele Hindernisse stoßen; aber die Jesuiten haben bereits in Deutschland den Beweis geleistet, daß man die Hoffnung keineswegs aufgeben darf. Durch ihren rechtschaffenen Lebenswandel, durch ihre Predigten, durch ihre Schulen haben sie die katholische Religion erhalten und erhalten

dieselbe fortwährend. Darum liegt es außer Zweifel, daß man durch die Errichtung vieler solcher Kollegien und Gymnasien unglaubliche Früchte ernten wird; aus diesen Schulen werden für die Kirche eine Menge nützlicher Arbeiter hervorgehen. Aber es ist Zeit, daß man Hand an das Werk legt und beginnt."

So wurde der Gesellschaft Jesu in dem Concil und durch das Conzil eine außerordentliche Anerkennung und nachhaltige Unterstützung zu Theil.

Die Sitzungen der Kirchenversammlung wurden unter Gottes Lob und der Menschheit Dank den 4. Dezember 1563 feierlich geschlossen. Durch dieselbe hat die christliche Kirche die Einheit und Reinheit des Glaubens bewahrt, Sitte und Zucht in Geistlichkeit und Volk erneuert und so eine wahrhafte Reform ein- und durchgeführt, deren segensreiche Früchte wir nach drei Jahrhunderten noch fort und fort wahrnehmen und einernten. Ein nicht kleiner Theil der Concilienarbeiten fällt aber auf die beiden Jesuiten Laynez und Salmeron; nicht nur die Kirche, sondern die gesammte christliche Menschheit ist denselben hiefür zum ewigen Dank verpflichtet.

Nach dem Schlusse des Concils kehrte der Jesuitengeneral Laynez nach Rom zurück; Papst Pius IV wollte ihn mit dem Purpur schmücken, er aber zog vor, als Jesuit zu sterben. Kaum hatte derselbe ein Jahr wieder in der Hauptstadt der katholischen Christenheit zugebracht, so rief ihn die göttliche Vorsehung zur Belohnung seiner vielfältigen Verdienste in ein besseres Leben. Laynez, der zweite General der Gesellschaft Jesu, starb den 19. Jenner 1565, im 53. Altersjahr. — Sein Gefährte P. Salmeron erwarb sich nach Beendigung des Concils als Prediger und Kontroversist große Verdienste um die Religion und die Kirche Christi; im Auftrage des apostolischen Stuhls und seines Ordens durchwanderte er Italien, Deutschland, Polen und Frankreich; als päpstlicher Nuntius ging er selbst nach Irland und wirkte überall mit sichtbarem Erfolge für die Erhaltung des katholischen Glaubens. Später kehrte er nach Italien zurück, wurde zum Vorsteher der neapo-

litanischen Provinz ernannt und starb in dem von ihm gegründeten Kollegium zu Neapel im Jahr 1585. Beinahe 70 Jahre alt, hatte Salmeron den Herbst seines Lebens verwendet, um die Religionswahrheiten, welche er so oft auf der Kanzel vorgetragen und in Disputationen vertheidigt, schriftlich zu erörtern. Sechzehn Bände theologischer Werke sind ein bleibendes Zeugniß seiner tiefen Kenntnisse und seines eisernen Fleißes*). So endeten die beiden tridentinischen Wortführer der Gesellschaft Jesu.

*) Die Werke Salmerons sind zuerst in Madrid und Mantua im Jahr 1597 und dann zu Brixen im Jahr 1561 vollständig erschienen. Dieselben bilden eine beinahe vollständige Erklärung sämmtlicher hl. Schriften.

Franz von Borgia,

Herzog von Gandia (in Spanien), Ordensgeneral.

Eine der bekannteren Familien Spaniens ist unstreitig die der Borgia. Dieselbe leitet ihren Stamm von Ramiro, erstem Könige Aragoniens her; mit dem königlichen Geschlechte von Neapel und Frankreich stund sie wiederholt in verwandtschaftlichen Verbindungen, zwei Glieder ihres Stammes — Calixt III und Alexander VI — saßen auf dem päpstlichen Throne. Im 15. Jahrhundert gelangte sie zum Besitz des Herzogthums Gandia in Spanien und des Herzogthums Benevent in Italien, theilte sich in mehrere Zweige und spielte sowohl in Spanien als Italien eine hervorstehende, oft rühmliche, oft aber wenig rühmliche Rolle.

Aus dieser Familie stammt Franz Borgia. Sein Vater war Johannes, der dritte Herzog von Gandia, seine Mutter Johanna, Herzogin von Aragonien; seine Geburt fällt in das Jahr 1510. Als Erstgeborner war Franz zur künftigen Regierung des Herzogthums bestimmt; zu diesem hohen Berufe wurde der Knabe herangebildet. Die erste Erziehung erhielt er unter der Leitung seiner frommen Mutter, und die Schule, in welcher die Mutter die Lehrerin ist, wird mit Recht die bessere genannt; ein Hofmeister ertheilte ihm nebenbei Unterricht in der lateinischen Sprache und in den Anfangsgründen der Wissenschaften.

Kaum hatte Franz das zehnte Altersjahr zurückgelegt, so verfinsterte sich der Himmel und Sturmwolken sammelten sich auf seinem Haupte. Eine rasche Krankheit raffte die Mutter dahin und beraubte den Knaben des schützenden Engels; bald

darauf brachen Unruhen im Herzogthum aus, die Aufständischen bemächtigten sich der Hauptstadt durch einen Handstreich, Herzog Johann entrann mit genauer Noth und der Erstgeborne konnte nur durch die Geistesgegenwart seines Hofmeisters vor ihrer Wuth gerettet werden. Auf heimliche Weise führte der Lehrer den Zögling aus der Stadt, eilte dem Meere zu, bestieg mit ihm einen Kahn und gelangte so glücklich über die Grenzen. Während nun der Herzog seine Getreuen wieder sammelte, die Aufständischen mit Gewalt angriff, dieselben glücklich zurückschlug und sich wieder in den Besitz seines Landes setzte, weilte Franz bei seinem mütterlichen Oheim, dem Erzbischof von Saragossa. Dieser gewann zu dem Knaben eine solche Liebe, daß er selbst die Erziehung desselben leiten wollte, mit Erlaubniß des Herzogs denselben mehrere Jahre bei sich in Saragossa behielt und ihn in der Philosophie und in den schönen Künsten und Wissenschaften heranbilden ließ.

Als Franz seine standesgemäße Bildung vollendet, führte ihn sein Vater an den Hof Karls des V., dieses Namens unter den römischen Kaisern und des I. unter den spanischen Königen. Mitten unter der Blüthe des Adels zeichnete sich hier der junge Borgia durch Geistesschärfe, ritterliches Wesen und tugendhaften Sinn so vortheilhaft aus, daß der Kaiser den fünfzehnjährigen Jüngling mit seiner Freundschaft beehrte, denselben an seinen Lieblingsstudien in der Mathematik und Astronomie theilnehmen ließ und oft stundenlang mit ihm den Lauf der Himmelsgestirne beobachtete und berechnete. Auch Elisabeth, des Kaisers Gemahlin, beglückte den Jüngling mit ihrer Gewogenheit, sie zeichnete ihn vor Allen durch Wohlwollen aus und gab ihm ihre innigste Freundin, die schöne und gute Eleonora de Castro zur Gemahlin. Am Tage der Trauung erhob der Kaiser den jungen Ehemann zum Markgrafen von Combai und schenkte ihm eine der ersten Hofstellen mit einem jährlichen Einkommen von 14,000 Goldstücken. Welchem Sterblichen würde bei einem solchen Glück nicht geschwindelt haben? Nicht so Franz Borgia. Mitten in seiner glänzenden Laufbahn

vergaß er nie die guten Lehren seiner seligen Mutter, nie die Zusprüche seines erzbischöflichen Oheims; er blieb in Allem und vor Allem Gott und seiner Pflicht getreu. Einen glänzenden Beweis dieses christlich-ritterlichen Sinnes gab er im folgenden Jahre 1536. Kaiser Karl, in Krieg mit König Franz von Frankreich verwickelt, lud die spanischen Fürsten ein, ihm in diesem Feldzuge mit ihrem Gefolge beizustehen. Auf des Kaisers Ruf entriß sich Franz den Armen seiner jungen Gemahlin und eilte in das kaiserliche Hauptlager, wo Karl sich seines Raths über den Kriegsplan bediente. Im Feldzug zeichnete sich der junge Borgia durch ritterliche Tapferkeit aus, seinem unerschrockenen Muthe verdankten die kaiserlichen Truppen großentheils die Einnahme von Neus. Karl V wußte das Verdienst des jungen Helden zu schätzen; nach glücklich beendetem Kriege gab ihm der Kaiser den ehrenvollen Auftrag, der Kaiserin Elisabeth die Friedensbotschaft nach Spanien zu bringen.

Borgia blieb nun einige Jahre im besonderen Dienste der Kaiserin. Die Mußezeit, welche ihm der Hofdienst und die Pflege seiner Familie überließ, widmete er der Jagd und der Musik; durch jene stärkte er den Körper, durch diese heiterte er den Geist auf; nie war Borgia zu bewegen, am Spiele Theil zu nehmen, denn im Spiel — sagte er — macht der Mensch immer einen vierfachen Verlust, er verliert „Zeit, Vermögen, Frömmigkeit und Gewissen".

Das Jahr 1539 begann für Spanien besonders festvoll. Der Kaiser versammelte in Toledo die Dynasten und Großen Kastiliens, sowie die Abgeordneten der Städte, und hielt mit denselben einen Reichstag. Feste drängten sich auf Feste; Karl V, mit den Großen wegen dem Steuerbezug etwas zerfallen, wollte dieselben durch glänzende Hoffeste gewinnen und seiner kaiserlichen Huld versichern. Jagden, Ritterspiele und Tourniere wechselten mit einander, kein spanischer Großer wußte sich so glänzender Zeiten zu erinnern. Da fiel ein Blitz vom heiteren Himmel. Eine plötzliche Krankheit raffte die neunundzwanzigjährige Kaiserin unerwartet aus dem Kreise der Lebenden. Mit

einem elektrischen Schlag trat an die Stelle der Freude die Trauer, wo soeben noch die Trompete zum Ritterspiel gerufen und rauschende Fanfaren ertönten, da herrschte nun die Stille des Todes. Franz Borgia erhielt vom Kaiser den Auftrag, die Leiche der Elisabeth nach Granada zu geleiten und dieselbe allda in der Gruft der spanischen Könige beizusetzen. Bevor die Versenkung in die Gruft erfolgte, mußte Borgia gemäß seines Amtes noch einmal den Sarg öffnen und sich von der Aechtheit der königlichen Leiche überzeugen. Wer malt das Entsetzen des jungen Mannes? Auch nicht einen Zug erkennt er wieder in dem entstellten Antlitz seiner schönen Gebieterin. Wo Liebesreiz und Anmuth so eben geprangt, da zeigt sich nun nur das Bild der Häßlichkeit und Zerstörung, die Verwüstung ist so gräßlich, daß Borgia erklärt: „er habe alle Ursache, diese Leiche als die der Kaiserin anzuerkennen, allein dieselbe als solche zu erkennen, sei ihm unmöglich". Der Eindruck, welchen dieser Anblick auf den Markgrafen machte, war unzerstörlich; er, der im Schlachtgewühl mit dem Tode geliebkoset, konnte jetzt des Schauders vor des Todes Bild sich nicht erwehren; er eilte zum Kaiser nach Toledo und bat ihn mit thränenden Augen um die Entlassung aus dem Hofdienst, um in stiller Zurückgezogenheit über die Nichtigkeit der irdischen Größe nachdenken und sich im Schooße seiner Familie ganz dem Dienste Gottes widmen zu können. Karl, im Inneren seines Herzens die gleiche Nichtigkeit fühlend, den gleichen Wunsch theilend, konnte jedoch der Dienste des getreuen Freundes nicht entbehren; er behielt denselben einige Monate bei sich und ernannte ihn dann zum Vicekönig von Katalonien.

Wider seinen Willen in einen neuen hohen Wirkungskreis geworfen, verabschiedete sich Franz Borgia vom Kaiser, der ihn bei der Trennung noch mit dem Ritterkreuz des hl. Jakobs-Ordens beehrte und eilte im Jahr 1540 nach Barcellona, um da im Gewimmel der Geschäfte das Gleiche zu thun, was er in der Einsamkeit zu vollbringen wünschte, nämlich Gott zu dienen. Wie ein Vater sorgte der Vicekönig für seine Unterge-

benen. Wurde irgendwo das Recht verletzt, so fand die Stimme der Unschuld bei ihm Schutz; hatte Zwietracht sich eingeschlichen, so trat er als Friedensbote zwischen die streitenden Theile; für Arme und Dürftige hatte er stets Hülfe und Unterstützung: aber den Verbrecher verfolgte er mit dem Schwerte der Züchtigung und den Bösewicht strafte er mit Strenge. So gewann Katalonien unter seiner Verwaltung bald ein verändertes Aussehen; die durch Räubereien und allerlei Unfug früher schwer heimgesuchte Provinz zeichnete sich bald durch ihre öffentliche Sicherheit aus und die Katalonier konnten Gott und dem Kaiser nicht genug danken, daß er ihnen, wie sie sich ausdrückten, — einen „Heiligen" zum Vicekönig gesandt.

Bereits vier Jahre stund Borgia auf solche Weise dem Königreich von Katalonien vor, da rief die Vorsehung seinen Vater Johann in das bessere Leben und Franz übernahm als Erstgeborner im Jahr 1544 die Regierung des Herzogthums von Gandia. Herzog Franz bezeichnete den Antritt seiner Herrschaft mit der Erbauung eines Spitals; würdig eines christlichen Fürsten, widmete er der leidenden Menschheit seine erste Aufmerksamkeit! Hierauf untersuchte Franz genau die Bedürfnisse des Herzogthums und steuerte denselben nach Kräften. Schon in dem ersten Jahre seiner Regierung umgab er die Hauptstadt mit Festungswerken und besetzte dieselben mit Kanonen, um so Gandia gegen die häufigen Ueberfälle der Seeräuber zu schützen. Auch das herzogliche Schloß ließ er vergrößern und herstellen und dadurch der Stadt ein schöneres Ansehen geben. Noch mehr aber war seine Aufmerksamkeit auf den geistigen und sittlichen Fortschritt seiner Untergebenen gerichtet. Bereits in Barcellona hatte Franz die Bekanntschaft mit Anton Araozius, einem Jünger des Ignaz von Loyola, gemacht und sich bei demselben über den Zweck und die Bestimmung der neu gestifteten Gesellschaft Jesu erkundigt. Borgia's tief blickender Geist sah in dem Institut des hl. Ignaz ein kräftiges Mittel zur religiösen und geistigen Besserung der Menschheit und er beschloß daher, dasselbe sofort in sein Her-

zogthum zu verpflanzen. Das einmal Erfaßte schnell vollführend legte der neue Herzog den Grundstein zu einem Kollegium der Gesellschaft Jesu in Gandia und beschenkte dasselbe mit reichlichen Vergabungen.

Das folgende Jahr (1545) barg in seinem Schooße die härteste Prüfung für Borgia. Er verlor, was ihm das Theuerste auf Erden war: — eine schmerzliche Krankheit raubte Eleonora von der Seite des Gatten und der acht hoffnungsvollen Kinder, mit welchen der Himmel die glückliche Ehe gesegnet. Franz ertrug diesen Schlag mit bitterem, jedoch christlichem Schmerz, er küßte mit blutendem Herzen die Hand der Vorsehung, welche seine geliebte Eleonora in das bessere Vaterland — ihm voran — geführt. Der Verlust der Lebensgefährtin erweckte in dem Herzog mehr als je den längst gehegten Entschluß, sich von der Welt zurückzuziehen; nur der Blick auf die mutterlosen Kinder, welche seiner Leitung mehr als je bedurften, sowie die Pflicht, für das Wohl seiner Untergebenen zu sorgen, konnten ihn von diesem Schritte zurückhalten. In seinem Herzen betrachtete sich der Herzog jedoch bereits als von der Welt geschieden und nach dieser Anschauungsweise richtete er auch seit dem Todestage der Gemahlin seinen ganzen Lebenswandel; mitten in der Hauptstadt seines Fürstenthums, mitten im Getriebe der Staats- und Familiengeschäfte war der Herzog ein Einsiedler. Alle seine Augenblicke und alle seine Mittel waren der Wohlfahrt seiner Kinder und Untergebenen geweiht. Nicht nur erhob er das Kollegium zu Gandia mit Zustimmung des Papsts und des Kaisers zu einer blühenden Universität, sondern auch in Alcala, in Toledo, in Sevilla, in Saragossa und andern spanischen Städten stiftete er Kollegien für die Gesellschaft Jesu, oder unterstützte deren Errichtung durch reichliche Beiträge. — Er selbst machte die geistlichen Exerzitien nach der Anleitung des hl. Ignaz, und fühlte in Folge dieser geistigen Betrachtungen in seinem Herzen einen solchen Drang zum klösterlichen Leben, daß er den festen Entschluß faßte, diesem inneren Trieb zu folgen und mit Gott dem Herrn über den zu wählenden

Orden zu Rathe zu gehen. Borgia schwankte zwischen dem Institut des hl. Franziskus und dem des hl. Ignaz; anfangs fühlte er sich zu ersterem hingezogen; nach reiflicher Ueberlegung seiner besonderen Verhältnisse gelangte er jedoch zur Ueberzeugung, daß er Gott und seinen Mitmenschen in der Gesellschaft Jesu größere Dienste leisten könnte. Schon im Jahr 1547 trat er zu diesem Zwecke mit Ignaz von Loyola in briefliche Unterhandlung, allein dieser sah in der Aufnahme eines so großen, mächtigen Herrn nicht wenig Gefahr für seine junge Gesellschaft. Er suchte den Eifer des Herzogs durch Zögerung zu prüfen und als dieser in seinem Entschlusse verharrte, gab ihm Ignaz nur unter der Bedingung die Zusage, daß er vor seinem öffentlichen Eintritt in den Orden die Erziehung seines Erstgebornen vollende, diesem die Regierung des Herzogthums übertrage und alle seine Familien- und Herrschaftsverhältnisse in Ordnung stelle. Franz Borgia beeilte sich nun, die Ausbildung seines Sohnes Karl möglichst zu befördern; nebenbei verlegte er sich auf das Studium der Theologie, um bei seinem öffentlichen Eintritt in den Orden sofort durch priesterliche Wirksamkeit nützlich zu sein.

Im Jahr 1550 berief Ignaz von Loyola die durch Wissenschaft und Erfahrung ausgezeichneteren Mitglieder seiner Gesellschaft nach Rom, um mit denselben über die Verfassung und Organisation des Instituts sich zu berathen. Aus Spanien wurden berufen Arozius, Vorsteher der Provinz, Oviedus, Rektor von Gandia, die Patres Tablares, Sa, Roras, Strada und Miron. Dieser Reisegesellschaft schloß sich — — der Herzog Franz mit seinem Sohn Johann an.

Es war im Herbst 1550 als der Herzog die Pilgerfahrt antrat. Die edelsten Ritter gaben ihm und seinen Genossen das Geleit zum Abschiede, unter feierlichem Psalmengesang verließ Franz seine Stadt. Die Reise war eine wahre Bußübung. Den Tag begannen die Pilger mit einem langen Gebet, dann wurde das hl. Meßopfer dargebracht, bei welchem der Herzog täglich die hl. Kommunion empfieng. Des Tages speis-

ten sie nur einmal, auf dem Wege erbauten sie sich durch fromme Gespräche und Betrachtungen und selbst die Ruhe der Nacht wurde durch Gebet und Bußwerke unterbrochen. Also gelangte die fromme Karavane bis zur Stadt des Apostelfürsten. Herzog Borgia wollte seinen Einzug ganz im Stillen halten, allein die Kunde seiner Ankunft war ihm zuvorgeeilt, mehrere Kardinäle, sowie der kaiserliche Gesandte Colonna eilten ihm mit einem zahlreichen Gefolge der edelsten Ritter vor die Thore entgegen und führten den fürstlichen Pilger in feierlichem Geleite in Rom ein. Der Papst ließ dem Herzog eine Wohnung in seinem Palaste anbieten; die Kardinäle stritten sich um seinen Besitz, allein Borgia wendete sich zum Hause der Gesellschaft Jesu und bezog da mit seinem Sohne und Gefolge einige ärmliche Zimmer. Ignaz von Loyola empfieng seinen herzoglichen Gast bei der Pforte des Hauses; beim ersten Anblick warf sich der Herzog vor dem Ordensgeneral als seinem geistlichen Vater nieder, küßte und umarmte ihn wiederholt und bat um den Segen; Ignaz aber, zu Freudenthränen gerührt, preßte den Pilger an seine Brust und segnete ihn mit dem Gefühle eines Vaters, der den längst erwarteten Sohn endlich an sein Herz drückt.

Nachdem Borgia von den Reisebeschwerden ausgeruht, wurde er Se. Heiligkeit dem Papst vorgestellt. Julius **III** zollte dem frommen Sinn des Herzogs von Gandia volle Anerkennung, lobte seinen Eifer für die Beförderung der katholischen Religion, nannte ihn ein Vorbild der christlichen Fürsten und ertheilte dem geliebten Sohne den apostolischen Segen. Beim Austritt aus dem päpstlichen Gemache umgab eine zahlreiche Schaar Kardinäle und Würdenträger der Kirche den tiefgerührten Herzog und brachten dem frommen Pilger ihre Huldigung dar. Hierauf besuchte Borgia die Grabstätte des Apostelfürsten und die heiligen Orte Roms und vereinigte seine Römerfahrt durch eine Stiftung von 6000 Dukaten zu Gunsten des neu zu errichtenden **Collegium Romanum**. Mit dem hl. Ignaz von Loyola aber trat er in Berathung über die innersten Zustände seiner Seele,

ihm eröffnete er die tiefsten Falten seines Herzens, ihn bat er dringend und flehend endlich um das Ordenskleid. Ignaz hatte den Herzog Jahre lang geprüft, und standhaft gefunden, er glaubte daher seinem öffentlichen Eintritt in die Gesellschaft Jesu keine ferneren Hindernisse setzen zu sollen und sagte ihm endlich das vieljährige Gesuch zu. Hocherfreut sandte Franz Borgia sogleich einen Vertrauten an Kaiser Karl nach Deutschland, um von ihm die Uebertragung des Herzogthums Gandia an seinen Erstgebornen zu erhalten, er selbst aber pilgerte, gestärkt durch den Segen des Papsts und des Ordensgenerals, nach Spanien zurück, um da den Herzogsmantel mit dem Ordenskleid zu vertauschen. Vor seinem Abschiede begehrte Borgia von Ignaz als Gnade die Erlaubniß, seine künftigen Ordensbrüder beim Tische bedienen zu dürfen; am Festtage Maria Reinigung wurde ihm das Gesuch gestattet und Er — der Herzog — vollzog den ihm ungewohnten Dienst mit solcher Herzensfreude und innerer Seeligkeit, daß er diesen Tag als einen der schönsten seines Lebens bezeichnete, alle Anwesenden aber durch die Tiefe seiner christlichen Demuth und Liebe erbaute.

Als Herzog hatte Franz Borgia Spanien verlassen, als Jesuit kehrte er in sein Vaterland zurück. Sein erster Schritt ging zu der Geburtsstätte des hl. Ignaz, seines nunmehrigen Vaters. Hier, wo sein Meister das Licht der Welt erblickt, warf Borgia sich auf die Kniee und flehte bittlich zum Himmel, der Allmächtige, welcher ihm den hl. Ignaz zum Vater gegeben, möge ihm die Gnade verleihen, demselben als würdiger Sohn in der Tugend und Heiligkeit nachzufolgen. Hierauf zog Franz nach Gandia und warf sich beim Eintritt in das herzogliche Schloß vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, sich und all das Seine Gott aufopfernd. Sofort versammelte er die Beamteten des Fürstenthums, trat zu Folge erhaltener kaiserlichen Bewilligung die Herrschaft seinem ältesten Sohne Karl mittels feierlicher Urkunde ab, legte die Insignien der Herzogs-

würde nieder, zog ein Stück der fürstlichen Kleidung nach dem andern Gott dankend aus, hüllte sich in die ärmliche Ordenskleidung der Gesellschaft Jesu, schnitt den Bart ab und ließ sich den Kopf nach Art der Mönche scheeren. Als die Beamteten und Hofbediensteten ihren Herrn in dieser Gestalt erblickten, da zerflossen sie ihn Thränen, nicht anders als wohnten sie dem Hinscheiden desselben bei; Franz aber schritt seligen Geistes, wie ein wiedergeborner Mann, in die Schloßkapelle, warf sich neuerdings vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, ergoß sich in den Gefühlen der reinsten Andacht und himmlischer Wonne. Jetzt erst, da er der Welt und allen ihren Geschäften und Reizen Lebewohl gesagt, glaubte er ganz sich anzugehören; sogleich aber brachte er sein ganzes Ich Gott dem Schöpfer zum Opfer dar, bereit fortan in freudigem Gehorsam den Weg zu wandeln, welchen ihm Gott durch seine Ordensobern vorzeichnen würde.

Das erste Anliegen des Jesuiten Borgia war, sich zum Empfang der Priesterweihe vorzubereiten. Nachdem er seine Seele durch Gebet, Fasten und Bußwerke gereinigt und seinen Geist mit den nöthigen Kenntnissen bereichert hatte, eilte der neugeweihte Priester nach Loyola, um da in der Kapelle des hl. Ignaz das erste hl. Meßopfer darzubringen. Die erste Messe las Borgia den 1. August 1551 in stiller Zurückgezogenheit in der Hauskapelle; die zweite aber auf offenem Felde Angesichts einer ungeheuren Masse Volks, welche aus allen Gegenden zu dieser Feier zusammengeströmt war. Der Andrang war so groß, daß Borgia bis über die Mittagzeit das Sakrament des Altars spenden und Nachmittags noch eine Anrede — seine erste Predigt — an die Menge halten mußte. So war das erste Tagwerk des Priesters ein wahrer Tag des Herrn, reich an schönen Früchten für Zeit und Ewigkeit.

Um für seinen neuen Beruf sich reifer zu machen, zog sich Borgia mit Erlaubniß der Obern auf einige Zeit in die Einsamkeit zurück. Nahe bei Ognato war eine Einsiedelei, der hl. Maria Magdalena gewidmet; hier baute der ehemalige Herzog von Gandia mit eigenen Händen aus rohen Steinen und Holz-

werk eine ärmliche Wohnung, bettelte den Unterhalt für sich und einige Brüder bei guten Leuten und übte sich in allen Werken der Demuth und der Verachtung, um den Sinn des Herzogs mehr und mehr abzutödten und den Geist des Ordensmanns anzuziehen. Bald drang der Ruf seiner Heiligkeit in die Umgegend, aus Nah und Fern pilgerten fromme Leute in die Einsiedelei, um bei dem Gottesmann Trost und Hülfe zu finden; die Großen des Landes, wie Cardenas, Herzog von Maqueda und Vicekönig von Navarra, Ludwig, Bruder des Königs von Portugal, wandten sich an ihn um Rath. Allen — Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen stund Borgia nach bestem Wissen und Gewissen mit Rath und That bei, alle suchte er zu Gott als dem Urquell alles Guten zu führen.

Diesem guten Anfang des Ordenslebens setzten sich aber bald Gefahren und Klippen entgegen. Kaum hatte Kaiser Karl den Eintritt des Herzogs von Gandia in die Gesellschaft Jesu vernommen, so wandte er sich an den Papst mit der Vorstellung, es sei unbillig, daß ein so großes Licht in einer ärmlichen Gesellschaft verborgen bleibe, der hl. Stuhl solle denselben aus der Verborgenheit hervorziehen, zum Fürsten der Kirche erheben und mit dem Purpur schmücken. Papst Julius III wünschte nichts Besseres, als einen solchen Mann mit den kirchlichen Würden auszuzeichnen, vergebens machte Ignaz Gegenbemerkungen. Des Kaisers Wunsch überwog bei dem heiligen Vater und nur Borgia's eisernem Willen gelang es, den Purpur von sich fern zu halten und in dem Ordensstand zu verbleiben. Kaum war diese Klippe überwunden, so langte ein Schreiben des Königs Philipp von Spanien in Rom an, mit dem gleichen Gesuch für Borgia. Durch den päpstlichen Nuntius Pogio hievon in Kenntniß gesetzt wandte sich Franz bittlich und flehentlich an den König, um ihn zur Zurückziehung seines Antrags zu bewegen, Tag und Nacht flehte er zum Himmel, Gott möchte des Königs Herz erweichen und alle Ehren, selbst die Ehren der Kirche von ihm fern halten. Welch' erhabene Gesinnung! Das ist der Geist des wahren Jüngers Jesu,

Er flieht den Purpur, selbst wenn er von der Kirche gereicht wird. Gott erhört das Flehen seines Dieners; König Philipp ließ sich belehren und die Gefahr ging für den getreuen Ordensmann vorüber.

Die Stunde hatte nun geschlagen, wo Franz Borgia seine öffentliche Wirksamkeit als Jesuit beginnen sollte. Ein Befehl des Ordensgenerals rief ihn aus der Einsamkeit von Ognato und sandte ihn nach Portugal. König Johann III, ein gottesfürchtiger Fürst, sowie die fromme Königin und die königlichen Prinzen hatten es sich von dem Ordensgeneral als eine besondere Gnade ausgebeten, daß er den Franz Borgia — dessen Frömmigkeit und Einsicht in ganz Europa, besonders aber in der pyrenäischen Halbinsel hochgerühmt wurde, an ihren Hof sende. P. Borgia trat die Reise in Begleit seines Ordensbruders P. Bustament an. Als sie die schauerliche Gebirgsgegend von Conimbrica unweit vom Ufer der Munda durchritten und gewohntermaßen in tiefer Andacht den Rosenkranz beteten, da strauchelte das Pferd des P. Bustaments und Roß und Reuter stürzten von Fels zu Fels in den Abgrund. Borgia, seinen Freund in dieser Todesgefahr erblickend, warf sich auf die Kniee, empfahl die Seele seines Begleiters dem Allmächtigen, und rief mit ausgestreckten Armen: „Jesus, rette ihn". Im gleichen Augenblick wurde das Pferd in seinem Sturze aufgehalten, Borgia klimmte die Felsen hinunter und fand zu seiner freudigen Verwunderung den Freund — unversehrt, den Rosenkranz in der Hand haltend und betend! Mit Hülfe einiger herbeigeeilter Hirten wurde Bustament mittels Seiler wieder aus dem Abgrund herausgezogen und die Reise ohne weiteres Unglück fortgesetzt. Anfangs September 1553 langten sie in Lissabon an. König Johann, sowie die Königin sandten dem P. Borgia einen Abgeordneten zum Empfange, der päpstliche Nunzius sowie der Erzbischof und Viele vom Adel und der Geistlichkeit ritten ihm entgegen. Bei seinem Eintritt in den königlichen Saal erhob sich sowohl der König als die Königin, beide eilten ihm einige Schritte entgegen, der König entblößte

das Haupt und empfing den Ankömmling wie einen — Heiligen. P. Borgia aber wies diese Auszeichnung von sich, in kindlicher Demuth warf er sich nach dem Landesgesetz vor des Königs Antlitz nieder und um keinen Preis war der Ordensmann zu bewegen, die königlichen Ehren anzunehmen.

Das Verhältniß des P. Borgia zur königlichen Familie war vom ersten Augenblick an ein väterliches. Er stärkte das Feuer frommer Andacht in ihrem Herzen und forderte sie auf, auch an ihrem Hofe den Geist der wahren Frömmigkeit zu verbreiten. Borgia strebte vorzüglich die Verehrung Marias am Hofe zu beleben und wählte zu diesem Zwecke folgendes sinnige Mittel. Er schrieb die Tugenden der göttlichen Jungfrau auf einzelne Zeddel nebst einem kurzen Gebete; auf andere Zeddel zeichnete er die Namen der sämmtlichen Hofdamen und Hoffräulein, legte hierauf die Zeddel in zwei Urnen und unter Aufsicht der Königin wurde am Tage der Geburt Marias das Loos gezogen. Jede Dame mußte während der folgenden Woche über die ihr von dem Loos zugetheilte Tugend Marias Betrachtungen anstellen und täglich das beigefügte Gebet verrichten. Der Erfolg war so überraschend, daß die Königin den Pater Borgia ersuchte, Vorträge über die Verehrung der Gottesmutter vor dem gesammten Hofe zu halten; der Ordensmann begann das fromme Werk mit heiliger Begeisterung und segensreichem Fortgang. Am Schlusse dieser geistlichen Uebungen empfieng der König, die Königin und der gesammte Hof aus den Händen des frommen Paters das hl. Altarssakrament und von dieser Zeit an trat die königliche Familie alle acht oder längstens vierzehn Tage an den Tisch des Herrn und heiligte diesen Tag jedesmal durch stille, andächtige Zurückgezogenheit.

Während Pater Borgia auf so erfreuliche Weise die religiöse Wiedergeburt des portugiesischen Hofs zu Stande brachte, ernannte ihn der Ordensgeneral zum *Kommissär sämmtlicher Jesuitenhäuser in Spanien und Portugal.* Vergebens suchte Borgia diesem außergewöhnlichen Amte zu entgehen; das weltliche Fürstenthum und den kirchlichen Purpur

hatte er von sich abwälzen können, allein hier in der Gesellschaft Jesu mußte er — gehorchen und aus Gehorsam befehlen.

Ignaz ertheilte dem Kommissär den Auftrag: „Er solle die Ordensglieder zur Heiligkeit und zum Seeleneifer anfeuern, er solle die Kollegien bereisen, dieselben vermehren, die im Bau begriffenen vollenden, neue gründen, alles zur größeren Ehre Gottes leiten. Den Rest der Zeit solle er an den Höfen der Könige zubringen, um von Oben herab den Geist der Tugend unter den Völkern zu verbreiten." Der letztere Auftrag fiel dem P. Borgia, welcher überall die Zurückgezogenheit suchte, besonders schwer, aber gerade deßwegen ertheilte ihm der Ordensgeneral diese Weisung — sein Gehorsam sollte bis auf den Grund geprüft werden.

Mit freudigem Gemüthe begann P. Borgia im Jahre 1554 seine neue Laufbahn mit Bereisung der Jesuitenkollegien. Auf dieser Wanderung zeichnete er vorzugsweise die Armuth aus. Kam er in ein schönes großartiges Gebäude, so machte er seinen Aufenthalt nur kurz, ja er verließ ein solches Kollegium oft unmittelbar vor einem hohen Festtag und eilte in ein anderes, ärmliches Ordenshaus, wo er kaum ein sicheres Obdach fand. Der ehemalige Fürst von Gandia wollte sowohl für sich als seine Ordensbrüder durchaus den Fußstapfen Jesu nachfolgen und nicht reicher sein als der Erlöser. Einmal traf es sich, daß der Rektor des Kollegiums zu Sevilla, in welchem sich der Kommissär befand, mit seinen Lebensmitteln auskam und keinen Vorrath zum Mittagsmahl mehr besaß. Als der Rektor, Suarius mit Namen, dieß dem P. Borgia mit betrübtem Herzen anzeigte, erheiterte sich das Antlitz des frommen Mannes und er gab dem Rektor den Auftrag, zur Mittagsstunde gewohnter Maßen das Zeichen zum Speisen zu geben, Gottes Barmherzigkeit werde schon sorgen. Wirklich ließ sich im gleichen Augenblick eine Matrone mit reichlichen Lebensmitteln an der Klosterpforte melden und das Mittagsmahl war niemals gesegneter als an diesem Tage. Beim Abschiede wünschte der Kommissär dem Rektor von Sevilla Glück zu seiner Armuth

und versicherte ihn, es gereiche ihm zu großer Freude und Trost, das Kollegium in solcher Dürftigkeit zu sehen, diese Armuth sei eine Gewähr des geistigen Reichthums. Aehnliches ereignete sich auf seinen Reisen in den Kollegien zu Simancas und Valladolid *).

Auch auf die Gründung neuer Ordenshäuser war Borgia bedacht. Auf wunderbare Weise unterstützte ihn hierin oft die göttliche Vorsehung. So zu Simancas. Hier lebte ein adelicher Mann, Namens Moschera. Dieser hatte eine solche Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu, daß er den Anblick eines Jesuiten nicht ertragen konnte. Selbst als P. Borgia am Festtage des hl. Anton von Padua zu Simancas predigte, betrat Moschera das Innere der Kirche nicht, um ja das Antlitz eines Jesuiten nicht sehen zu müssen. Und sieh! Sieben Tage nachher suchte der gleiche Edelmann den P. Borgia auf und schenkte ihm sein Landgut zur Gründung eines Novizenhauses für die Gesellschaft Jesu! **)

So wurde er durch die Gnade Gottes außerordentlich gerührt. Auf ähnliche Weise wurde der Bischof von Plaisance durch P. Borgia gewonnen. Dieser Prälat galt allgemein mehr für einen Weltmann als Priester, auch benutzte derselbe seine großen Einkünfte mehr für sinnliche Genüsse als geistige Zwecke. Da befahl der Kommissär allen Gliedern der Gesellschaft Jesu, welche in dieser Diözese lebten, für das Seelenheil des Bischofs Tag und Nacht zu beten. Gleich einem Sühnopfer stieg dieses Flehen der frommen Priester zum Himmel empor, Gott erbarmte sich des verirrten Prälaten, schenkte ihm die Gnade, seine Fehler zu erkennen und zur Tugend zurückzukehren. Bischof Gutierro Carvajalio wurde einer der eifrigsten Seelenhirten Portugals, ihn verehrt man als den Stifter des Plaisanceischen Jesuitenkollegiums.

Gleichen Eifer entwickelte P. Borgia in Erfüllung des von Ignaz erhaltenen Auftrags bezüglich der Höfe. So sehr ihm

*) Opera Si. Franc. Borgiæ c. IX.
**) Ibid. c. VIII.

das Hof- und Weltleben zuwider war, so benutzte er doch aus Gehorsam jeden Anlaß, bei Hofe zu erscheinen und mit den Großen der Erde in Verkehr zu treten. Da er dies mit widrigem Herzen that, so konnte der klösterliche Sinn des Ordensmanns dadurch keinen Eintrag leiden, im Gegentheil derselbe wurde wie das Gold im Feuer desto glänzender bewährt und wirkte desto anregender auf die Umgebung. Dies zeigte sich sogleich bei Ludwig, dem Bruder des Königs von Portugal. Dieser wurde durch den Umgang mit P. Borgia so für das klösterliche Leben gestimmt und eingenommen, daß er sofort seinem Beispiel folgen, die Welt verlassen und ebenfalls in den Ordensstand treten wollte. Es bedurfte die ganze Ueberredungskraft des Jesuiten, um den königlichen Prinzen von einem solchen Schritte abzuhalten und ihn zu überzeugen, daß er vermöge seiner sozialen Stellung durch ein gutes Beispiel am Hof der Sache Gottes mehr nützen könne, als durch das Stillleben in einer Klosterzelle. Ludwig folgte dem Rathe Borgias und führte am Hofe fortan nach der Anleitung seines Rathgebers ein so eingezogenes, demüthiges, liebevolles frommes Leben, daß er mehr einem Klosterbruder als dem Bruder eines Königs ähnlich sah und dadurch nicht nur für sich einen himmlischen Frieden schon in diesem Leben genoß, sondern auch für das Seelenheil seiner Mitbrüder segensreich wirkte und dem Lorberkranz der ewigen Seligkeit entgegen ging.

Herzergreifend war die Zusammenkunft P. Borgias mit Kaiser Karl V. Nach vieljähriger Trennung sahen sich die beiden Männer zum erstenmal wieder in dem Kloster zu St. Just, beide Fürsten trafen sich in veränderter Gestalt; der Eine fand statt eines Herzogs einen — Jesuiten und der Andere statt eines Kaisers einen Einsiedler. Auch Karl V, des Weltlebens müde, hatte nämlich seinen Szepter niedergelegt, die Kaiserkrone seinem Bruder Ferdinand, die spanische Königskrone seinem Sohne Philipp abgetreten und sich in ein Hieronymitenkloster zurückgezogen. Drei Tage verweilten die beiden „Abgestorbenen"

in heiligen Gesprächen mit einander und trennten sich als Brüder in Gott.

Einen Moment gab es, wo P. Borgia vorzugsweise an den Höfen gesucht wurde und wo der fromme Pater diesem Rufe mit freiwilligem Herzen folgte. Es war der Augenblick, wo die Großen der Welt aus ihren Palästen scheiden und in das kalte, stille Grab wandern mußten. In diesen Augenblicken suchten die gekrönten Häupter Trost und Stärkung bei dem, welcher längst freiwillig der Welt abgestorben war und P. Borgia fand sich bereit, denselben zu bringen. Ausgezeichnet war in dieser Beziehung seine Wirksamkeit am Krankenbette der Königin Johanna. Als des Todes unerbittliche Sichel den König Philipp I dahingerafft, fiel seine Gemahlin Johanna ob dem Schmerz in Wahnsinn und blieb in diesem elenden Zustande bis zur Todesstunde. P. Borgia suchte dieselbe zu dem Uebergang in ein besseres Leben vorzubereiten und womöglich die Besinnung in ihr zurückzurufen. Während nun der vertrauensvolle Priester einige Gebete sprach, belebte sich plötzlich der Geist der Kranken, sie wiederholte zum großen Erstaunen aller Umstehenden mit vollem Bewußtsein die Gebete, küßte das Bild des Gekreuzigten und empfieng die letzte Oelung. — Im Jahr 1558 starb Kaiser Karl V und P. Borgia hielt demselben zu Valladolid die Grabrede. „Sieh ich entfernte mich fliehend und blieb in der Einsamkeit" mit diesen Worten des Propheten leitete der Jesuit seine berühmte Rede ein, in welcher er die Geistesgröße und die Weisheit des Verstorbenen schilderte, „Karl, der Herrscher des Erdkreises hat die Welt verlassen, bevor sie ihn verließ; er der Sieger über so viele mächtige Gegner hat sich selbst besiegt; die Kronen seiner Reiche hat er zu den Füßen des Gekreuzigten gelegt, um die ewige Krone zu erringen". Der ganze Hof wurde von seiner kräftigen Grabrede ergriffen, kein Herz blieb ungerührt, kein Auge trocken, das Erdreich war erschüttert und zum Empfang des Gotteswortes bereitet. — So verstund und erfüllte der Jesuit seine Sendung an den Stufen des Thrones und an den Höfen der Großen;

den Mächtigen der Erde predigte er in Wort und That die Demuth des Gekreuzigten.

Während Pater Borgia auf solche Weise das Feuer der christlichen Tugend in Spanien und Portugal bei Hohen und Niedern, im Volk wie an den fürstlichen Höfen anfachte, erhielt er ein Schreiben des Papst Pius IV, welcher ihn unverzüglich nach Rom berief. Der Befehl war so bestimmt, jede Entschuldigung abschneidend, daß der fromme Ordensmann das widerstrebende Gefühl seiner Demuth überwinden und sofort in die Weltstadt der Christenheit wandern mußte. Im Herbstmonat des Jahres 1561 langte er in Rom an. Sogleich begab sich der päpstliche Hofstaat nach dem Jesuitenkollegium, um den berühmten Pater zu begrüßen, der hl. Vater aber empfing den ehemaligen Fürsten von Gandia äußerst rührend. Borgia warf sich vor dem Statthalter Christi nieder, küßte dessen Füße und war nicht zum Aufstehen zu bewegen, bis der Papst dies von ihm aus Gehorsam forderte. In dem Rufe Borgias nach Rom lag eine höhere Fügung. In den dazumaligen verwirrten Zeiten mußte nämlich der Ordensgeneral Laynez auf Befehl des Papstes dem Concil von Trient beiwohnen und daher die Leitung der Ordensgeschäfte einem General-Vikar übertragen. Hiezu war P. Borgia bestimmt. Wir haben nicht nöthig auf die Bestürzung aufmerksam zu machen, mit welchem der die Würden und Regierungsgeschäfte fliehende Religios diesen Auftrag vernahm. Nur im Gefühle des Gehorsams empfand er die Kraft zur Vollziehung; in dem Befehle seiner Obern den Willen Gottes erkennend, faßte er Muth diesen Kelch der Prüfung auszutrinken.

Dieser Kelch sollte bald aufs neue und noch tiefer gefüllt und von ihm bis auf die Hefe geleert werden.

Der göttlichen Vorsehung gefiel es, den General der Gesellschaft Jesu — den um die katholische Religion hochverdienten P. Laynez aus der streitenden in die triumphirende Kirche

abzuberufen. Im Monat Juli 1565 traten die Väter der Gesellschaft zur Bezeichnung eines neuen Generals zusammen. Franz Borgia eröffnete die Versammlung mit einer lateinischen Rede; am Festtage Mariä Heimsuchung ging die Wahl vor sich und beinahe einstimmig fiel dieselbe auf den ehemaligen Herzog von Gandia. Der Gewählte berieth sich sofort mit seinen vertrautesten Freunden, P. Salmeron und P. Ribadineira, über die Mittel, diesen Ruf rückgängig zu machen. Allein von seinen Ordensbrüdern erbarmungslos zurückgewiesen und anderseits vom Papst zur Annahme aufgefordert, unterwarf er sich der neuen Würde, in derselben das größte Kreuz erblickend, das ihm der Himmel seit seiner Geburt auferlegte.

In dieser Stimmung trat der neue General sein Amt an, in dieser Stimmung verwaltete er dasselbe bis zu seinem letzten Athemzug. Papst Pius IV erklärte öffentlich: „Die Wahl Borgia's gereicht der Gesellschaft Jesu zur größten Ehre, dem römischen Kollegium zum größten Nutzen und dem apostolischen Stuhl zur größten Zufriedenheit." Der neue General rechtfertigte vollständig dieses glänzende Urtheil. Sein Hauptbestreben zielte dahin, in der Gesellschaft Jesu den wahren Ordensgeist zu erhalten. Deßwegen verordnete er, es solle in jeder Provinz ein eigenes Novizenhaus errichtet werden, um in demselben die angehenden Ordensglieder während zwei vollen Jahren in den Geist des Ordens einzuführen. Während diesen zwei Jahren seien die Novizen durchaus von jeder fremdartigen Beschäftigung fern zu halten und ihr ganzes Geistes- und Seelenleben einzig nur auf die Andacht, die Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung hinzuführen und so der unerschütterliche Grund zu einem tugendreichen Leben zu legen. Um den Geist des Gebets in der Gesellschaft stets rege zu erhalten, schrieb er allen Gliedern täglich zur bestimmten Stunde die Verrichtung gewisser Gebete vor. Sehr strenge und vorsichtige Maßregeln ergriff er bezüglich der Reinheit der Grundsätze und Lehren. Nur denjenigen Patres, welche in den Wissenschaften der Kirche ergraut und bewährt waren, vertraute er die Leitung der Kolle-

gien und Studien; jüngere oder noch unerfahrene Mitglieder hielt er zurück, damit sie nicht etwa durch einen falschen Eifer verleitet, in Abirrungen und Irrthümer fielen; auch ließ er die Bücher, welche in der Gesellschaft geschrieben oder gelesen wurden, strenge prüfen und überwachen, um so dem Grundverderben jener nach Neuerung strebenden Zeit von vornherein den Riegel zu schieben. Ebenso kräftig drang er auf Gehorsam gegen die Obern und auf gewissenhafte Erfüllung des Gelübdes der Armuth. Beinahe alle christlichen Regenten verlangten dazumal von dem General der Gesellschaft Jesu Beichtväter für sich und ihre Familien; Borgia, welcher die Gefahren des Hoflebens aus eigener Anschauung kannte, entsprach diesen Wünschen nur unter den größten Vorsichtsmaßregeln. — Dieses Streben des Generals trug herrliche Früchte. Von Gottes Segen begünstigt, blühte die Gesellschaft Jesu unter seinem Generalate sichtbar empor. Durch Geist und Geburt ausgezeichnete Männer strömten von allen Gegenden Europa's herbei, um in den Orden des h. Ignaz von Loyola zu treten; so der durch seine theologischen Kenntnisse weltbekannte Franziskus Turrianus, so der durch seine Andacht ausgezeichnete Stanislaus von Kostka, so der aus der uralten Familie der Fabier entsprossene Fabius de Fabiis, so die beiden Aquaviva, aus der herzoglichen Familie von Atria stammend u. s. w.

Auch genoß Borgia fortwährend die Liebe und das Zutrauen der Oberhirten der christlichen Kirche. Als Pius IV das Zeitliche gesegnet und Pius V den päpstlichen Stuhl bestieg, da wurde der neugewählte hl. Vater nach herkömmlicher Sitte unter feierlichem Pompe in die Kirche auf den Lateran geführt. Auf dem Wege zu derselben erblickte der Papst den General Borgia, vor der Pforte des Jesuitenhauses mit andern Religiosen stehend. Sogleich berief er denselben zu sich, umarmte ihn auf das Herzlichste und ließ den ganzen Hofstaat warten, um sich mit dem Ordensmann zu unterreden und ihn seiner Huld und Zufriedenheit zu versichern. Einen ausgezeichneten Beweis seines Zutrauens gab der hl. Vater dem Pater

Borgia im Jahre 1569. In den verhängnißvollen Umständen jener durch Krieg und Unruhen verwirrten Tage beschloß der hl. Vater, eine außerordentliche Gesandtschaft an die katholischen Könige von Spanien, Portugal und Frankreich zu senden, um dieselben zur kräftigen Beschützung der Kirche aufzufordern. Zu dieser höchstwichtigen Aufgabe erkohr der Papst in seinem Scharfblicke den Kardinal Alexandrinus und den Jesuitengeneral Borgia. „Aus Liebe zu der hartbedrängten Mutter sollst Du, mein Sohn, dieser schwierigen Sendung Dich unterziehen" — so forderte Pius den Ordensmann auf, und dieser hatte auf den päpstlichen Befehl keine andere Antwort als: „Mein Wunsch ist, im Dienste für den apostolischen Stuhl zu sterben." Borgia trat also sofort mit dem Kardinal die Reise nach Spanien an. Als sie im September 1571 in Barzellona landeten, begrüßte das Volk mit lautem Jubelruf seinen ehemaligen Vizekönig; die Wohlthaten des Reichsverwalters schwebten noch Allen im Gedächtniß und mit jedem Schritt, den der Jesuit weiter im Lande that, wuchs auch die Freudenbezeugung der Bevölkerung. Jung und Alt strömte herbei, um den priesterlichen Segen Desjenigen zu empfangen, der schon als Fürst sie mit Segnungen aller Art überhäuft hatte. Bis nach Gothalania schickte König Philipp der päpstlichen Gesandtschaft einen Abgeordneten entgegen, und dieser königliche Gesandte war kein Anderer als Ferdinand Borgia, der Sohn des Jesuitengenerals. Welch zärtliche Aufmerksamkeit von Seite des Königs für den Ordensmann! Ferdinand überbrachte dem Vater ein Handschreiben des Königs, worin dieser den General seiner besondern Freundschaft und Huld versicherte. „Mit Herzensfreude habe ich vernommen — so lautete unter Anderm der Brief — daß du glücklich in Spanien angelangt bist; mit Herzensfreude werde ich dich sprechen. Dein Ferdinand bringt dir meinen Gruß, deinem Gruße sehne ich mich mit Ungeduld entgegen" u. s. w. Auch das Haupt des königlichen Raths, Spinoza, dazumal der einflußreichste Mann Spaniens, begrüßte die apostolischen Gesandten mit einem ehrfurchtsvollen Schrei-

ben. In Valenzia aber überraschte Karl, Herzog von Gandia, seinen Vater. Mit einer zahlreichen Schaar Verwandter und Adelicher war der Herzog dem Vater bis in diese Stadt entgegengeritten, und da mußte dieser den folgenden Tag auf die Bitten des Erzbischofs in der Kathedralkirche eine Predigt in Gegenwart seines Sohns, des Adels und einer zahllosen Volksschaar halten. Wir wollen nicht versuchen, weder die Rührung des Vaters noch die des Sohnes zu schildern; es gibt im Leben des Menschen zuweilen Erscheinungen und Gefühle, die sich besser empfinden als aussprechen lassen. Als der Jesuitengeneral endlich am Hofe des Königs anlangte, wurde er vom König und den Großen des Reichs nicht nur mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen, sondern seinem persönlichen Ansehen und Einfluß gelang es, auch den kirchlichen Angelegenheiten eine glückliche Wendung zu geben und die spanische Krone auf das innigste mit dem päpstlichen Stuhle zu verbinden. Auf Verlangen des Königs gründete der General bei diesem Anlaß im königlichen Kollegium die Lateinschulen, deren Leitung der Gesellschaft Jesu übertragen wurden.

Von Spanien ging die Reise der päpstlichen Gesandtschaft nach Lissabon. Auch hier wurde dieselbe mit dem gleichen Wohlwollen aufgenommen; die Sendung hatte einen nicht minder günstigen Erfolg, und auch diese glückliche Wendung war großentheils dem persönlichen Einfluß des P. Borgia zuzuschreiben.

Von Lissabon wanderte die Gesandtschaft nach Frankreich. König Karl weilte zu jener Zeit mit der Blüthe des Adels zu Blois. Kaum war der Jesuitengeneral angelangt, so geleitete ihn der König selbst zur Königin Mutter. Mit ehrfurchtsvoller Würde empfieng ihn die Fürstin. Die Unterhandlungen nahmen einen günstigen Anfang und Alles ließ einen erfreulichen Fortgang hoffen. Allein gleichwie in der Natur ein heller Morgen oft plötzlich durch Nebelwolken getrübt wird, so erhoben sich auch hier Hindernisse und Störungen; der König zeigte wenig Eifer, den Wünschen und Begehren des apostoli-

schen Stuhls entgegenzukommen und die Unterhandlungen schienen einen langwierigen Weg einschlagen zu wollen. Da faßte P. Borgia seine ganze Geisteskraft zusammen und forderte in ernster gemessener Sprache den Sohn und die Mutter auf „in ihrem Reiche, das sich vorzugsweise das christliche nennt, die katholische Kirche auf das eifrigste zu beschützen". Die fromme, eindringliche Sprache des Gottesmannes wurde von dem König und der Königin Mutter gütig aufgenommen und blieb nicht ohne Folgen. So stritt der Athlet Gottes unerschrocken vor den Großen der Erde für die Sache der Kirche. „Wenige Männer haben — sagt ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts — in jenen durch Neuerungen und Hader aller Art verwirrten Zeiten so kräftig vor den großen Fürsten Europas das Wort Gottes geführt und dieselben so ernst zur Vertheidigung des Glaubens, zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl, zur gerechten Behandlung ihrer Untergebenen, zur Liebe Gottes und zu einem tugendhaften, christlichen Lebenswandel aufgefordert, wie P. Borgia" *).

Auf der Rückkehr aus Frankreich nach Italien wurde der Reisende, als er eben in einer armseligen Kirche das hl. Meßopfer darbrachte, von einem heftigen Fieber überfallen. Diese Krankheit erschütterte seinen ohnehin schon geschwächten Körper. Allein trotz dieser mißlichen Umstände setzte der unermüdliche Ordensmann seine Wanderung fort, besuchte noch die Höfe von Turin und Ferrara, und langte endlich mehr sterbend als lebend in Rom an. Als er die Stadt des Apostelfürsten wieder betrat, brach er in den Freudenruf aus: „Nun Herr! entlaß Deinen Diener im Frieden, wie Du es versprochen; — Nunc dimitte servum tuum Domine, secundum verbum tuum in pace!" Sein Wunsch, „im Dienste für den apostolischen Stuhl zu sterben", sollte buchstäblich in Erfüllung gehen, die Krone des ewigen Lebens harrte seiner.

Als Borgia bei der Kirche der hl. Jungfrau vorbeikam, ließ er die Sänfte, in welcher er durch die Stadt getragen

*) Opera omnia Sti. Francisci Borgiæ, P. V, c. III.

werden mußte, anhalten, hierauf faltete er demüthig die Hände und blieb wohl eine halbe Stunde in tiefem Gebet versunken. Es war dies das letzte Gebet, welches der Ordensgeneral außerhalb seinem Sterbezimmer verrichtete. Alle Glieder der Gesellschaft Jesu eilten dem ankommenden, sterbenden Vater entgegen, jeder wollte denselben noch einmal umarmen, noch seinen letzten Segen empfangen, man stritt sich um jeden Athemzug des Generals, denn sein Lebenslicht ging schnell dem Erlöschen entgegen. Pater Borgia ertheilte allen seinen Mitbrüdern den Segen, bereitete sich zum Empfang der hl.! Sterbsakramente, erhielt von dem tiefgerührten hl. Vater den päpstlichen Ablaß, empfieng die hl. Oelung und entschlief sanft in Gott, dem er sein ganzes Leben hindurch frei gedient hatte. So endete der ehemalige Herzog von Gandia als Jesuitengeneral in Rom am zweiten Tage nach seiner Rückkunft in die christliche Hauptstadt im 62. Jahre seines Alters, den 1. Oktober des Jahrs 1572.

Der ganze päpstliche Hof wohnte der Beerdigung des Seligen bei, die Kardinäle und die Vornehmsten der Stadt küßten ehrfurchtsvoll die Füße des Hingeschiedenen, in ganz Rom war nur eine Stimme: „Ein Heiliger ist gestorben!" Wirklich verherrlichte Gott seinen getreuen Diener durch außerordentliche Wunderwerke, die Kirche sprach ihn selig und Papst Innozens XI versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen. Sein Leichnam aber, welcher zuerst in der Jesuitenkirche zu Rom neben dem des hl. Ignaz lag, wurde später auf das Begehren des Königs von Spanien wieder ausgegraben, nach Spanien gebracht und allda auf feierliche Weise beigesetzt.

„Franz Borgia — so beschreibt ihn ein Zeitgenosse — hatte eine schöne würdevolle Gestalt, sein Körperbau war groß und regelmäßig, sein Gang majestätisch, das Auge glänzend, die Adlernase verkündete einen hohen Sinn, die Gesichtsfarbe war rothmündig. Borgia's Gemüth war heiter und wohlwollend, sein Geist lebhaft, durchdringend, sein Verstand reif und ruhig, sein Gedächtniß äußerst glücklich, sein Herz rein und demüthig. So war Borgia eine Zierde seiner Zeit, der Liebling der Für-

sien, die Ehre der Gesellschaft Jesu, der größte Schmuck der katholischen Kirche" *).

Franz Borgia hat nebst den Früchten seiner Berufsarbeiten noch ein herrliches Denkmal seiner christlichen Thätigkeit hinterlassen; es sind dies seine theologischen Schriften, welche in zehn Büchern gesammelt nach seinem Tode im Druck erschienen. Diese Schriften sind folgenden Inhalts. Das erste Buch enthält eine Abhandlung über die Bekehrung des Menschen; das zweite ist eine Erklärung der Trauergesänge des Propheten Jeremias; das dritte enthält dreißig ausgewählte Predigten, welche Borgia zu verschiedenen Zeiten vorgetragen; das vierte Buch handelt vom Gebete, seinen Vortheilen und seinen Hindernissen; das fünfte Buch besteht aus Betrachtungen über das Leiden Christi; das sechste aus Betrachtungen über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahrs. Das siebente Buch enthält eine Anweisung, wie ein guter Fürst sein Reich regieren soll; die Bücher acht und neun bestehen aus verschiedenen, theils aszetischen, theils philosophischen Abhandlungen; das zehnte Buch endlich enthält eine Abhandlung über die christliche Kanzel-Beredtsamkeit. Alle diese Schriften Borgia's sind im Jahr 1675 zu Brüssel in einem Folioband zusammengestellt im Druck erschienen unter dem Titel: „Sancti Francisci Borgiæ, Soc. Jes. tertii Præpositi Generalis, excellentissimi quondam Gandiæ Ducis Opera omnia, quæ nunc extant aut inveniri potuerunt." Bruxellis apud Foppens MDCLXXV.

*) Opera Sti. Franc. Borgiæ, P. V, c. 4 und 5.

Aquaviva,

Ordensgeneral.

Den 19. Februar 1581 wurde der siebenunddreißigjährige Klaudius Aquaviva zum General der Gesellschaft Jesu erwählt. Er stammte aus einer fürstlichen Familie Neapels, sein Vater war Johann, Herzog von Atri, seine Mutter eine geborne Spinelli. Ausgezeiert mit den schönsten Kenntnissen, begünstigt durch die besondere Huld des römischen Hofs, durch Geburt, Talente und Glücksgüter, zu der glänzendsten Laufbahn berufen, verließ Aquaviva im 25. Lebensjahr die Welt und trat den 22. Juli 1567 zu Rom in den Orden des hl. Ignaz von Loyola. Nachdem er sich durch ein mehrjähriges Noviziat und Studium zu einem wahren Jünger Jesu herangebildet und seinen Geist mit tiefen philosophischen und theologischen Kenntnissen bereichert hatte, trat er zuerst zu Neapel in öffentliche Wirksamkeit. Hier entwickelte er eine solche Klugheit und Bescheidenheit, daß der Ordensvorsteher keinen Anstand nahm, ihm trotz seiner Jugend die Leitung der gesammten neapolitanischen Provinz zu übertragen. Nachdem er einige Zeit als Provinzial den Kollegien seines Vaterlandes vorgestanden, wurde er nach Rom berufen und hier von der versammelten Kongregation an die Stelle des verstorbenen Merkurian zum Oberhaupte des gesammten Ordens ernannt.

Die Ordensbrüder versprachen sich Großes von der Wahl dieses jungen Mannes. Die Liebe und Ernst athmende Physiognomie, die belebte, kräftige Stimme, die geistreichen, feurigen Augen, der sanfte Zug seiner Lippen verkündeten in ihm einen Mann der Thatkraft und des Wohlwollens. Wirklich hatte

Aquaviva von Jugend an einen energischen, durchgreifenden entschlossenen Charakter, allein diese Gemüthsrichtung wußte der Jesuit durch Abtödtung und Ueberwindung so zu beherrschen, daß sich in ihm die entgegengesetztesten Eigenschaften, Energie und Nachgiebigkeit, Strenge und Milde, Offenheit und Feinheit, Würde und Demuth vereinigten und ihn zu einem der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit machten.

Fünfunddreißig Jahre verwaltete er das Generalat; während diesem Zeitraum (1581—1615) saßen acht Päpste auf dem apostolischen Stuhl: Gregor XIII, Sixtus V, Urban VII, Gregor XIV, Innozens IX, Klemens VIII, Leo XI und Paul V; zwei deutsche Kaiser Rudolf II und Matthias II; zwei französische Könige Heinrich III und Heinrich IV; zwei spanische Könige Philipp II und Philipp III; Heinrich VIII und Elisabeth von England gingen über die Schaubühne der Welt: mit allen diesen Regenten stund der General in Verkehr und Berührung; mit den Einen in freundschaftlicher Verbindung lebend, mit den andern in rückhaltender Ferne stehend, mit noch Andern in Kampf und Streit schwebend. Was Aquaviva während seinem vielbewegten Amte für den Orden und durch den Orden für die Kirche und die Welt geleistet, das ist der Geschichte anheimgefallen. Sein Wirken ist mit den Ereignissen und Begebenheiten jener Epoche auf das engste verflochten. Eine richtige Würdigung seines Lebens und Wirkens kann nur vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus geschehen; diesen wollen wir auch hier erfassen und daher seine Thätigkeit in Hauptumrissen betrachten. Man kann das Bild eines Mannes wiedergeben, indem man entweder demselben Zug für Zug folgt, oder, indem man die kräftigsten Parthien besonders hervorhebt; bei gewöhnlichen Physiognomien paßt die erstere Art, bei hervorstechenden Männern eignet sich die zweite. Indem wir hier das Gemälde Aquavivas zu geben haben, müssen wir die letztere wählen.

Als der General sein Amt antrat, besaß der Orden bereits eine über die ganze Erde sich erstreckende Existenz, seine Auf-

gabe bestund daher darin, das auf festem Grunde ruhende Institut weiters auszubilden und für eine große Zukunft heranzuziehen. Diese Bestimmung erfaßte der eine lange Lebensbahn vor sich erblickende Mann beim Antritt des Amtes. Als seine Ernennung dem hl. Vater Gregor XIII angezeigt wurde, verwunderte sich der greise Papst, daß die Väter der Gesellschaft Jesu sich ein so junges Haupt erwählt; der junge Mann mußte für eine lange Zukunft arbeiten! Schon in dem ersten Rundschreiben an die Provinziale und Superioren zeigte sich dieser Geist. Dasselbe bespricht das glückliche Gedeihen der Gesellschaft und findet das Mittel in guten, ihrer Aufgabe bewußten und gewachsenen Vorständen. Wenn die Obern mit einem ausgezeichneten Beispiele vorangehen und den Geist des Instituts mit Treue und Klugheit handhaben, so muß allerdings die Gesellschaft aufblühen. Wie die Hirten so die Heerde; ein noch so tapferer Feldherr bringt es mit den besten Soldaten zu keinen Lorbeeren, wenn er nicht durch pflichtgetreue, einsichtsvolle Offiziers unterstützt wird; die Cadres bilden die Stärke einer Armee. In seinem Rundschreiben hebt er daher vorzüglich die Wichtigkeit guter Superioren hervor, bezeichnet die nothwendigen Eigenschaften derselben, dringt auf die Heranbildung solcher Männer und empfiehlt allen Vorgesetzten: „Wachsamkeit, Sanftmuth und Festigkeit." Was ihn selbst betrifft, so erklärt er, es gebe zwei Arten zu regieren, die eine stütze sich auf die menschliche Klugheit, die andere auf die göttlichen Grundsätze des Evangeliums; für einen General der Gesellschaft Jesu könne nur von der letzteren die Rede sein; diese werde er in seiner Amtsführung stets anstreben*).

Um sich von dem Stande der Gesellschaft genaue Kenntniß zu verschaffen, faßte der neue General den Entschluß, die Provinzen selbst zu bereisen. Bereits hatte er seine Abreise nach Spanien auf den Anfang des Jahrs 1582 festgesetzt, da traten aber in Frankreich Kriegswirren ein und nöthigten ihn, sei-

*) d. d. 28. Juli 1581, „De felici progressu Societatis."

nen Plan bis auf den Herbst zu verschieben; im Herbst nahmen die Weltereignisse in ganz Europa einen noch verwickelteren Gang und geboten eine abermalige Verzögerung; später wurde seine bleibende Anwesenheit in Rom zur dringenden Nothwendigkeit, so daß derselbe diesen höchst klugen Plan leider nicht ausführen konnte. Was der General durch persönliche Beaugenscheinigung und Besprechung nicht erreichen konnte, das suchte er nun durch einen ununterbrochenen Briefverkehr mit allen Vorständen und Superioren der Gesellschaft zu ersetzen. Wo sein Auge nicht selbst sehen konnte, da wollte er wenigstens mit seinem Geiste hindringen.

Aquaviva's Hauptaugenmerk ging auf die Erziehung, durch die Erziehung wollte er die künftigen Generationen für Gott gewinnen. Durch Predigen, Missionen, Spendung der heiligen Sakramente ꝛc. können allerdings die Menschen gebessert werden, allein die Zukunft gehört dem, welcher den Geist und das Herz der heranwachsenden Generation zu gewinnen versteht. Dies wußte Aquaviva und er wußte auch, daß das beste Mittel hiezu in der Schule liegt. Der Schule wendete er daher seine volle Aufmerksamkeit zu; er ists, welcher die Gesellschaft Jesu zur Erzieherin des menschlichen Geschlechts erhob und ihr Unterrichtswesen auf einen solchen Höhepunkt stellte, daß der Ausspruch des gelehrten Baco von Verulam „Consule scholas Jesuitarum; nihil enim, quod in usu est, his melius“ *), bis auf die gegenwärtige Stunde sprichwörtlich geblieben. Aus allen Provinzen berief der General die ausgezeichnetsten Lehrer nach Rom und vereinigte sich mit ihnen, um einen Lehrplan für alle Kollegien der Gesellschaft zu entwerfen. Ein volles Jahr arbeitete er mit diesen im Lehrfach ergrauten Männern; alle Erziehungssysteme, Theorien und Methoden, welche in Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal,

*) De dignit. et augm. scient. L. VI, c. 4.

England, Italien, den nordischen Ländern ꝛc. ꝛc. bekannt waren, wurden verglichen, geprüft, das durch Erfahrung Bewährte angenommen, das Verfängliche ausgeschieden, und so ein auf Theorie und Erfahrung gestützter Studienplan entworfen. Zur Prüfung dieses seines Werks berief der General eine zweite noch zahlreichere Kommission aus allen Theilen der Erde zusammen, unterlegte ihr den Plan zur strengen Erörterung und erst nach sorgfältiger Prüfung und mehrjähriger Probe proklamirte er dann endlich seine „Ratio Studiorum", welche noch heutzutage die Grundlage des europäischen Schulwesens bildet und zwar nicht nur in den Jesuitenkollegien, sondern auch in vielen anderen Anstalten, in welchen man zwar diesen Lehrplan nicht mehr liest, kaum dem Namen nach noch kennt, aber dennoch durch die ererbte Uebung befolgt. Ueber diesen Lehrplan und die auf demselben beruhenden Jesuitenschulen fällt der gelehrte Engländer Dallas ein Urtheil, das um so wichtiger ist, da der Verfasser einerseits die Ratio Studiorum gründlich durchstudirt hat und anderseits als eifriger Protestant keiner Vorliebe für Aquaviva und seine Genossen gezeiht werden kann.

„Die Erziehungsgrundsätze, welche in der Ratio Studiorum der Jesuiten entwickelt sind, haben alle — so spricht Dallas — den Charakter einer tiefen Weisheit. Ohne die lebenden Sprachen zu vernachläßigen, verordnet das Institut ein gründliches Studium der lateinischen und griechischen Sprache, nach den besten und reinsten Mustern Griechenlands und Roms. Mit Erlernung dieser Sprachen verbindet es das Studium der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Zeitrechnung und Mythologie als eine Einleitung zur Rhetorik und Poesie, wo es der spielenden jugendlichen Phantasie erlaubt ist, sich einige Zeit an Bildern und dichterischen Fiktionen zu ergötzen, um bald hierauf wieder durch das Studium der Philosophie und Mathematik unter die nothwendige Herrschaft des Verstandes und der Vernunft zurückzukehren. Diese beiden letzteren Wissenschaften sollen ihrerseits wieder zu einer Vorbereitung zu dem ernsten und tiefen Studium der Theologie

dienen, welche den Geist über die engen Schranken des menschlichen Wissens erhebt und ihn in dem Ozean der Unendlichkeit Gottes versenkt."

„Die Entwicklung dieser Geistesanlagen ist jedoch nicht das Einzige, was der Erziehungsplan der Jesuiten anstrebt, die Vervollkommnung der moralischen Kräfte ist ihm nicht minder wichtig, ja sein Streben geht vorzüglich dahin, das Herz der Knaben und Jünglinge für die Tugend empfänglich zu machen, ihr Gewissen wachsam zu erhalten, ihr sittliches Gefühl zu schärfen und sie an die größte Reinheit der Sitten zu gewöhnen."

„Durch strenge Zucht kann man allerdings die Jugend zu äußerlicher Unterwerfung zwingen, aber nur durch Religion kann man bewirken, daß dieselbe auch gerne und willig sich unterwirft. Die größte Aufmerksamkeit der Ratio Studiorum geht also dahin, den jungen noch weichen Gemüthern so frühzeitig als möglich und so tief als möglich die beseligenden Wahrheiten der Religion einzuprägen. Diesem wichtigsten aller Zwecke ist alles Uebrige untergeordnet. Der ganze Unterricht wird mit religiösen Ansichten durchflochten, bei dem Vortrage aller wissenschaftlichen Anfangsgründe werden, wo immer Gelegenheit sich darbietet, religiöse Grundsätze entwickelt, so daß mit den Fortschritten in den profanen Wissenschaften die Jugend auch stets in der Wissenschaft des Heils weiter fortschreitet; die Vorschriften des Instituts machen es jedem Lehrer zum Gesetz, den Studenten vor allem die tiefste Ehrfurcht vor Gott beizubringen, seine Lektionen mithin stets mit Gebet anzufangen, und mit Gebet zu endigen, die Andacht der Jünglinge immer mehr zu entflammen, und alle seine Schüler wenigstens einmal in der Woche durch einen klaren, ihren Begriffen angemessenen Unterricht in allen Wahrheiten und Vorschriften der Religion zu unterweisen. Die Ursache, warum der Erziehungsplan der Jesuiten die Religion zum Fundamente des Unterrichts legt, ist die, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Menschen da, wo die großen von der Religion gegebenen Tugendmittel ver-

nachläßigt werden, durch jede gesellschaftliche Verbindung nur noch schlechter werden, und daß diese Gefahr noch ungleich größer bei der Jugend ist, da diese, weil ohne Erfahrung, leichter von den aufkeimenden Leidenschaften hingerissen wird und alsdann, um ihre Verirrungen durch fremdes Beispiel zu decken oder zu beschönigen, auch stets Andere auf gleiche Abwege hinzuziehen sich bestrebt. Diese große Idee liegt allen Regeln zu Grunde, welche das Institut seinen mit dem Jugendunterricht beauftragten Gliedern ertheilt; auf diesen Punkt wird die Aufmerksamkeit der Professoren, die Wachsamkeit der Präfekte, die väterliche Sorgfalt der Rektoren und die Aufsicht der Provinzialen gerichtet.

„Ausgehend von dieser Idee macht es die Ratio Studiorum jedem Lehrer zur Pflicht, die Anlagen der Schüler genau zu erforschen, die aufsprossenden Leidenschaften durch stete Beschäftigung zu entkräften, die jugendlichen Gemüther zu einem edlen Wetteifer zu entzünden, den Kleinmüthigen und Furchtsamen Kraft einzuflößen, aber auch den Anmaßungen des Stolzes und des Eigendünkels kräftig zu begegnen; jedes böse ansteckende Beispiel zu entfernen, gefährlichen Freundschaftsverbindungen gleich beim Entstehen zuvorzukommen, die Bücher und Autoren sorgfältig zu prüfen, die Schüler zu einem bescheidenen, höflichen, zuvorkommenden Betragen anzuleiten und denselben gute, anständige, gefällige Sitten beizubringen.

„Bei einem so weisen, tief durchdachten Plan — so schließt der gelehrte Engländer sein Urtheil — mußte nothwendig eine ununterbrochene Reihe großer, in der Kirche wie im Staate sich auszeichnender Männer aus diesen Schulen hervorgehen. War für die bürgerliche Gesellschaft der Nutzen, welcher aus dem Erziehungssystem und der Lehrweise der Jesuiten entsprang, groß, allgemein, unverkennbar, so war derselbe nicht minder groß für den Orden selbst. Die jungen Jesuiten wurden, nachdem sie ihre eigenen Studien vollendet, gewöhnlich zuerst als Magistri den Gymnasialschulen vorgesetzt. Während diesem fünf bis sechs Jahre dauernden Lehramt machten sich

dieselben mit dem Genius der lateinischen und griechischen Sprache, mit allen klassischen Schriftstellern Roms und Griechenlands innigst vertraut; jedes ausgezeichnete Talent wurde hier frühzeitig bekannt und von den Obern bemerkt; jeder hatte in dieser Zeit Gelegenheit, sich zu prüfen und konnte nun angeben, zu welcher Wissenschaft er gemäß seinen Naturanlagen einen vorzüglichen Beruf zu finden glaube; ihre Urtheilskraft war gereift und Beschäftigung ihnen zum Bedürfniß geworden. Jetzt in einem Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren wurden diese Magistri nun selbst wieder Schüler, um sich unter der Leitung der geschicktesten Professoren des Ordens dem Studium der Theologie in dem vorzüglichsten Kollegium der Provinz speziell zu weihen, wo sich auf diese Weise eine permanente Kolonie vollkommen reifer, kenntnißreicher, in ihren Sitten tadelloser Theologen bildete, so wie keine andere, mit den Jesuiten rivalisirende Schule sie jemals aufweisen konnte." „Das große Jesuitenkollegium zu Paris, sagt der unpartheiische Maury, war der Zentralpunkt der Gelehrsamkeit, welcher die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen, hervorragenden Männer in ganz Frankreich auf sich zog. Dasselbe war gleichsam das höchste litterarische Tribunal, welches alle Gelehrten mit einer gewissen Art von Ehrfurcht als die erste Quelle litterarischen Ruhmes, als den Brennpunkt der öffentlichen Meinung betrachteten und welches Pirron in seiner kraftvollen Sprache die chambre ardente des réputations littéraires nannte." Was Maury von dem Kollegium der Jesuiten in Paris sagte, war auf alle Kollegien anwendbar, welche der Orden in den Hauptstädten Europa's besaß. Uebrigens ist bekannt, daß die Fundamentalprinzipien, welche dem Erziehungsgebäude der Jesuiten zu Grunde lagen, in den vorzüglichsten Erziehungsanstalten des katholischen Europa's, wenn sie auch nicht unter der Leitung der Jesuiten standen, allgemein befolgt wurden, und daß man daher das Erziehungssystem der Gesellschaft Jesu als die Quelle der ganzen Masse von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit bezeichnen kann, welche seit der Kirchenversammlung von Trient bis

auf die französische Revolution die katholische Kirche schmückten; die Erfahrungen zweier Jahrhunderte haben das Lehrgebäude der Jesuiten mit ihrem untrüglichen Stempel bezeichnet und erprobt *).

Das ist das große, unsterbliche Werk Aquaviva's, dem Europa vor zwei Jahrhunderten seine geistige Rettung verdankte, und zu dem das heutige Europa zurückkehren muß, wenn seine geistige Bildung nicht in Aberwitz und Irrsinn übergehen soll.

Das Schwert zur geistigen Eroberung der Welt liegt nächst der Erziehung im Wort Gottes. Auf das Predigtamt richtete daher der tiefblickende Aquaviva neben der Schule sein besonderes Augenmerk. Sein unablässiges Streben ging dahin, in der Gesellschaft Jesu ausgezeichnete Prediger heranzubilden, ausgezeichnet durch den Inhalt wie durch die Form ihrer Vorträge. Die Vorsteher der Provinzen und Rektoren forderte er wiederholt auf, der Kanzel ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, um das Rednertalent in den Ordensbrüdern mehr und mehr zu entwickeln und zu vervollkommnen. Er selbst ließ eine rhetorische Anleitung für christliche Kanzelberedsamkeit verfassen und in allen Ordenshäusern zum Gebrauche verbreiten. Bald nach dem Antritt seines Generalats sandte er in dieser Absicht Rundschreiben an sämmtliche Provinziale; kurze Zeit vor seinem Tode wiederholte er in einer eindringlichen Zuschrift die früher gegebenen Anweisungen und Belehrungen. Die Grundsätze und Ansichten, welche in diesem Schreiben vorwalten, zeugen von einer hohen Auffassung des Predigerberufs und von einer in alle Einzelheiten gehenden Beobachtungsgabe; mit erstaunenswerther Kenntniß wird Alles geschildert, was den Erfolg eines christlichen Redners begünstigen, Alles bezeichnet, was ihn hindern kann, und mit überraschender Scharfsinnigkeit werden sodann die Hülfsmittel der Kanzelberedsamkeit angegeben. Vernehmen wir die Hauptumrisse dieser denkwürdigen

*) Dallas, Ueber den Orden der Jesuiten (S. 509—520).

Zuschrift; dieselbe bildet gleichsam den Schwanengesang des um die christliche Kirche hochverdienten Generals.

Sieben Punkte bezeichnet Aquaviva, welche einen guten und fünfzehn Punkte, welche einen schlechten Prediger bilden. Die sieben guten Punkte sind:

1) Der Ruf eines tugendhaften Lebens; ein Redner, welcher das Gute, das er empfiehlt, nicht selbst übt, oder das Böse, vor dem er warnt, nicht selbst meidet, wird niemals einen nachhaltigen Eindruck hervorbringen.

2) Gründliche Kenntniß der Religionslehre; nur wer das, was er Anderen vortragen soll, selbst gründlich weiß, ist ein guter Redner; wer seiner Sache nicht sicher ist, kann auch nicht mit Sicherheit davon sprechen.

3) Unablässig fortgesetztes Studium der h. Schriften und der Kirchenväter, als der Quelle der christlichen Beredsamkeit.

4) Aufmerksames Studium ausgezeichneter Kanzelreden; durch die Schätze Anderer sollen wir uns selbst bereichern.

5) Frühzeitige Uebung des Rednertalents. Schon in der Schule muß der Jüngling gelernt werden, frei, muthig und richtig vor Anderen zu sprechen.

6) Anhören vieler und guter Prediger.

7) Bewußtsein der Würde und Hoheit des Predigtamts, gehörige Berücksichtigung des Stoffs und der Zuhörerschaft. Nicht wie Cicero und Demosthenes spricht der christliche Redner vor Senat und Volk, er handelt und rathschlagt nicht über zeitliche Angelegenheiten, er hält keine Anklagen und Vertheidigungen einzelner Personen; sondern er verkündet eine göttliche Lehre, er stützt sich auf den Glauben, welcher in der Brust der Zuhörer wurzelt; er verkündet Allen das höchstwichtige Geschäft ihres ewigen Heils. Er ist der Abgesandte Gottes, er verkündet Gottes Wort; gotteswürdig soll daher auch sein Vortrag sein. Der gute Prediger soll daher richtig denken, würdig sprechen und das Besprochene durch sein Leben bekräftigen.

Die fünfzehn Punkte, vor welchen der christliche Prediger sich hüten soll, sind:

1) Schlechte Absicht. Derselbe soll die Ehre Gottes und des Nächsten Heil, nicht aber seinen eigenen Ruhm anstreben; er soll nicht sich selbst predigen.

2) Prangen mit weltlichen Kenntnissen. Die mathematischen, astronomischen, medizinischen, anatomischen, physiologischen Wissenschaften gehören nicht auf die Kanzel; historische und poetische Kenntnisse sollen nicht im Predigtrock zur Schau getragen werden.

3) Ungeordnetes Studium der Theologie. Wer bald da bald dort etwas zusammenliest, heute Dieses, morgen Jenes studirt, verliert viel Zeit und kömmt auf keinen Grund.

4) Unaufmerksames Lesen der h. Schriften. Wer die Bibel oberflächlich liest, strauchelt über verborgene Schätze, ohne sie zu finden.

5) Unaufmerksames Lesen der h. Väter. Wer die Kirchenlehrer ohne Nachdenken liest, der schöpft eine Menge Quellwasser, das er weder für sich noch für Andere zu benutzen versteht.

6) Prangen mit einem glücklichen Gedächtniß. Wer eine Anzahl Bibelterte und Väterstellen zusammenhäuft, der kömmt in den Verdacht, nicht die Wahrheit seines Satzes, sondern die Treue seines Gedächtnisses beweisen zu wollen.

7) Benutzung unzuverlässiger Predigtsammlungen. Die tiefsinnigsten, inhaltsreichsten, salbungsvollsten Predigen finden sich in den h. Vätern; warum unsere Zeit mit unzuverlässigen Schriften verlieren, welche sich oft nur durch ihre Seichtigkeit und Leerheit auszeichnen?

8) Haschen nach einer gezierten Sprache. Manche Redner scheinen zu glauben, je weniger sie verstanden würden, desto mehr würden sie bewundert! Die Worte sollen dem Prediger, nicht der Prediger den Worten dienen.

9) Hineinziehen unpassender Dinge. Wer etwas, das er irgendwo gelesen hat, anführt, möge es sich zu seinem Stoffe eignen oder nicht, der beweist jedem Verständigen, daß er arm an eigenen Kenntnissen ist.

10) Predigen ohne bestimmten Endzweck. Wer nur im Allgemeinen herumfährt und ohne bestimmtes Ziel und ohne bestimmten Schluß spricht, der läßt seine Zuhörer leer; wie er die Kanzel verläßt, verläßt auch den Zuhörer der Sinn an das Gesagte.

11) Predigen ohne Ueberzeugen. Wer den Verstand nicht überzeugt und den Willen nicht bewegt, der bleibt auch bei den schönsten Worten eine leere Schelle.

12) Blinde Nachahmung beliebter Kanzelredner. Nicht für Alle geziemt sich das Gleiche. Alter, Naturell, Genie, besondere Umstände bedingen oft einen großen Unterschied. Was dem Einen gut, kann dem Andern übel stehen; nicht jedes Kleid paßt für jeden Mann.

13) Mißachtung empfangener Belehrungen. Auch ein Nicht-Maler kann die Mißstaltungen eines Gemäldes bemerken, umsomehr ein erfahrener Künstler; wer die Rügen der erfahrenen Vorsteher nicht beachtet, der verräth großen Stolz und Eigenliebe.

14) Verharren in den angewöhnten Fehlern. Mit aller Strenge sollen die Vorsteher auf die Auswurzelung dieser Fehler dringen, denn ein alter Schaden wird immer gefährlicher; nach gehaltenem Vortrage sollen sie die Fehlenden abermals sofort auftreten lassen, um den Fortschritt zu prüfen.

15) Vernachlässigung der Meditation. Wer Andere überzeugen will, muß zuerst sich selbst überzeugen; wer Andere ergreifen will, muß zuerst selbst ergriffen sein. Dies geschieht durch die Meditation. Ohne vorheriges Gebet und Meditation soll keiner die Kanzel besteigen.

Aus diesen Punkten, welche den Erfolg eines Predigers begünstigen oder hindern, entwickelt sodann Aquaviva folgende Hülfsmittel der christlichen Kanzelberedsamkeit:

1. Im Allgemeinen Verhütung aller jener bezeichneten Punkte, welche einen schlechten und Anwendung jener, welche einen guten Redner machen.

II. Beobachtung verdienstvoller Redner, welche durch Wissenschaft und Vortrag sich auszeichnen (mögen diese der Gesellschaft Jesu angehören oder nicht).

III. Meditation der h. Schriften und der Kirchenväter. Man beherzigt einen Text aus der h. Schrift, vergleicht ihn mit anderen verwandten Stellen, betrachtet dessen buchstäbliche, sinnbildliche, figürliche, sittliche Bedeutung; erörtert ihn in der hebräischen und griechischen Urschrift, vergleicht die kirchliche Uebersetzung, durchforscht die betreffenden Erklärungen der heiligen Väter, dringt so in den wahren Geist des Textes und prägt die daraus fließenden Anwendungen tief seiner Seele ein.

IV. Besonderes, durchgreifendes Erfassen einiger Hauptpunkte der Moral, indem man die Natur, die Beförderungs- und Hinderungsmittel einiger Tugenden oder Laster ganz besonders studirt, um auf diese Punkte in den Predigten mit ganzer Kraft des Geistes und Herzens eindringen zu können.

V. Unablässige Bekämpfung des vorherrschenden Lasters. Wo eine Sünde allgemein eingerissen ist, da genügt eine einmalige Belehrung nicht, sondern unter veränderten Formen und Bildern muß der christliche Redner immer in seinen Vorträgen auf dieses Hauptübel zurückkehren und die Art fort und fort an die Wurzel des Sündenbaumes setzen.

VI. Geringschätzung des menschlichen Ansehens. Niemals soll der Prediger sich durch das Ansehen einer Person in seiner Redefreiheit beschränken lassen; doch soll er auch die Laster einer einzelnen Person nicht auf die Kanzel bringen, sondern stets im Allgemeinen sprechen und einzelne fehlbare Personen, zumal wenn sie in Ansehen stehen, nicht öffentlich, sondern im Stillen warnen.

VII. Die Gewohnheit, die Predigten von Wort zu Wort zu schreiben und dem Gedächtniß einzuprägen, scheint nicht empfehlenswerth; der Vortrag verliert dadurch an Kraft, er scheint nur aus dem Gedächtniß und nicht aus dem Herzen zu kommen. Doch soll man deßwegen nicht unvorbereitet auf die

Kanzel gehen, sondern sowohl den Stoff als die Entwicklung der Rede gehörig vorbereiten.

VIII. Von großem Nutzen ist, treffende Stellen und Aussprüche, welche man bei Schriftstellern findet, niederzuschreiben und nach Hauptpunkten zu ordnen, um diese bei der Ausarbeitung einer Predigt sogleich bei der Hand zu haben.

IX. Vor allen h. Kirchenvätern soll man sich vorzüglich mit dem h. Johannes Chrysostomus vertraut machen, nicht nur wegen dem, was er lehrt, sondern auch wegen der Art, wie er erörtert, entwickelt und überzeugt.

X. Was der Prediger predigt, das soll er selbst befolgen; nicht nur mit Worten, sondern mit dem Beispiel muß gepredigt werden. Deßwegen sollen vorzüglich die Fastenprediger zuerst durch die geistlichen Exercitien sich selbst auf diese h. Zeit vorbereiten, um mit erneuertem Tugendeifer diesen Eifer auch in Anderen zu entflammen; überhaupt sollen die Prediger mit doppelter Wachsamkeit alle Pflichten erfüllen, welche die Ordensvorschriften vorzeichnen.

Zum Schlusse ermahnt der General (**XI** und **XII**) alle Provinzialvorsteher, auf die Heranbildung ausgezeichneter Prediger ihre unverrückte Aufmerksamkeit zu richten; er empfiehlt denselben die von P. Karl Regis auf seinen Befehl verfaßte Anleitung, sowie das von P. Mazerim verfertigte Handbuch der christlichen Kanzelberedsamkeit in allen Ordenshäusern einzuführen, und fordert dieselben auf, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Studien der jungen Prediger in Beziehung auf Geist und Form zu überwachen, um so in dem Orden des heiligen Ignaz eine wie an Zahl so an Fähigkeit ausgezeichnete Schaar christlicher Redner heranzuziehen. *)

Den dritten Punkt, auf welchen Aquaviva vorzugsweise die Thätigkeit seines Ordens richtete, bildeten die *in- und ausländischen Missionen*.

---

*) Epistolæ præpos. generalium, p. 365.

Durch die Missionen in Europa hoffte er die in Laster versunkenen christlichen Völker von den Sklavenketten der Sünde zu befreien, durch die Missionen im Orient strebte er die in Unwissenheit und Aberglauben schmachtenden heidnischen Völkerschaften mit der Oriflamme des Evangeliums zu erleuchten und zu beseligen.

Hören wir seine eigenen Worte über das große Missionswerk:

„Laßt uns muthig auf den Kampfplatz treten und mit bewaffneter Stirne in das Elend der sündigen Menschheit eindringen, so ruft er in einem seiner Schreiben allen Ordensbrüdern zu; mit dem hl. Kreuze wollen wir uns bewaffnen und den großen Kampf beginnen, bereit zu den bittersten Leiden und den schwierigsten Opfern, alles unternehmend und wagend im Glauben, Vertrauen, in der Kraft und durch die Stärke des Gekreuzigten. Angeworben unter die Kriegsschaar Jesu, ist es unsere Pflicht, als wahrhafte Streiter Christi das Panier des Gekreuzigten hoch emporzuschwingen und mit kräftiger Hand das zweischneidige Schwert zu führen. Der Haß der Sünde und die Liebe Gottes soll uns mitten in das Gewühl des Kampfes stürzen, wir sollen uns selbst vergessen, nur an Christus denken und mit allem Sehnen unseres Geistes den Triumph des Gekreuzigten anstreben." Als das Mittel zu diesem Kampfe gegen die Sünde schildert der General die Missionen und fordert in ausführlicher Entwicklung alle Ordensglieder auf, sich an diesem Seelengeschäft um so eifriger zu betheiligen, da der sündhafte, unglückliche Zustand Europa's und der Beruf der Gesellschaft Jesu ganz besonders dies zur Pflicht machen und da hierin auch das beste Mittel liege, Gott für die empfangenen Gaben und Gnaden ein würdiges Dankopfer zu bringen.

Um dieses Bekehrungswerk Europa's zu vollbringen, gebietet der General jedem Jesuiten, von Zeit zu Zeit als Missionär aufzutreten und mit dem Volke Bußübungen zu halten. Auch die größten Berufsgeschäfte sollen von dieser Verpflichtung nicht

entheben, doch möge es den durch Alter und Kränklichkeit Gehinderten vergönnt sein, an den zunächst gelegenen und weniger bevölkerten Orten sich dieses Auftrags zu entledigen. Wie die Apostel sollen sie je zwei und zwei die Gemeinden besuchen und die Missionen halten. Damit niemals Mangel an Missionspriestern eintrete, seien in jedem Kollegium immer einige Patres besonders mit dieser Arbeit zu betrauen und wenigstens zwei in jedem Hause beständig hiefür bereit zu halten. Trotz diesen Vorsorgen glaubte der General sein Werk noch nicht hinreichend gesichert. Nach reiflichem Nachdenken und anhaltendem Gebet ging er noch einen Schritt weiter und verordnete, daß überdies in jeder Provinz zwei oder drei Häuser ausschließlich für die Missionäre errichtet werden sollen. Jede dieser „Residenzen" soll wenigstens sechs Priester und zwei Laienbrüder erhalten, sich durchaus nur durch Almosen und milde Gaben ernähren und jederzeit bereit sein, auf das erste Verlangen überall, wo immer dieß von geistlichen und weltlichen Obern gewünscht würde, Missionen zu halten*).

Auf solche Weise sorgte Aquaviva für das Missionswesen in Europa. Mit welchem Eifer derselbe für die Verbreitung der Missionen im Heidenland bedacht war, davon gibt uns die Begeisterung Zeugniß, mit welcher er sich in folgendem Schreiben für die Mission Indiens ausspricht: „Keineswegs das Geringste unter den vielen Wundern, welche Gott vor unserm Geistesauge wirkt, ist die Bekehrung so vieler heidnischer Völker, die Verbreitung der christlichen Kirche in weit entlegene Welttheile, das Erscheinen des evangelischen Lichts mitten in den dichtesten Finsterniſſen, die Wiedergeburt so vieler sündhafter Menschen zu Kindern Gottes. Dieses Werk kann nicht erfaßt werden durch des Menschen Geist, nur bewundern kann er in demselben die Liebe, die Weisheit, die Allmacht Gottes. In der That! was ist dieses Werk anders als die Erfüllung der

*) Epistolæ præpos. generalium (Antwerp. MDCXXV) pag. 257, 266, 284 etc.

schon vor Jahrhunderten gegebenen Verheißungen? Die Worte der Propheten von der Verbreitung des Reiches Gottes in fernen Welttheilen bei Völkern, welche Jehova's Namen noch nicht gehört, seine Größe noch nicht erkannt hatten, was ist sie anders als die Vorsagung dessen, was in unserer und der nachfolgenden Zeit geschieht? Diese Verheißungen sind nicht nur Europa zu Theil geworden, die Kirche hat keine Marken, dieselbe wird durch keine Grenzen beschränkt. „Gott sammelt sich ein Heer aus allen Völkern der Erde", so spricht der Herr. Wenn mein Geistesauge so diese Verheißungen betrachtet und wahrnimmt, daß die Vorsehung sich unserer Ordensbrüder zur Erfüllung derselben bedient, da erhebt sich mein Herz und meine Seele jubelt frohlockend dem Herrn entgegen. Begreifet daher, meine Brüder, und sehet die Ursache, warum ich keinen Anstand nehme, unsern Anstalten in Europa so viele gesunde Kräfte zu entziehen, und diese als Missionäre so vielen Gefahren und Schwierigkeiten, den Stürmen des großen Ozeans preiszugeben zu keinem andern Zweck, als um barbarischen Völkern das Glaubenslicht mitzutheilen. Begreifet die Ursache, warum ich vorziehe, in Europa keine neuen Kollegien zu errichten, sondern unsere Ordensbrüder zuerst einem Werke zu bestimmen, das die Erlernung barbarischer Sprachen, die Bestehung unermeßlicher Reisegefahren, die Besiegung unzählbarer Hindernisse, die Erduldung von Qualen und Leiden aller Art nothwendig macht. Wisset, wenn ich die Zahl jener betrachte, welche unserer Leitung bedürfen, und wenn ich die Wichtigkeit beherzige, mit welcher dieselben zur Erkenntniß Gottes geführt werden, so fürchte ich sehr Gottes Gericht, ich besorge nicht zu viel, sondern zu wenig für die Missionen des Heidenlandes gethan zu haben" *).

So dachte, so schrieb, so handelte Aquaviva für das große Missionswerk in und außer Europa; so prägte er seinem Orden eine Thätigkeit ein, um den Occident und den Orient für Christus zu erobern.

*) Epist. præpos. general. pag. 247—257.

Nachdem wir nun im Allgemeinen die Richtung betrachtet haben, welche Aquaviva der Gesellschaft Jesu während seinem Generalate einprägte, wollen wir nun dessen Wirken in den einzelnen Ländern rasch überblicken.

In Spanien und Portugal erweiterte und vermehrte er während seiner Regierung die Erziehungsanstalten der Gesellschaft. So z. B. entstunden unter seiner Leitung die Kollegien von Talavera am Tajo, von Calatayud, von Vittoria, von Xeres, das Katechumenenhaus in Lissabon, das Profeßhaus zu Sevilla u. s. w.; allein ungeachtet dieser äußeren Erstarkung litt die Gesellschaft in Spanien große Gefahr innerer Zersplitterung. Unter den Ordensbrüdern dieser Provinz hatte sich eine Partei gegen Aquaviva gebildet. Diese betrachteten das Institut des hl. Ignaz von Loyola als ein spanisches; sie glaubten, daß die Oberleitung desselben aus Achtung für den Stifter vorzugsweise einem Gliede ihrer Nation gebühre. Der mächtige König Philipp II, obschon die katholische Kirche und somit auch deren muthiges Organ, den Jesuitenorden, hochschätzend und unterstützend, hatte sich durch die Wahl des Italieners Aquaviva verletzt gefühlt und unterstützte im Geheimen die Partei der Unzufriedenen. Der General erkannte das Gefahrvolle der Lage, durch Liebe und Nachgiebigkeit suchte er die drohende Kluft zu schließen und gleichsam mit seiner eigenen Person vor den Riß zu stehen. Allein die Eiferer der spanischen Partei kamen diesem Edelmuth mit Undank entgegen, einer derselben trat sogar klagend vor der Inquisition auf, und diese benutzte den Anlaß, um jedem Jesuiten ohne besondere Erlaubniß die Entfernung aus den Staaten des Königs zu verbieten. Durch diese Schlußnahme war die Einheit des Ordens und die Autorität des Generals gebrochen; da nahm sich der apostolische Stuhl der Sache an, auf Verlangen des Papsts wurde dieselbe noch einmal untersucht und die Unschuld der Angeklagten durch die Inquisition selbst ausgesprochen.

Bald darauf erhoben sich neue Schwierigkeiten. Geschlagen auf diesem Punkte, stellte die Faktion das Begehren, daß für

Spanien ein eigener Superior aufgestellt, das heißt, die Trennung der Gesellschaft eingeleitet werden solle. Schon hatte König Philipp von sich aus einen besonderen Visitator aller Ordenshäuser bezeichnet und seinerseits ebenfalls eine Reform in diesem Sinne vorbereitet; da sandte Aquaviva eine Abordnung nach Spanien und dieser gelang es, den König über die wahren Absichten dieser Bestrebungen aufzuklären und ihn zu besseren Ansichten zu bringen. So scheiterte auch dieser zweite Versuch. Nach einigen Jahren der Ruhe erhob die Partei aufs neue ihr Haupt; diesmal trat sie mit offenem Visier gegen den General auf, verlangte die Abhaltung einer Generalkongregation und beantragte in derselben die Absetzung Aquaviva's. Das den 3. November 1593 versammelte Ordenskapitel untersuchte alle Klagepunkte der spanischen Faktion auf das genaueste und erklärte dieselben nach reiflicher Prüfung sämmtlich als unbegründet und nichtig. Als man dieses Urtheil dem Papste mittheilte, rief dieser entzückt aus: „Einen Schuldigen wollte man finden und einen — Heiligen hat man entdeckt." Ebenso wurden sämmtliche Anträge, welche auf eine Abtrennung der spanischen Provinz hinausliefen, von der Kongregation verworfen und dem Haupttreiber dieser Faktion der Austritt aus der Gesellschaft gegeben. Hiemit war die Spitze der Partei gebrochen; später erhob sie sich zwar noch einmal auf eine feinere Weise, indem sie durch den spanischen Gesandten in Rom die Erhebung Aquaviva's zum Erzbischof von Neapel und dadurch dessen Entfernung von der Oberleitung der Gesellschaft Jesu zu erzielen suchte; allein auch dieses und einige andere Mittel dieser Art scheiterten an dem Charakter des Generals; er, welcher den Angriffen und Verfolgungen die Stirne geboten, wußte auch die Schmeicheleien und Versuchungen zu besiegen. Da die meisten dieser inneren Unruhen ihren Ursprung in der Politik hatten, so schärfte der General allen Ordensbrüdern auf das strengste das Dekret ein: „Niemand kümmere sich, aus welchem Grunde es immer sei, um die öffentlichen und weltlichen, auf die Staatsregierung Bezug habenden Geschäfte der

Fürsten. Wer auch diejenigen seien, welche sie hiezu ersuchen und auffordern, so sollen sie sich doch niemals erlauben, mit politischen Interessen und Angelegenheiten sich zu beschäftigen. Dringend wird den Obern aufgegeben, nicht zu erlauben, daß ein Mitglied der Gesellschaft sich in solche Händel einmische und wenn sie bemerken, daß der Eine oder Andere hiezu geneigt wäre und Gelegenheit finden dürfte, sich in solche Gefahr zu begeben, so sollen sie den Provinzial hievon benachrichtigen, damit er denselben entferne"*).

Aeußerst verhängnißvoll und verwickelt gestalteten sich während dieser Zeit die Verhältnisse in Frankreich; es bedurfte der Klugheit eines Aquaviva, um glücklich zwischen den Klippen und Abgründen hindurchzusteuern. Bürgerliche und kirchliche Faktionen durchwühlten das Reich, in offenem Kampfe stritten sich die Parteien um den blutigen Sieg, ganz Frankreich war in ein Kriegslager verwandelt, Haß und Wuth stiegen auf einen solchen Grad, daß selbst der Meuchelmord öffentlich belobt und gekrönt wurde. Heinrich III fiel durch Meuchlerhand; dieses Verbrechen wurde der katholischen Partei zur Last gelegt, und die Jesuiten mußten als Opfer dieser Anschuldigung fallen. Universität und Parlament benutzten den Anlaß, um ihrem längst gehegten Hasse Luft zu machen; auf Befehl des Parlaments wurden plötzlich sämmtliche Jesuiten in Paris ergriffen, in das Gefängniß geworfen und denselben unter Todesstrafe befohlen, innerhalb drei Tagen die Hauptstadt und innerhalb vierzehn Tagen das Reich zu verlassen. Das Kollegium von Paris wurde konfiszirt und die Bibliothek, dazumal die reichste und wichtigste der Hauptstadt, schamlos geplündert. Von Paris aus wurde die gleiche Maßregel den übrigen Parlamenten des Reichs empfohlen. Einige entsprachen der Zumuthung, andere lehnten sie mit gerechtem Unwillen ab und drangen sogar auf die Gründung neuer Kollegien, so z. B. während Paris die Patres verbannte, nahm Lyon, die zweite Stadt des Reichs,

*) Decret. XXXXVII.

dieselben mit Begeisterung auf. Die ersten Familien der Hauptstadt sandten fortwährend ihre Söhne zur Erziehung in die benachbarten Kollegien und selbst in das Ausland. Unwillig hierüber ging das Pariser Parlament im Jahr 1598 in seiner Verblendung so weit, daß es sogar den Besuch auswärtiger Jesuitenkollegien, wo immer dieselben sich befinden mögen, verbot und die „Zuwiderhandelnden aller Würden und Privilegien der Universität verlustig" erklärte. Gleichzeitig wurden sämmtliche Buchdrucker und Buchhändler von Paris aufgefordert, „keine Schriften zur Rechtfertigung der Gesellschaft Jesu zu drucken oder zu verbreiten" *).

Jeder Druck erregt einen Gegendruck. Dieses Gesetz der Natur findet auch im Reiche der Geister seine Anwendung. Als Heinrich IV die Zügel des Reichs mit kräftiger Hand ergriff und die Verirrungen seiner Jugend durch eine aufrichtige Rückkehr zur Religion seiner Väter gutmachte, da erkannte Aquaviva, daß der Zeitpunkt gekommen, die in Paris erlittene Niederlage wieder auszumerzen. Zuerst in Blois (im Jahr 1599) und dann in Metz (im Jahr 1603) knüpfte er durch vertraute Männer Unterhandlungen mit dem Könige an und brachte es so weit, daß Heinrich IV durch ein Dekret das gesetzliche Bestehen der Gesellschaft Jesu vorläufig für die Provinzen wieder aussprach. Das königliche Dekret wurde in Rouen im September 1603 bekannt gemacht und erschien gerade 9 Jahre nach dem Verbannungsbeschluß; allgemein wurde dasselbe als Vorbote der Rückkehr der Jesuiten nach Paris angesehen. Parlament und Universität boten Alles auf, dies zu verhindern; der Präsident trat an der Spitze der Parlamentsräthe selbst vor den König und brachte alle möglichen Gründe gegen die Zurückberufung des Ordens vor: allein Aquaviva hatte den Fürsten so günstig zu stimmen gewußt, daß dieser die Vertheidigung der Gesellschaft selbst übernahm und in ausführlicher Rede die

*) Vergl. Brühl, S. 358.

Angaben des Parlaments zurechtwies*). „Ihr redet mir von großen Schwierigkeiten, so sprach unter Anderem der König, ihr erblicket große Gefahren in der Zurückberufung der Gesellschaft Jesu; aber wisset, daß ich diese alle schon vor vielen Jahren erwogen und geprüft habe. Ihr werfet den Jesuiten Ehrgeiz vor, mir ist ihre Genügsamkeit bekannt. Ich sehe nicht ein, worauf ihr diese Anschuldigung gründet gegenüber von Männern, welche die höchsten Würden und Prälaturen, selbst wenn diese ihnen aufgedrungen werden, ausschlagen, Männern, welche Gott geloben, nie nach Würden und Aemtern zu streben, welche in der Welt auf nichts Anspruch machen, als Allen unentgeldlich zu dienen, die sich ihrer bedienen wollen. Ihr sagt, daß die Universität mit der Gesellschaft Jesu sich nicht vertragen könne, aber warum das? Entweder weil die Jesuiten gelehrter sind als die andern Professoren, wofür der zahlreiche Besuch ihrer Kollegien spricht; oder weil sie bisdahin der Universität nicht einverleibt waren, allein dies kann jetzt geschehen, wenn ihr es wünschet und ich es befehle. Ihr sagt, daß die gelehrtesten Männer in euerem Parlament nicht bei den Jesuiten studierten. Aber ich habe sagen gehört, daß die anderen Parlamente des Reichs nicht so sprechen und daß selbst das eurige hierüber nicht ganz einig ist. Wenn man bei den Jesuiten nicht mehr lernt als anderswo, woher kömmt es denn, daß man ihre Schulen trotz allen eueren Erlassen selbst im Auslande aufsucht, so daß euere Universität selbst während ihrer Verbannung ganz leer blieb? — Die Jesuiten — sagt ihr ferner — ziehen die geistvollen jungen Leute an sich und wählen die besten für sich aus. Das gerade ist's, was ich achte. Wählen nicht auch wir die tapfersten Männer aus, wenn wir in den Krieg ziehen? Würden sie euch unwissende Lehrer oder Prediger bieten, ihr würdet sie verachten; nun sie tüchtige Köpfe haben, tadelt ihr sie darob. Ueberhaupt habe ich erfahren, daß

*) Auf diese Umstimmung des Königs hatte P. Coton besonders eingewirkt; wir werden die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Jesuiten ausführlich mittheilen.

so oft ich von ihrer Zurückberufung sprach, zwei Klassen von Menschen sich derselben widersetzten, die Reformirten und die schlechten katholischen Priester; eben darum schätze ich sie noch mehr" *).

An Aquaviva aber schrieb der König: „Als christlicher Fürst, dem die Beförderung der Ehre Gottes und die Wohlfahrt seines Volks am Herzen liegt, habe ich mich bewogen gefühlt, Euere Ordensgesellschaft in meinem Reiche wieder einzuführen. Die Bemerkungen, welche Ihr mir durch den Kardinal d'Ossat und meinen Gesandten und durch Eueren Brief vom 21. Oktober bezüglich der Art und Weise dieser Zurückberufung mitgetheilt, habe ich beifällig aufgenommen. Diese beiden Männer werden Euch meine Meinung kund machen; ich vertraue auf dieselben und bitte Euch, ihnen wie mir selbst zu vertrauen. Seid überzeugt, daß ich die Wiederherstellung Eueres Ordens will und daß ich sie vollständig will. Verlasset Euch also auf mich; ich weiß besser als wer immer, was hiezu frommt, und ich will es. Ich bitte Gott, daß er Euch, mein Herr General, in seine heilige Obhut nehme!" **)

Sign. Heinrich.

Gegenüber diesem so entschiedenen Willen des thatkräftigen Königs blieb dem Parlament nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Kaum war der Verbannungsbeschluß entkräftet, so blühten nicht nur die früheren Kollegien wieder empor, sondern Aquaviva hatte sogar die Freude, eine Menge neuer Institute sich eröffnen zu sehen; in Amiens, Vienne, Moulins, Nevers, Troyes, Reims, Poitiers, Chartres, Embrun, Sisteron, Arles und in dem königlichen Schlosse zu La Flèche ꝛc. erhoben sich Kollegien und „die Jesuiten — sagt der Chronikschreiber Cayet

*) Vergl. diese merkwürdige Rede Heinrichs IV bei Crétineau-Joly (Bd. III, S. 51—56) in getreuem, vollständigem Wortlaut.

**) Vergl. Crétineau-Joly III. Bd., 42. Seite (D. D. Fontainebleau, 19. Novembre 1603.

— stunden kräftiger und größer da nach ihrer Verbannung als vor derselben" *).

In England erfocht die Gesellschaft Jesu unter General Aquaviva die Krone des Martyrthums; hier errang sie sich — wie Brühl bemerkt — die schönsten Palmen **). Heinrich VIII und Elisabeth hatten der katholischen Kirche in Großbritannien den Untergang geschworen; mit Feuer und Schwert wurde alles „Päpstliche" ausgerottet; der Gesellschaft Jesu gereicht es zur ewigen Ehre, „daß zu dieser Zeit der Prüfung auf jeden Kopf ihres Ordens die Todesstrafe gesetzt wurde". Aquaviva wollte, als er noch einfacher Pater war, selbst in England eindringen und dem nach katholischen Priestern seufzenden Volke Tröstung bringen; jetzt zum Oberhaupt erhoben, ließ er sich das Schicksal dieser unglücklichen Nation besonders am Herzen liegen. In Rom und in einigen Küstenstädten Frankreichs unterhielt er mit Hülfe des Papsts besondere englische Kollegien und bildete in denselben katholische Priester für dieses Volk; auch nahm er tüchtige Engländer mit Vorliebe in seinen Orden auf, um mittelst dieser Streiter das verlorene Land wieder zu erobern. Als Aquaviva sich so seine Streitkräfte bereitet, sandte er seine englischen Ordensbrüder in kleinen Abtheilungen unbemerkt in das Vaterland zurück; diese brachten zu Stadt und Land ihren katholischen Landesgenossen die Tröstungen der Kirche, spendeten die heiligen Sakramente, stärkten die Gläubigen in der Religion der Väter und fielen bald nach längerer bald nach kürzerer Wirksamkeit in die Hände der königlichen Scharfrichter. Die Gefallenen ersetzte Aquaviva durch neue Streiter Christi, aus dem Blute eines Märtyrers wuchs sogleich ein neuer Kämpfer hervor und so unterhielt der General das Licht des katholischen Glaubens fort und fort in dem Inselreich. In kurzer Zeit gewannen die Jesuiten Campian, Pond, Donall, Scherwin, Briant, Lacy, Kirkmann, Thompson, Hart,

*) Chronique Septen. Ann. 1604, pag. 437.

**) Geschichte der Gesellschaft Jesu. XII. Kap. S. 385 ꝛc.

Tyrlke, Sabourn, O'Calan, Southwell, Walpole, Bosgraye, Pilcock, Barkworth und noch mehr als hundert Andere theils unter dem Henkerbeil, theils am Galgen, theils auf der Folter, theils im Kerker die Martyrkrone. Das Opfer war schwer, allein es galt der Erhaltung der katholischen Kirche in Großbritannien, und darum war es für Aquaviva und seine Ordensbrüder nicht zu schwer! *)

Weniger martervoll, aber eben so kräftig waren die Anstrengungen Aquaviva's zur Rettung der Niederlande. Auch Holland verschloß durch ein Staatsgesetz den Jesuiten seine Grenzen; allein dies hinderte den General nicht, von Delft aus zwei Missionäre in das Land zu senden, um die im Volke noch glimmende Gluth des katholischen Glaubens wieder anzufachen. Ein volles Jahr pilgerten die beiden Jesuiten von Dorf zu Dorf und wirkten in stiller Verborgenheit mit solchem Erfolg, daß Aquaviva denselben schon in dem folgenden Jahr mehrere Ordensbrüder zur Aushülfe nachsenden mußte. Bald darauf traten sie aus ihrer Verborgenheit hervor, gingen von dem Lande in die Städte über und verkündeten den treugebliebenen Katholiken in Haag, in Harlem, in Leyden, in Amsterdam und Rotterdam die Lehren und Vorschriften der Kirche und spendeten denselben die h. Sakramente. Zwar versuchten die Neuerer, mit Gewalt gegen die Jesuiten einzuschreiten; drei derselben wurden im Lager zu Ostende ermordet, ein anderer ertränkt; auch durch Lügen und Verläumdungen wurden die Gemüther gegen dieselben aufgereizt**), allein die frommen Missionäre hatten im Herzen des der katholischen Religion treu-

*) Wir werden die Leidensschicksale der P. P. Lampian und Persons besonders mittheilen, um unseren Lesern einen Blick in das Leben und Streben der englischen Martyrer zu gewähren.

**) Ein Mordversuch auf Moritz von Nassau gab den Neuerern erwünschten Anlaß gegen die Jesuiten zu wüthen; allein die gerichtliche Untersuchung zeigte die vollständige Unschuld derselben, der Ankläger selbst zog seine Worte zurück und in Folge authentischer Zeugnisse wurde die Nichtigkeit der Anschuldigung amtlich ausgesprochen. (Vergl. Riffel, sowie die Schrift Costers.)

gebliebenen Volkes bereits zu tiefe Wurzeln gefaßt, weder Gewalt noch Lüge vermochten etwas gegen sie, im Gegentheil diese trugen nur zur größeren Anhänglichkeit an die Missionäre bei: die Katholiken sahen in den Verfolgten die wahren Stützen des Glaubens. So erhoben sich denn unter dem Generalate Aquaviva's in den Niederlanden neue Ordensanstalten in Arras, Cambray, Gröningen, Tournay, Waten, Dinant, Bas-le-Duc, Namur, Mecheln, Hesdin, Atre ꝛc. ꝛc. Im Kollegium zu Donay zählte einzig die philosophische Schule 400 Zöglinge und der Orden und durch ihn die katholische Kirche gewann in den Niederlanden einen solchen Aufschwung, daß Aquaviva dieses Land in zwei Provinzen theilen mußte, die flandrisch-belgische mit 14 und die gallo-belgische mit 15 Häusern!

Was Aquaviva für Deutschland und den Norden geleistet, daß fassen wir mit Crétineau kurz in folgenden Worten zusammen: „Im Norden Europa's, wo ganze Provinzen und Länder von dem Bande der katholischen Einheit abgefallen waren, da galt es für die Gesellschaft Jesu, die ganze Würde und Schwere des Apostolats zu tragen. Da sehen wir die Jesuiten überall in voller Thätigkeit, in den Kirchen, an den Universitäten und Schulen, an den Höfen; Jesuiten sind die Erzieher der Vornehmen wie der Kinder des Volks. Aquaviva beabsichtigte eine Gegenrevolution, welche vorzüglich durch die Erziehung bewerkstelligt werden sollte. In diesen Plan gingen die katholischen Fürsten, besonders der Bischof Julius von Würzburg, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, der Herzog Maximilian von Bayern, der Erzherzog Ferdinand, überhaupt die zahlreichen, von den Jesuiten erzogenen Fürsten und Staatsmänner lebhaft ein. — Täglich besuchten sie die Kranken in den Spitälern, Pest und Epidemien fanden dieselben stets bereit zum Sterben, während die protestantischen Seelsorger sich verbargen oder flohen. Solcher Thätigkeit der Jesuiten ist es allein zuzuschreiben, daß in den Rheingegenden, in Süddeutschland, in Ungarn und Polen der katholische Glauben vorherrschend geblieben. —

Wie lebhaft diese Thätigkeit der Jesuiten bereits damals von den Protestanten gefühlt und geahndet worden, beweist der tödtliche Haß, mit dem sie die Ersteren verfolgten. Dieser Haß ging so weit, daß mehrere deutsche Städte den neuen verbesserten Kalender nicht annehmen wollten, weil derselbe von einem Papst und einem Jesuiten (Gregor XIII und P. Clavius von Bamberg) ausging und weil die Jesuiten für die Einführung und Verbreitung desselben vorzugsweise thätig waren. In Augsburg rotteten sich die Lutheraner wegen dem Kalender zusammen, belagerten das Haus der Jesuiten und wollten dasselbe eben in Flammen aufgehen lassen, als der Herzog von Bayern mit 500 Reutern zum Schutze der bedrohten Ordensmänner herbeieilte und dieselben vom Feuertode befreite. In Riga wiegelte ein protestantischer Prediger das Volk ebenfalls wegen dem neuen Kalender gegen die Jesuiten auf; er beschuldigte diese, die ganze Welt, die Religion, die Sprache, selbst die Jahres- und Tageszeiten umkehren zu wollen; an der Spitze eines aufgereizten Volkshaufens stürzte er in die Jesuitenkirche, das Haus Gottes wird geplündert und verwüstet, und einen ganzen Monat lang die Stadt in Aufruhr versetzt. Nicht besser geht es in Steyermark, im Elsaß, in Böhmen, überall werden die Bauern auf die Jesuiten gehetzt; die Jesuiten aber, aufgemuntert durch Aquaviva, setzen all diesen Verfolgungen eine unerschütterliche Geduld entgegen und siegen. Unter dem Generalat Aquaviva's waren sie in den Ländern deutscher und slavischer Zunge mächtiger denn je vor- und nachher, überall in Oesterreich, Böhmen, Bayern, im Rheinlande, in der Schweiz Häuser besitzend und errichtend" *).

Diesem Urtheile eines katholischen lassen wir dasjenige eines protestantischen Geschichtschreibers über den gleichen Gegenstand folgen. Der sicherlich unverdächtige Ranke schildert die

*) Crétineau-Joli t. II. p. 320, 346, 375. — (Brühl, S. 332.) Was die Jesuiten in Polen, Rußland und Schweden und dem Norden geleistet, das werden uns die Lebensgeschichten Possevins und Canczycki's ausführlich zeigen.

Jesuiten als die vorzüglichsten Urheber der zu Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland erfolgten Gegenreformation. „Schon erschienen — schreibt er — die Schüler der Jesuiten unter den geistlichen Fürsten.“ „Diese hielten es für ihre Pflicht, ihre Territorien zum Katholizismus zurückzuführen.“ — Als solche bezeichnet er vorzugsweise den Johann Adam von Riken, Churfürst von Mainz, Zögling des Germanikums, und seinen Nachfolger Johann Schweikard; Ferdinand und Ernst von Köln, Neithard von Thüringen, Theodor von Fürstenberg, Lothar aus dem Hause Metternich, Churfürst von Trier. „Und nicht allein geistliche — fährt er weiter — sondern auch weltliche Fürsten hatten die Jesuiten erzogen. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts traten ihre beiden großen Zöglinge auf, Ferdinand II und Maximilian I.“ „Höchst merkwürdig bleibt allemal die rasche und dabei doch so nachhaltige Verwandlung, welche in allen diesen Ländern durch die Jesuiten hervorgebracht ward. Soll man annehmen, daß der Protestantismus in der Menge noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte, oder soll man es der Methode der Jesuiten zuschreiben? Wenigstens ließen es diese an Eifer und Klugheit nicht fehlen. Von allen Punkten, wo sie sich festgesetzt, ziehen sie in weiten Kreisen umher. Sie wissen die Menge zu fesseln; ihre Kirchen sind die besuchtesten, sie gehen immer auf die vornehmste Schwierigkeit los; ist irgendwo ein bibelfester Lutheraner, auf dessen Urtheil die Nachbarn etwas geben, so wenden sie alles an, um ihn zu gewinnen, was ihnen auch bei ihrer Uebung in der Kontrovers selten fehlschlägt. Sie zeigen sich hülfreich; sie heilen Kranke; sie suchen Feindschaften zu versöhnen. Durch heilige Eide verpflichten sie alsdann die Ueberwundenen, die Bekehrten. Nach allen Wallfahrtsorten sieht man die Gläubigen unter ihren Fahnen heranziehen; Menschen, die eben noch eifrige Protestanten gewesen, schließen sich jetzt den Prozessionen an.“ So schildert Ranke das Wirken der Jesuiten in Deutschland zur Zeit, als Aquaviva der Gesellschaft vorstund. Derselbe sagt,

daß man im Jahr 1603 in Deutschland über 400,000 Kommunikanten mehr zählte als früher*).

In Italien endlich zogen Venedig und Rom vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Jesuitengenerals auf sich. Während auf der ganzen Halbinsel die katholische Kirche in Folge des Tridentinischen Conciliums neu aufblühte, wußten die Protestanten sich in der mächtigen Republik des adriatischen Meers einzudrängen und festzusetzen. Der Protestantismus zählte daselbst viele geheime, mächtige Anhänger, denen es vor allem daran lag, die Republik mit dem apostolischen Stuhl zu entzweien. Zu diesem Plane wirkten zwei verkommene Servitenmönche, Paolo Sarpi und Fulgenzio, kräftig und eifrig mit. Der Erstere, welcher die Würde eines Staatskonsultators bekleidete, bearbeitete den Senat, der Andere wiegelte das Volk durch Predigen und Schriften auf; beide stürmten in erster Linie gegen die Jesuiten als die Vorkämpfer des Papstthums. Diese protestantisch gesinnte Partei hatte es bereits so weit gebracht, daß sich der Senat offene Eingriffe in die kirchliche Gerichtsbarkeit erlaubte. Klemens VIII. suchte durch Geduld und Nachsehen eine bessere Stimmung zu erzielen, jedoch ohne Erfolg; sein Nachfolger Paul V sah sich endlich gezwungen, gegen die Senatsbeschlüsse kräftige Einsprache zu erheben, und als diese ebenfalls ohne Erfolg blieben, da griff der Papst zum letzten Mittel: den 17. April 1606 sprach er über den Senat die Exkommunikation aus. Die Republik ihrerseits verhängte über jeden Geistlichen, welcher diesen Befehlen des Papsts Folge leistete, die Verbannung. Hiermit war der Bruch zwischen Rom und Venedig vollständig und offen ausgesprochen, die Partei der Neuerer hatte ihren fein gesponnenen Plan glücklich durchgesetzt. Die Geistlichkeit Venedigs befand sich in der peinlichsten Lage. Auf der einen Seite untersagte ihr das Oberhaupt der Kirche die Abhaltung des Gottesdiensts, um durch diese Strafe die widersetzliche Republik zur besseren Besinnung zu

*) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert, III. Bd., S. 399 u. f. w.

bringen; auf der andern Seite belegte der Senat alle Welt- und Klostergeistlichen mit Verbannung und Wegnahme ihrer Güter, wenn sie den Gottesdienst unterbrechen würden. Die Jesuiten, auf die es beim Senatsbeschluß vorzüglich abgesehen war, blieben keinen Augenblick im Zweifel; sie folgten gemäß der von Aquaviva erhaltenen Weisung dem Befehle des kirchlichen Oberhaupts und stellten die Folgen Gott anheim. Diese traten sogleich ein; der Senat, durch die protestantisch gesinnte Partei auf das äußerste aufgehetzt, sprach nicht nur die augenblickliche Verweisung aller Jesuiten aus dem Gebiete der Republik und die Einziehung ihrer sämmtlichen Güter aus, sondern er erließ ein Gesetz, welches diese Verbannung auf ewige Zeiten ausdehnte und für alle Zukunft eine Zurücknahme dieses Dekrets nur durch einen einhelligen Beschluß des Senats möglich erklärte. — Aquaviva ertrug dieses harte Urtheil, welches seine Gesellschaft in einer ihrer schönsten Anstalten traf, mit Ruhe und Ergebung: er stellte seine Sache Gott anheim und bat sogar den Papst, die kirchliche Aussöhnung Venedigs nicht von der Wiederherstellung des Jesuitenkollegiums abhängig zu machen, sondern dieses dem Frieden der Kirche zu opfern.

Die göttliche Vorsehung ließ diese Opferwilligkeit und diesen Gehorsam nicht unbelohnt; die Konfiskation der Jesuitengüter wurde durch die Vermittlung des französischen Königs Heinrich IV bald rückgängig gemacht und die ewige Zeit der Verbannung schmolz auf fünfzig Jahre herab; im Jahre 1657 kehrten die Jesuiten in ihr Kollegium nach Venedig zurück, der eines Besseren belehrte Senat setzte dieselben selbst wieder in den Besitz aller ihrer Rechte und Güter und so endete die Verbannung mit einem herrlichen Triumphe! *)

Die Ergebung, Geduld und Sanftmuth, welche die Jesuiten in Venedig zu einem glücklichen Ziele führte, rettete dieselben auch in Rom, wo sich unter Papst Sixtus V ein un-

*) Vergl. Crétineau-Joly, t. III. cap. 2 und 8.

heildrohendes Gewitter über ihrem Haupte sammelte. Sixtus V war einer der größten Männer, welche auf dem Stuhle Petri saßen; von Geburt ein Kind des Volks, durch Gesinnung königlichen Stammes, unbeugsam in seinem Willen, kühn in seinen Unternehmungen, ausharrend in seinen Plänen, vereinigte er strenge Gerechtigkeit, haushälterischen Sinn, Liebe zu den schönen Künsten und einen eisernen Willen in Reformirung der eingeschlichenen Mißbräuche. Von Jugend an im strengen Gehorsam des Franziskanerordens erzogen, bestieg er im vorgerückten Alter den päpstlichen Stuhl und bewies nun, daß er als Greis ebenso gut zu befehlen wie früher als Jüngling zu gehorchen verstehe. Für die Gesellschaft Jesu war Sixtus V keineswegs mit günstigen Vorurtheilen eingenommen; er sah in derselben eine Abart des Mönchthums, ein Mittelding zwischen Welt- und Ordensgeistlichkeit, und er glaubte sich daher berufen, dieses Institut zu reformiren, und ihm mehr den Charakter eines Mönchsordens zu geben. Diese Ansichten und Absichten des Papsts waren Aquaviva nicht unbekannt; auch erfaßte er sogleich die ganze Tragweite der obschwebenden Frage, welche die gesammte Wirksamkeit seiner Gesellschaft zu verändern und dieselbe aus der Reihe der kirchlichen Vorkämpfer in die der Nachzügler zu versetzen drohte. Als General der Gesellschaft Jesu hatte er einerseits die Gewissenspflicht, das Institut im Sinne und Geiste des hl. Ignaz aufrecht zu erhalten und anderseits machten es ihm diese Statuten selbst zur besondern Aufgabe, vor Allem dem Willen des Papsts zu gehorchen. Drang nun der Papst auf eine Umgestaltung der Gesellschaft, so mußte der General sich unterziehen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch dem Institut des hl. Ignaz einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Letzteres erschien auch als die wahrscheinliche Folge der angeregten Reformen; so wenigstens wurden dieselben von Aquaviva, so von dem Kardinalkollegium, so von den katholischen Fürsten beurtheilt. Kaiser Rudolf, König Sigismund, Herzog Wilhelm von Bayern und mehrere andere Fürsten ersuchten den hl. Vater, von seinem Vorhaben abzustehen: „Nicht im In-

tereſſe der Geſellſchaft Jeſu, ſondern im Intereſſe der katholiſchen Religion — ſchrieb der Herzog von Bayern u. A. nach Rom — mache ich Euch, heil. Vater, mit der Euch ſchuldigen Ehrfurcht und Ergebenheit auf die großen Nachtheile aufmerkſam, welche eine ſolche Maßregel für unſere Gegenden zur Folge hätte; die katholiſche Sache würde darunter leiden und nur die Proteſtanten würden darüber jubeln und triumphiren.“*) Eben ſo entſchieden ſprach ſich das Kardinalkollegium gegen die angeregte Reform aus; mit der vollen Kraft ſeines Anſehens ſuchte es den Papſt von der Vollziehung zurückzuhalten, mit Einhelligkeit gab daſſelbe ſein Gutachten zu Gunſten des unveränderten Fortbeſtands der Geſellſchaft Jeſu und ſchloß daſſelbe mit der Bemerkung: „Wir ſehen nicht ein, was Euerer Heiligkeit an dieſem Inſtitute mißfallen kann.“**)

Und wie benahm ſich Aquaviva? Er, der General, dem die Sache zunächſt ans Herz ging, gab allen ſeinen Ordensbrüdern die Weiſung, ſich jeden Tadels über das Vorhaben des Papſts zu enthalten. Als ihm P. Forsler aus Deutſchland in vertraulichem Briefwechſel einige Bemerkungen über die obſchwebende Frage mittheilte, antwortete er ihm ſofort: „Der Papſt iſt unſer Haupt und unſer Hirt, er liebt uns und will uns demüthigen. Die Wunden, welche der Liebende ſchlägt, ſind uns nützlicher, als wenn er uns durch Verzärtelung zum Stolz führte. Beten wir für ihn zum Herrn.***) Als aber der General von Sixtus ſelbſt vorberufen und um ſeine Meinung angefragt wurde, da brach Aquaviva das Schweigen; mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Gründen ſuchte er dem Papſt die Folgen der beabſichtigten Reform vorzulegen, erklärte ſich jedoch vor Allem als ein Kind des Gehorſams. Der Papſt, einerſeits die Mißſtimmung des Kardinalkollegiums und der katholiſchen Fürſten berückſichtigend, anderſeits an ſeinem Vorha-

*) Crétineau, T. II, p. 336.
**) Ibid., p. 338.
***) Ibid., p. 338.

ben mit eisernem Willen festhaltend, verfiel endlich auf den Gedanken, sein Ziel durch Aquaviva selbst zu erreichen.

Sixtus forderte den Jesuitengeneral auf, er solle selbst vom apostolischen Stuhl eine Reform seines Ordens begehren, die sich vor der Hand nur auf die Unterdrückung des Namens „Gesellschaft Jesu" zu beziehen habe. Aquaviva, im Pflichtgefühl des schuldigen Gehorsams handelnd, durch Nachgiebigkeit in einem Punkt Aufschub in anderen hoffend, und in Betracht des hohen Greisenalters und der Kränklichkeit des Papsts vor Allem Zeit zu gewinnen suchend, schrieb mit eigener Hand den gewünschten Akt, unterzeichnete denselben und übergab ihn mit opferwilliger Unterwerfung in die Hände des Papsts. — Sixtus V, sei es, daß er nur den Gehorsam des Jesuitengenerals prüfen wollte oder daß er durch diese aufopfernde Handlungsweise Aquaviva's sich besiegt fühlte, legte das Aktenstück unveröffentlicht auf seinen Schreibtisch, und so fand man dasselbe auch nach seinem bald darauf erfolgten Tode. Gregor XIV, der Nachfolger des strengen Sixtus, erklärte das niemals veröffentlichte Dekret als ungeschehen, und so ging das furchtbar drohende Gewitter durch die Weisheit und Klugheit Aquaviva's an der Gesellschaft Jesu schadlos vorüber.

Wir können das Bild Aquaviva's nicht schließen, ohne noch einen schnellen Blick auf den Erfolg der Missionen zu werfen, welche er durch seinen Orden in den fremden Welttheilen halten ließ. Ranke, der protestantische Geschichtschreiber, macht über die Wirksamkeit dieser Missionen unter Anderm folgende merkwürdige Angaben und Bekenntnisse:

In Südamerika lehren die Jesuiten (zur Zeit Aquaviva's) Grammatik und freie Künste; mit ihrem Kollegium San Ilfonso zu Mexiko ist ein theologisches Seminar verbunden. Die Mission ist Civilisation geworden: die Ordensbrüder lehren zugleich säen und ernten, Bäume pflanzen und Häuser bauen, lesen und singen. Dafür werden sie denn auch mit tiefer Ergebenheit verehrt. Wenn der Pfarrer in seine Gemeine kommt, wird er mit Glockengeläut und Musik empfangen, Blu-

men sind auf den Weg gestreut; die Frauen halten ihm ihre Kinder entgegen und bitten um seinen Segen.

In Ostindien ging es, so weit die Herrschaft der Portugiesen reichte, ungefähr eben so zu. Jahr bei Jahr wurden Tausende bekehrt. Auf die mannigfaltigste Weise war man in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts im Orient beschäftigt. In Madaura finden wir seit 1606 den Pater Nobili. Er ist erstaunt, wie wenig Fortschritte das Christenthum in der langen Zeit gemacht und glaubt sich dies nur dadurch erklären zu können, daß die Portugiesen sich an die Parias gewandt hatten. Christus ward als ein Gott der Parias (der Armen) betrachtet. Ganz anders griff er es an: er hielt dafür, eine wirksame Bekehrung müsse bei den Vornehmen anfangen. Er erklärte bei seiner Ankunft, daß er vom besten Adel sei — er hatte Zeugnisse dafür bei sich — und schloß sich an die Braminen. Er kleidete sich und wohnte wie sie, unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanskrit und ging auf ihre Ideen ein. Sie hegten die Meinung, es habe früher in Indien vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen einer verloren gegangen. Er behauptete, er sei gekommen, ihnen diesen verlornen aber geradesten, geistigen Weg zur Unsterblichkeit zu weisen. Im Jahr 1609 hatte er schon 70 Braminen gewonnen und sah bald Schaaren von Bekehrten um sich.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, die man um dieselbe Zeit am Hofe des Kaisers Akbar machte. Dieser rief die Jesuiten zu sich und erklärte ihnen: „Er habe alle Religionen der Welt kennen zu lernen gesucht; jetzt wünsche er auch die christliche kennen zu lernen: mit Hülfe der Väter, die er ehre und schätze.“ Den ersten festen Sitz nahm Hieronymus Xaver, Neffe des Franz von Xaver*), im Jahr 1595 an seinem

*) Das Leben und Wirken des ersten Indianer-Apostels Franz von Xaver werden wir in einem besonderen Bild mittheilen. Dasselbe fällt in den Zeitraum 1542 bis 1552 und steht daher mit dem Generalat Aquaviva's (1581—1615) in keiner Verbindung.

Hofe. Im Jahr 1599 ward zu Lahore Weihnachten auf das feierlichste begonnen; die Krippe war 20 Tage lang ausgestellt: mit Palmen in der Hand zogen zahlreiche Katechumen in die Kirche und empfiengen die Taufe. Der Kaiser las ein Leben Christi, das man persisch verfaßt, mit vielem Vergnügen. Nach dem Tode Akbars im Jahre 1610 empfiengen drei Prinzen aus königlichem Geblüte feierlich die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten sie nach der Kirche: mit Trommeln und Paukenschlag empfieng sie Pater Hieronymus.

„Zu derselben Zeit waren die Jesuiten auch schon in Sina vorgedrungen. Der kunstfertigen, wissenschaftlichen, lesenden Bevölkerung dieses Reichs suchten sie durch die Erfindungen des Occidents, durch Wissenschaften beizukommen. Im Jahre 1605 wurde eine marianische Sozietät in Peking gegründet; im Jahr 1611 ward die erste Kirche in Nanking eingeweiht; vier bis fünf Jahre später gibt es schon in fünf Provinzen christliche Kirchen *).

„In dem kriegerischen, durch unaufhörliche Partheiung entzweiten Japan hatte der Jesuit Valignano († im Jahr 1606) bereits 300 Kirchen und 30 Jesuitenhäuser gegründet. Seit dem Jahre 1612 waren furchtbare Verfolgungen über sie verhängt. Aber sie hielten sehr gut Stand. Ihre Bekehrten forderten den Märtyrertod heraus: sie hatten eine Märtyrersodalität gestiftet, in welcher man sich gegenseitig zur Erduldung aller Leiden ermuthigte; sie bezeichnen diese Jahre als die Aera Martyrum: — wie sehr auch die Verfolgung zunahm, sagen ihre Geschichtschreiber, so gab es doch in jedem Jahre Neubekehrte. Sie wollen von 1603 bis 1622 genau 239,339 Japanesen zählen, welche zum Christenthum übergegangen **).

„In allen diesen Ländern — so schließt unser protestantischer Gewährsmann seinen Bericht — bewähren denn die Je-

*) Das Wirken der PP. Ricci und Schall, welchen die Verbreitung des Christenthums in China zu verdanken ist, werden wir ebenfalls in einer besondern Abhandlung schildern.

**) Lettere annue del Giappone d. a. 1622.

suiten ein eben so gefügiges als beharrliches und hartnäckiges Naturell; sie machen Fortschritte in einer Ausdehnung, wie man sie nie hätte erwarten sollen: es ist ihnen gelungen, den Widerstand jener gebildeten nationalen Religionen, die den Orient beherrschen, wenigstens zum Theil zu besiegen" *).

In diesem Sinn und Geiste führte Aquaviva während fünfunddreißig Jahren das Generalat der Gesellschaft Jesu, auf solche Weise wirkte er in seinem Orden und durch diesen auf die Menschheit in allen Theilen der Erde. Nach kurzer Krankheit entschlummerte er sanft den 31. Jenner 1615 im 73sten Altersjahr. Die Geschichte, welche in Ignaz den Stifter der Gesellschaft Jesu verehrt, bezeichnet Aquaviva als deren Erzieher. Während seines Generalats tobten unglücksschwangere Gewitter über seinem Haupte, die Erde bebte wiederholt unter seinen Füßen; verschiedenartige Elemente vereinigten sich, um sein Institut zu verschlingen; der General widerstand all diesen Stürmen mit Würde, mit Thatkraft und mit jener Mäßigung, welche das sicherste Zeichen der wahren Stärke ist. Glücklich führte er seinen Orden durch alle Gewitter und Brandungen hindurch, nach 35jähriger Regierung hinterließ er denselben in dem blühendsten Zustande. Bei seinem Tode zählte die Gesellschaft Jesu **13,000** Mitglieder, welche über die ganze Erde verbreitet, in 550 verschiedenen Anstalten im Geiste des heil. Ignaz treu und eifrig wirkten. Wir schließen diese Lebensumrisse des talentvollen Generals mit dem Urtheil des unverdächtigen d'Alembert: „Dem Aquaviva verdankt die Gesellschaft Jesu, so schreibt der französische Philosoph, mehr als jedem Andern jene kluge, vortreffliche Regierungsweise, welche als ein Meisterstück des menschlichen Geistes dasteht und die während zwei vollen Jahrhunderten die Größe und den Ruhm dieses Ordens gesichert hat." *)

*) Ranke Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert (III. Bd., S. 488—500). VII. Buch, 2. Kap. 6. Abschnitt: Missionen.

*) Destruction des Jésuites par d'Alembert, p. 25.

Possevin,

apostolischer Legat in den nordischen Ländern.

Anton Possevin wurde zu Mantua im Jahr 1534 geboren. Schon frühe zeigte derselbe, wie der protestantische Geschichtschreiber Iselin sagt, vortreffliche geistige Anlagen; er wurde daher von seiner Familie zur Ausbildung nach Rom gesandt und hier von dem Kardinal Gonzaga als Sekretär angestellt. *) Gonzaga war einer der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten seiner Zeit; unter seiner Leitung entwickelten sich die Talente des jungen Possevin mehr und mehr, eine glänzende Laufbahn eröffnete sich dem strebsamen Jüngling am päpstlichen Hofe **). Allein die Vorsehung hatte ihm einen andern Weg vorgezeichnet. Als Possevin die zwei Neffen des Kardinals auf einer Reise nach Neapel begleitete, wurde er daselbst mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bekannt und durch deren Umgang mit solcher Hochachtung und Liebe für diesen Orden erfüllt, daß er mit dem Gedanken nach Rom zurückkehrte, der Welt zu entsagen und in diese Gesellschaft zu treten. Im Jahr 1559 vollzog er den großen Entschluß.

Als Jesuit trat Possevin zuerst in Savoyen auf. In Folge Weisung des Ordensgenerals Laynez begab sich der junge Pater nach Nizza, wo Herzog Emanuel Philipp seinen Hof hielt. Der Ruf großer Gelehrsamkeit und hoher Klugheit war demselben

*) Iselin, Hist. Lex. III. 998.

**) Es ist dies der gleiche Kardinal Gonzaga, welcher später im Namen des Papsts dem Concilium von Trient vorstund.

vorangeeilt; mit Achtung in Nizza empfangen, wurde er bald dem Herzog vorgestellt und von diesem mit seinem Vertrauen beehrt.

Savoyen befand sich dazumal in einer schwierigen Lage. In Deutschland stürmte Luther, in der Schweiz Zwingli, in Genf und Frankreich Kalvin; alle diese Neuerer suchten in Italien einzubrechen und die kirchliche Revolution nach dem Sitze des apostolischen Stuhls zu verbreiten. Savoyen bildete den Schlüssel zu Italien, auch gewährten die dortigen Alpenthäler und Bergschluchten in Zeiten der Gefahr ein sicheres Versteck für die Prediger der Reform. Mit aller Kraftanstrengung suchten daher diese in Savoyen einzudringen; vorzugsweise waren die Hugenotten bemüht, in den Thälern von Perosa, Pragelato, San-Martino, Lucerna und Angrogne festen Fuß zu fassen.

Herzog Emanuel ertheilte dem Gouverneur von Pignerol den Befehl, die eingedrungenen Predikanten aus diesen Thälern zurückzuweisen; allein diese hatten bereits das Volk für sich gewonnen, beim ersten Einschreiten des Gouverneurs rotteten sich die Anhänger der Predikanten zusammen, fielen über die wenigen Soldaten her und mezelten diese auf grausame Weise nieder.

Emanuel-Philipert war nicht der Mann, eine solche Verhöhnung seiner Macht stillschweigend hinzunehmen; bevor er jedoch den Aufständischen die volle Schwere der Strafe fühlen ließ, sandte er den P. Possevin in die Provinz, um das irregeleitete Volk zur freiwilligen Unterwerfung aufzufordern. Possevin eilte mitten unter die aufgeregte Menge, enthüllte die Irrthümer, in welche sie die Predikanten geführt, schilderte ihnen mit lebhaften Farben das Unglück, in welches sie sich durch längeren Widerstand unvermeidlich stürzten und forderte sie mit liebevollem Ernst zur Rückkehr auf. Die väterlichen Worte des friedliebenden Jesuiten fanden bei einem großen Theile der Bevölkerung Eingang und Alles ließ eine baldige freiwillige Unterwerfung hoffen; allein eine solche Aussöhnung durchkreuzte

die Pläne der Predikanten, sie schürten ihrerseits das Feuer der Zwietracht mit neuer Kraft an und wußten die angebahnte Vermittlung wieder rückgängig zu machen. Da warf Emanuel Philipert seine Soldaten in die aufständische Provinz und sprengte nach kurzem Widerstand die Kalviniſten auseinander. Nachdem das Volk auf diese Weise von seinen Irrführern befreit war, richtete es seine Blicke wieder auf P. Possevin und sprach dessen Vermittlung beim Herzog an. Auf seinen Rath wurden vier und dreißig Ausschüsse erwählt und mit diesen eilte der eifrige Jesuit nach Vercelli zum Herzog. Im Namen aller aufständischen Thäler versprachen die Ausschüsse Treue und Ergebenheit; Emanuel-Philipert ertheilte ihnen Gnade und Possevin kehrte mit den erfreuten Abgeordneten in die Thäler zurück, um da durch Belehrung und Unterweisung die von den Predikanten ausgestreuten Irrlehren vollends auszurotten.

Nachdem der Jesuit diesen Zweck erreicht, erhält er den Auftrag, in Turin selbst aufzutreten und auch da die von den Neuerern verbreiteten Grundsätze zu bekämpfen. Mit heiligem Ernst und väterlicher Liebe geht der Schüler des hl. Ignaz an das Werk und Gott segnete seine Predigten und Belehrungen mit glänzendem Erfolg. Bald wußten jedoch die Freunde der Neuerer den frommen Gottesmann beim Gouverneur von Piemont zu verdächtigen. Sie klagten ihn der Unduldsamkeit an und der Gouverneur zog denselben zur Verantwortung. Es war ein Leichtes für den Jesuiten, die Fäden der gegen ihn gesponnenen Verläumdung aufzudecken und die Nichtigkeit der erhobenen Vorwürfe nachzuweisen. — Wie das Gold glänzender aus dem Feuer hervorgeht, so ging das Ansehen des eifrigen Glaubenslehrers mächtiger aus dieser Untersuchung hervor. Herzog Emanuel-Philipert wollte dem wackeren Vorkämpfer der katholischen Kirche einen öffentlichen Beweis seiner Liebe geben; zu diesem Zwecke that er beim apostolischen Stuhl Schritte, um ihn zur Kardinalswürde zu erheben; kaum aber erhielt der Jesuit hievon Kenntniß, so ersuchte er den Herzog dringend, von seinem Vorhaben abzustehen und drohte, Savoyen sofort

zu verlassen. Der Herzog, da er dem P. Possevin kein persönliches Zeichen seiner Liebe geben konnte, entschloß sich nun, die Gesellschaft, deren Mitglied derselbe war, auszuzeichnen und so seinen Freund in seinem Orden zu ehren. Er beauftragte daher den P. Possevin, nach Mondovi zu gehen und da den Grundstein zu dem bekannten Jesuitenkollegium dieser Stadt zu legen. Wahrlich ein würdiges Denkmal der Dankbarkeit Savoyens gegen die Gesellschaft Jesu, welcher dieses Land großentheils die Erhaltung der Glaubenseinheit schuldet.

Nachdem Possevin noch einige Zeit in Chamberi das Evangelium verkündet, wurde er von seinem General nach Frankreich beordert, um da das gleiche Ziel anzustreben, welches er in Savoyen so herrlich erreicht hatte.

Frankreich, dieses schöne, katholische Land lag dazumal im heftigen Kampfe gegen die Kalvinisten oder Hugenotten. Diese hatten bereits in einer großen Anzahl Städte Fuß gefaßt, im Schooße der Behörden und der Universität sich zahlreiche Anhänger gewonnen und selbst am Hofe einen bedeutenden Einfluß errungen. Mit den konfessionellen Wirren verbanden sich bürgerliche Unruhen und das schöne Land stund in mehr als einer Beziehung in großer Gefahr. Mitten in diesen Wirren erhielt Possevin den Auftrag von seinen Ordensobern, nach Lyon zu gehen und allda die katholische Kirche gegen die Angriffe der Kalvinisten zu vertheidigen. Possevin überzeugte sich bald, daß es dem französischen Volke vorzüglich an Belehrung über die Religionswahrheiten fehle und daß diese Unwissenheit von den Hugenotten zur Verbreitung ihrer Irrlehren ausgebeutet werde. Er setzte sich daher sofort an seinen Schreibtisch, verfaßte mit klarem Geiste und unermüdlichem Eifer mehrere Schriften zur religiösen Aufklärung des Volks und verbreitete dieselben von Lyon aus mit großem Erfolg nach allen Richtungen Frankreichs. Auch die Kanzel bestieg er und erwarb sich, obschon in einer ihm fremden Sprache predigend, bald den Ruf eines ebenso glänzenden als tiefsinnigen Redners. Die Umstände

fügten es, daß Possevin im Jahre 1564 mit dem Kalvinisten-Prediger Viret *) in Lyon zusammentraf und eine öffentliche Disputation über die Religionswahrheiten hielt, in welcher er seinen Gegner so treffend widerlegte, daß Possevins Name in ganz Frankreich und selbst am Hofe bekannt wurde.

Dies Ereigniß trug nicht wenig bei, den Haß der Hugenotten gegen die Gesellschaft Jesu zu vermehren. Sie setzten daher alle ihre Springfedern in Bewegung, um das Parlament gegen dieselbe aufzureizen. Diese Anschwärzungen hatten einen nur zu großen Erfolg, und das Parlament war im Begriff, den Jesuiten die Gründung neuer Erziehungsanstalten zu untersagen.

In solchen Verhältnissen erhielt Possevin von seinen Oberen den Auftrag, sich zu König Karl IX zu begeben, und dessen Schutz gegen das drohende Ungewitter anzuflehen. Im Jahr 1565 reiste Possevin nach Bayonne, wo König Karl IX mit König Philipp II von Spanien eine Zusammenkunft hielt. Hier trat der einfache Jesuit vor den Monarchen, vertheidigte seinen Orden gegen die Anschwärzungen der Hugenotten und trug dem König die Bitte vor: „Er möchte der Gesellschaft Jesu die Erlaubniß ertheilen, im ganzen Umfang des französischen Reichs ungehindert der Jugenderziehung und der Seelsorge obzuliegen. Der König unterlegte das Bittgesuch seinem Rathe zur Prüfung und gab sodann dem Kanzler L'Hopital den Befehl, der Gesellschaft Jesu die verlangte Bewilligung zu ertheilen und das Parlament von dieser Weisung in Kenntniß zu setzen **). Auch mit König Philipp II von Spanien hielt Possevin bei diesem Anlasse mehrere Unterredungen. Er hatte nämlich den Weg entdeckt, auf welchem die kalvinistische Partei von

*) Viret stammte aus Orbe in der Schweiz und machte seine Studien in Paris. Zuerst trat Viret als kalvinistischer Prediger in Genf auf; sodann wurde er als Prediger nach Lausanne berufen und später durchzog er die Städte Frankreichs, um die Lehre Calvins zu verbreiten. Viret starb zu Orthez i. J. 1571.

**) Vergl. Crétineau-Joly. Histoire de la Compagnie de Jésus. t. II., cap. 2.

Genf aus ihre Schriften in das spanische Reich einschmuggelte, um dadurch den Zündstoff der Bewegung auch in den Staaten seiner katholischen Majestät anzufachen. Philipp II ward über diese Enthüllungen eben so erstaunt als befriedigt, und bezeugte dem glaubenseifrigen Jesuiten sein Wohlwollen.

Von nun an arbeitete derselbe mit doppeltem Eifer, das katholische Leben in Frankreich anzufachen und zu bethätigen. Die Gesellschaft Jesu errichtete mehrere Anstalten in verschiedenen Städten des Reichs; Possevin stund als Rektor dem Kollegium von Avignon vor. Im Jahr 1569 mußte er sich nach Rom begeben, um die höheren Ordensgelübde abzulegen. Sogleich benutzten die Hugenotten diesen Anlaß, um den Jesuiten bei dem Volke in Avignon zu verdächtigen; sie gaben vor, es handle sich um eine Verschwörung gegen die Freiheit der Stadt, Possevin sei nach Rom gereist, um dem Papste die Einführung der Inquisition in Avignon zu beantragen und dergleichen mehr. Wirklich gelang es den Hugenotten, eine solche Aufregung unter dem Volke hervorzurufen, daß sich dieses in Masse vor dem Kollegium der Jesuiten zusammenschaarte, das Gebäude förmlich belagerte und die Thüre desselben einzusprengen drohte. In diesem Augenblick beschloß der eingeschüchterte Senat, alle zu Gunsten der Gesellschaft Jesu erlassenen Beschlüsse aufzuheben und derselben das Kollegiumsgebäude wieder zu entziehen. In Folge dieses Beschlusses kehrte einige Ruhe in die Stadt zurück, die Hugenotten hatten ihren Hauptzweck erreicht und sie bedurften daher der Aufregung nicht mehr. Anders jedoch wurde dieser stürmische Vorfall in Rom beurtheilt. Papst Pius V erließ sofort eine Erklärung an den Magistrat von Avignon, in welcher er die gegen Possevin ausgestreuten Anschuldigungen als unbegründet und nichtig erklärte; der päpstliche Legat trat mit dem Vorsteher der Jesuiten vor den Senat, beide legten die Unschuld Possevins auf unwidersprechliche Weise dar und der Senat war so gerührt, daß er noch in dem gleichen Augenblick sein Bedauern über das Vorgefallene aussprach und an die Jesuiten das Gesuch stellte, sie möchten ihre Ver-

richtungen wie bisanhin im Kollegium fortsetzen. Auch das über seine Täuschung belehrte Volk zeigte große Freude und sah mit Vergnügen die Rückkehr des P. Possevins. So endete dieser von den Hugenotten angeregte Sturm zu Gunsten der Verfolgten, der aufgeworfene Stein fiel auf die Verfolger zurück.

Während nun Possevin seine Wirksamkeit in Frankreich fortsetzte, bereiteten sich in einem anderen Lande Ereignisse vor, welche bald den eifrigen Glaubensmann auf lange Zeit in Anspruch zu nehmen bestimmt waren. — Um jedoch diese neue Laufbahn Possevins richtig zu erfassen, müssen wir uns zuerst einige Blicke in die Geschichte und Zustände dieses Landes erlauben.

Im Jahr 1559 war Gustav Adolf I, König von Schweden, welcher mit großen Gewaltthätigkeiten den lutherischen Glauben im Schwedenland eingeführt und sich von einem Reichsrathssohn auf den Königsthron erschwungen hatte, gestorben. Gustav Adolf hinterließ vier Söhne, unter welche er das Reich mit Einwilligung der Stände folgendermassen theilte. Erich, der ältere, erhielt die Krone Schwedens, Johann, der zweitgeborne, das Herzogthum Finnland, Magnus, der dritte, das Oster-Gothland und Karl, der jüngste, das Sudermanland. *) Nach dem Tode des Vaters trat jeder der Söhne seinen Erbtheil an; die Brüder aber waren wie an Charakter so auch an Sitten sehr verschieden, und bald zerriß grimmiger Haß das Familienband.

Der ausgezeichnetere von Gustavs Söhnen war unstreitig der zweitgeborne Johann, Herzog von Finnland, welcher uns hier zunächst beschäftigt.

„Johann war, sagt Theiner **), von der Natur mit den herrlichsten Eigenschaften auf's reichlichste begabt. Sanfter Gemüthsart und tieffühlenden und fromm erglühten Herzens, ver-

---

*) Theilungsakte vom 20. Sept. 1559.

**) Schweden und seine Stellung zum h. Stuhl. I. Thl. 340.

rieth er schon in der Jugend eine edle Neigung für Religion. Sein aufgeweckter, scharfer und wahrheitsliebender Geist nahm lebendigen Antheil an den religiösen Bewegungen und Fragen der Zeit. Sein großer Hang zum Studium und Nachdenken, den Gustav durch geschickte Lehrer mit Vorliebe und weise in ihm zu entwickeln und zu nähren gesucht hatte, machten ihn fähig, den kühnen und steilen Weg strenger Untersuchungen selbst wandeln zu können. Die große Kenntniß der Sprachen erleichterte ihm das Selbststudium. Mit Fertigkeit, Präzision und Eleganz sprach er französisch, italienisch, deutsch, englisch, polnisch, finnisch und lateinisch; in der Muttersprache war er wegen seiner Beredsamkeit gerühmt. Dabei besaß er das einnehmendste Wesen, das ihm die Herzen Aller gewann."

„Obschon in der lutherischen Lehre streng erzogen und ihr auch aus Liebe zum Vater treu ergeben, hatte Johann gleichwohl eine heilige Achtung für die alte Kirche in seinem Busen stets fortgenährt. Es waren im Anfange weniger ihre Lehren, die sein zartfühlendes Herz ergriffen und erschütterten, als vielmehr die Art und Weise, wie die Kirche selbst gestürzt worden war; und diese verwundete tief seine Seele. Das arme, unglückliche Volk lebte theilweise noch in den Erinnerungen der alten Kirche fort, war aber unter den Streichhieben des mörderischen Schwertes Gustavs ermüdet und zu schwach, solche anzufachen und zu erfrischen; auch fehlten ihm die Priester hiezu."

„In England, wohin Johann in Familienangelegenheiten sich begeben hatte, wurde derselbe mit den Schriften Kalvins vertraut; diese erschütterten seinen Glauben in die Lehren Luthers und warfen ihn in ein Meer von Zweifeln. Nach Schweden zurückgekehrt, beschäftigte sich Johann mehr als je mit dem Studium der theologischen Schriften. Mit strebsamem Geiste prüfte er die Lehren der verschiedenen Sekten, verglich dieselben mit den Lehren der alten Kirchenväter und fand immer mehr und mehr, daß die Wahrheit weder bei Luther noch bei Kalvin liege."

Mitten in diesem Kampfe des Zweifels und der Ungewißheit trat ein Ereigniß ein, welches auf das Leben und Schicksal Johanns von den nachhaltigsten Folgen war. Derselbe vermählte sich den 4. Oktober 1562 zu Vilna mit Katharina, Schwester Sigismund Augusts I, Königs von Polen. Diese Verbindung mit dem mächtigen polnischen Königshause mißfiel seinem Bruder Erich XIV, König von Schweden; die wachsende Macht des Herzogs von Finnland fürchtend, überzog er denselben mit Krieg, fest entschlossen, ihm das Herzogthum zu entreissen. Die blutigen Feindseligkeiten zwischen den beiden Brüdern begannen, Johann fiel durch Verrath bei Åbo in die Hände Erichs und wurde sammt seiner Gemahlin auf das Schloß Gripsholm gebracht, um daselbst sein Leben in ewiger Gefangenschaft zu schließen.

„Ein solcher Wechsel des Geschicks — sagt Theiner — mußte in der Seele des frommen Johann eine große Veränderung hervorbringen. Der edle Heroismus, die glühende Frömmigkeit und die großmüthige Standhaftigkeit, mit welcher die eifrige Katholikin Katharina alle diese Mißgeschicke im Gefängnisse ertrug, und ihre unbesiegte Liebe, mit der sie ihren Gatten über die ernsten Waltungen der Vorsehung zu trösten und ihm die schwere Last der Leiden zu erleichtern suchte, erschütterte sein tieffühlendes Gemüth im Innersten. Johann fand nun in der Religion allein Trost. Seine Gemahlin, ein Spiegel aller Tugenden, wahre Heldin christlicher Frömmigkeit und würdige Nachfolgerin jener großen Königinnen und Herrscherinnen der frommen, christlichen Vorzeit, die wir so sehr bewundern, und bei denen selbst der leichtfertige und höhnische Wanderer durch das weite Gebiet der Geschichte gerne einige Augenblicke verweilt, diente ihm hiebei zum Muster. Häufig und ausschließlich brachte er mit ihr die Zeit, die ihm von seinen Studien, denen er sich in seinem Gefängnisse ununterbrochen und mit Vorliebe hingab, übrig geblieben, in Unterredungen über religiöse Gegenstände zu. Mit Eifer und Interesse las er die heiligen Ritualbücher der katholischen Kirche und ging bald

in gelehrte Untersuchungen mit den zwei Hofkaplänen seiner Gemahlin ein, Namens Johann Herbst und Joseph Albert, würdigen und frommen Weltpriestern. In Gemeinschaft mit ihnen studirte er mit einem wahren Heißhunger mehrere Schriften der Kirchenväter, vorzüglich der früheren Jahrhunderte, und entdeckte nun, wie er sich öfter später noch am Abende seines Lebens mit so warmer und inniger Dankbarkeit ausdrückte, die Irrthümer der Reformatoren." *)

Auf solche Weise brachte Johann, unterstützt durch seine Gemahlin, vier volle Jahre in der Gefangenschaft zu; dem unglücklichen Vater gebar die unglückliche Mutter im Gefängnisse einen Sohn, welcher den Namen Sigismund erhielt. **)

Endlich schlug für Johann die Stunde der Befreiung. In Schweden hatte sich mittlerweile eine große Aufregung gegen Erich kundgegeben; dieser übte schauerliche Greuelthaten im Lande, ließ viele Unschuldige hinmorden, verheirathete sich mit einer Korporals-Tochter. Da brach die Erbitterung des Volks in lichterlohe Flammen aus und Erich sah sich genöthigt, für sich und seine Nachkommen auf die Krone zu verzichten. Den 29. September 1568 wurde Johann durch die schwedischen Stände auf den Thron berufen. Johann bewahrte nun im Glücke die gleiche religiöse Stimmung, welche er sich im Gefängnisse angeeignet. „So ist auch ihm, wie manchem andern großen Geiste, die Stille des Gefängnisses zu einer großen Lehrmeisterin geworden. Sein Lebenswandel erhielt eine ganze Reform. Wie seine theure Gattin ward auch er ein Muster aller christlichen Tugenden und Vollkommenheiten. Anhaltendes Gebet, vorzüglich des Morgens und Abends, begleitet und durchflochten von frommen Betrachtungen über die Geheimnisse des Glaubens und andere religiöse Gegenstände, häufige und strenge Fasten, jeden Freitag unverbrüchlich in der Woche und außerdem noch die Vorabende der Feste, waren die Waffen,

*) Ebendaselbst, 343.

**) Dieser Sigismund wurde später zum König von Polen gewählt.

mit denen er sein feuriges und bisweilen aufbrausendes Temperament gleich einem christlichen Helden bekämpfte. Ein sanftmüthiges und liebevolles Wesen zeichnete ihn nun in allen Handlungen aus und ward die Seele aller seiner Unternehmungen. Beschlichen ihn dann und wann einige stürmische Aufwallungen des Gemüths, wenn er mit Räthen oder anderen in Unterredungen oder Verhandlungen war, so verbesserte er sich in ihrer Gegenwart, bat sie um Entschuldigung und bedeutete sie, keinen Anstoß daran zu nehmen und fortzufahren, die Wahrheit ohne Scheu kräftig zu bekennen und standhaft zu vertheidigen, da er nichts, außer was gerecht und billig sei, wolle und verlange"*).

Auch auf dem Throne setzte Johann seine Forschungen nach der wahren Religion fort; daß weder Luther noch Kalvin die Wahrheit erkannt und gelehrt, davon war er schon längst überzeugt; daß in der katholischen Religion die wahre Lehre Christi zu finden sei, dies leuchtete seinem prüfenden Verstande immer mehr und mehr ein; allein die Staatsklugheit schien ihm die Rückkehr zur Religion der Väter zu mißrathen. In solchen Umständen verfiel der hin- und herschwankende König auf den Gedanken, eine eigene Kirche nach dem Vorbilde der ersten christlichen Zeiten zu gründen, in die Satzungen und Liturgie derselben so viel von dem katholischen Kultus aufzunehmen als immer möglich, Geistlichkeit und Volk allmälig an diese Rückkehr zu den Religionsgebräuchen der Väter zu gewöhnen und auf diese Weise das schwedische Reich nach und nach mit der katholischen Kirche wieder ganz zu vereinigen.

Durch einen vertrauten Gesandten, Grafen Pont La Gardie, setzte Johann den Papst Gregor **XIII** von diesem seinem Vorhaben in Kenntniß; der apostolische Stuhl, die Wichtigkeit, aber auch die Schwierigkeit dieser Angelegenheit erkennend, entschloß sich, sofort einen Abgeordneten nach Stockholm zu senden, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu beobachten und persön-

*) Ebendaselbst S. 345.

lich mit dem König zu verkehren. Die Wahl war äußerst schwierig, sie fiel auf den Jesuiten Anton Possevin, dessen tiefeingreifende, weitreichende Wirksamkeit im Norden Europa's hiermit ihren Anfang nahm.

Possevin verließ den 15. September 1577 Rom. „Obschon ich sehr gut weiß — schreibt derselbe über diese Gesandtschaftsreise — daß mir Alles mangelt, was zur glücklichen Vollbringung eines solchen Auftrags gehört, so muß ich mich dennoch dem Befehl desjenigen unterziehen, dessen Ausspruch mir als Stimme Gottes gilt. Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß der nämliche Gott, welcher sich des Auswurfs bediente, um einem Blinden das Augenlicht zu geben, auch hier durch seine Gnade ersetzen kann, was der Geschicklichkeit seines Werkzeugs abgeht"*). Zufolge Auftrags des Papsts reiste Possevin zuerst nach Prag, wo er mehrere Audienzen bei der Kaiserin, Maximilians II Wittwe, hatte. Um sein Auftreten in Schweden zu erleichtern, ernannte ihn diese nach dem Wunsche des hl. Vaters zu ihrem außerordentlichen Gesandten in Stockholm. In dieser Eigenschaft erschien er auch wirklich in Schweden; seinen Priesterrock vertauschte er mit einem reichen Hofkleide, umgürtete sich mit einem Degen und wurde so von dem König in Gegenwart einer Menge lutherischer Hofherren als „kaiserlicher Gesandter" mit großer Feierlichkeit empfangen.

Als aber der „kaiserliche Ambassador" seinen Auftrag vollzogen, da begann die Mission des „apostolischen Legaten". Als der König und der Jesuit sich allein befanden, da überreichte Possevin dem Fürsten das päpstliche Breve vom 12. September 1577, welches ihn als Legaten des apostolischen Stuhls beim schwedischen Hofe bezeichnete. Mit Vorsicht drückte er bei diesem Anlaß die Hoffnungen aus, welche die Kirche in Beziehung auf seine königliche Person nähre. Johann hielt in der Folge häufige Besprechungen mit dem päpstlichen Abgeordneten, berief

*) Possevin, Bibliotheca soluta. Romæ 1593. Præfatio.

denselben öfters zu sich, um die Glaubenslehren mit ihm zu erörtern und gewann allmälig Liebe und Zutrauen zu dem ebenso kenntnißreichen als glaubenseifrigen Jesuiten. Schritt für Schritt löste Possevin die Zweifel des wahrheitsuchenden Fürsten, widerlegte mit Klarheit und Nachdruck die Einwürfe des in den theologischen Streitfragen geübten Gegners und brachte den hellen Verstand des Königs bald zur festen Ueberzeugung, daß die katholische Religion die einzig wahre sei*). — Als Possevin den 16. Mai 1578 in der Hauskapelle bereits die priesterlichen Gewande angezogen hatte, um das heiligste Meßopfer darzubringen, da schritt König Johann auf ihn zu, fiel ihm in die Arme und rief mit Freudenthränen: „Ich umarme Euch, Euch und die hl. römisch-katholische Kirche auf immer." Zeuge dieser Handlung war die Königin nebst den Vertrauten Niklaus Brask, Gouverneur von Stockholm und Johann Heinrichssohn, Sekretär des Königs.

Auf solche Weise kehrte König Johann III von Schweden im Herzen wieder zum Glauben seiner Väter zurück. Allein dieser Schritt sollte dem Volke verborgen bleiben; Johann fürchtete dadurch Mißtrauen und Unruhe im Lande zu erregen. Er für seine Person war Katholik mit Geist und Herz, allein nur im Geheimen; was das schwedische Volk betrifft, beharrte Johann auf seinem frühern staatsklugen Plan, zuerst einen neuen, der katholischen Liturgie verwandten Kultus einzuführen, dadurch die Geistlichkeit und das Volk nach und nach an die katholischen Religionsgebräuche zu gewöhnen und so die katholische Religion allmälig und auf verdeckte Weise im Schwedenreich wieder einzuführen; erst wenn dieser Plan durchgeführt,

---

*) Possevin hat diese „religiösen Erörterungen" später im Druck herausgegeben; dieselben bilden eine glänzende Vertheidigung des katholischen Glaubens und führen den Titel: „Antonii Possevini, de Societate Jesu, Responsiones ad nobilissimi et regii viri septentrionalis interrogationes, qui de salutis æternæ comparandæ ratione ac de vera Ecclesia cupiebat institui. (Biblioth. lib. VI., pag. 438.)

sollte die Rückkehr des Königs zur katholischen Kirche öffentlich werden. Johann ersuchte daher den Jesuiten Anton Possevin, nach Rom zu eilen und allda das Einverständniß des apostolischen Stuhls mit dem königlichen Plane zu erwirken.

Den 16. Mai 1578 hatte Johann III das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt, den 20. des gleichen Monats trat Possevin seine Rückreise nach Rom an. Auf dieser besuchte er den Kaiser Rudolf II und erstattete demselben Bericht über seine Erfolge in Schweden. In Braunsberg, Olmüz und Wien suchte der unermüdliche Jesuit den Eifer für die katholische Religion anzufachen, überall jede Gelegenheit benützend, um die Guten im Glauben zu stärken, die Schwankenden aufzurichten, die Irrenden zu belehren.

So langte der apostolische Legat in Rom an. Durch Briefe hatte er bereits dem hl. Vater die Rückkehr Johanns in den Schoos der allgemeinen Kirche gemeldet und dem apostolischen Stuhl über die ferneren Vorschläge und Pläne des Schwedenkönigs Bericht erstattet. In einem dieser Briefe Possevins lesen wir hierüber: „Der König von Schweden wünscht, daß Alles einen guten Ausgang nehme. Angetrieben durch diese Begierde, glaubte er, daß die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils oder wenigstens die Zusammenkunft der lutherischen Fürsten und anderer Sektenhäupter das geeignetste Mittel wäre, um einen Vergleich und eine Vereinbarung mit der heil. Kirche zu erzielen. Aber ich habe dem König bemerkt, daß das, was durch das Concil von Trient nicht erreicht werden konnte, auch durch eine solche Zusammenkunft nicht erreichbar sei; der hl. Geist kehre nicht in stolze, sondern nur in demüthige Gemüther ein. Se. Majestät bezeugte mir, daß sie im Grunde die gleiche Ansicht theile, ja Se. Majestät fügte sogar wiederholt bei, daß wenn auch die Lutheraner und die übrigen Häretiker über irgend ein Glaubensbekenntniß nach ihrer Art sich vereinigten, so würden sie dasselbe den folgenden Tag wieder ändern und wieder andere Bekenntnisse aufstellen, wie dies in der That geschehen ist."

Papst Gregor XIII empfing den Jesuiten mit offenen Armen, drückte ihm seine Zufriedenheit mit seiner Handlungsweise aus und zog sofort die schwedische Frage in Berathung. Diese bot eine doppelte Schwierigkeit dar, eine konfessionelle und eine politische. Johann II besorgte und nicht ohne Grund, daß seine öffentliche Rückkehr zur katholischen Kirche einen Krieg, der protestantischen Fürsten gegen Schweden und Unruhen im Inneren des Landes zur Folge haben würde. Es mußte daher dem König ein Hülfsmittel gegen diese voraussichtlichen Folgen gezeigt werden und dieses lag einzig nur in einem Schutzbündniß mit den katholischen Mächten, dem deutschen Kaiser, dem König von Spanien und dem König von Polen. Dies war die politische Schwierigkeit. — Noch größer war die Schwierigkeit in konfessioneller Beziehung. Johann, an seinem staatsklugen Bekehrungsplan Schwedens festhaltend, hatte dem Papst zwölf Punkte bezeichnet, deren Gestattung von Seite des apostolischen Stuhls vorerst erfolgen müsse, bevor ein weiterer Schritt in konfessioneller Beziehung geschehen könne. Diese zwölf Begehren waren: 1) Es sollen allgemeine Gebete für die Bekehrung Schwedens gehalten werden; 2) die hl. Messe solle in Schweden in der Landessprache gefeiert und 3) die hl. Kommunion unter beiden Gestalten ertheilt werden; 4) die Bischöfe seien in Zukunft wegen allfälligen Staatsverbrechen von den Staatsgerichten zu beurtheilen; 5) die zur Zeit der Reformation in die Hände der Laien gefallener Kirchengüter sollen denselben verbleiben; 6) das Franziskanerkloster in Stockholm sei in ein Priesterseminar zu umwandeln; 7) das Grab Gustav Adolphs I soll in der Kirche unangetastet verbleiben; 8) die Bischöfe haben dem Könige den Eid der Treue zu leisten; 9) den Priestern wird die Ehe gestattet; 10) die Predigten und der Kultus der Lutheraner sollen fortdauern und Jedermann denselben beiwohnen dürfen; 11) und 12) die Anrufung der Heiligen, die Gebete für die Verstorbenen und der Gebrauch des Weihwassers sollen abgeschafft werden.

Zur Prüfung dieser zwölf Punkte setzte der Papst eine

eigene Kongregation nieder, bestehend aus den ausgezeichnetsten Kardinälen und Theologen. Diese stellten das Resultat ihrer Untersuchungen in einem Berichte zusammen und theilten ihn dem Anton Possevin mit, um dessen Ansicht zu vernehmen. Der Bericht der Kongregation erklärte mit Einhelligkeit die Begehren des Königs von Schweden in Beziehung auf die Messe, die Kommunion, die Priesterehe, die Anrufung der Heiligen, die Todtengebete und das Weihwasser als unannehmbar; hingegen in Beziehung auf die Kirchengüter und einige andere Punkte stellte sie die Möglichkeit einer Vereinbarung in Aussicht *). Ueber diesen Kongregationsbericht machte Possevin ein besonderes Gutachten, in welchem er sämmtliche Punkte mit großer Ausführlichkeit in dogmatischer und kirchenrechtlicher Beziehung mit Rücksichtnahme auf die in Schweden obwaltenden Verhältnisse erörterte und seine vollständige Uebereinstimmung mit den Schlußfolgerungen und Anträgen der Kongregation erklärte **). Gestützt auf dieses Gutachten Possevins überreichte die Kongregation ihren Bericht dem Papste, welcher denselben genehmigte und den 1. Dezember 1578 den Jesuiten Possevin neuerdings als Legaten nach Schweden abordnete und ihm zugleich die Würde eines apostolischen Vikars für Rußland, Moravien, Ungarn und den ganzen Norden übertrug.

Anton Possevin verließ Rom den 14. Dezember 1587, vom Segen des h. Vaters und dem Gebete der Kirche begleitet. Auf seiner Reise besuchte er den Herzog Albert von Bayern; in Augsburg hielt er eine Unterredung mit dem Hause Fugger, welches sein kolossales Vermögen zum Dienste der Kirche stellte und namentlich die Katholiken in Lübeck unterstützte. Vom Banquier in Augsburg reiste der Jesuit zum Kaiser nach

*) Der Bericht der Kongregation ist von dem Franziskaner Montaleino und dem Jesuiten Tolet verfaßt und bildet ein Meisterwerk theologischer Wissenschaft.

**) „Propositiones, quas Possevinus rerum sueticarum statu observata digessit ac Pontifici obtulit expendendas," so lautet der Titel dieses merkwürdigen Aktenstücks.

Prag. Rudolph II empfing ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen und sagte ihm seine Mitwirkung zur Beschützung des katholischen Schwedens zu. Auch König Philipp II von Spanien hatte auf das Verlangen Possevins bereits einen Gesandten nach Stockholm abgeordnet, mit der Weisung, in allen Unterhandlungen den päpstlichen Legaten zu unterstützen. In Ollmütz legte Possevin den Grund zu der nordischen Mission, welche seither eine so große Bedeutung gewonnen hat, und in Wilna hielt er endlich eine Zusammenkunft mit Stephan, König von Polen. Die Reise Possevins war ein wahrer Feldzug gegen die protestantische Reform. Ueberall auf seiner Reise regte er das katholische Leben wieder auf und fachte in den Gläubigen einen heiligen Eifer für die Kirche Gottes an. Auf allen Punkten wurde die Einheit der Kirche angegriffen, auf allen Punkten vertheidigte Possevin dieselbe. Ueberall wurden Gotteshäuser, Kollegien und andere katholische Anstalten zerstört; überall rief Possevin neue kirchliche Anstalten in's Leben, auf den Trümmern der zerstörten erhoben sich durch sein Machtwort neue Kollegien und Gotteshäuser. So wurde seine Reise zu einem wahren Triumphzuge.

In Danzig erwartete eine schwedische Fregatte den päpstlichen Legaten; die Ueberfahrt dauerte vierzehn Tage und den 26. Juli 1579 langte Possevin auf der Rhede vor Stockholm an. Diesmal glaubte der Abgesandte des Papsts keiner Verkleidung zu bedürfen; in seinem einfachen Ordensgewand hielt er den Einzug in die schwedische Hauptstadt. Die ersten Behörden waren dem Legaten entgegengezogen und empfingen ihn mit großem Pomp; allein der Jesuit — sagt Crétineau-Joly — suchte nicht Pomp, er wollte mehr; nachdem er bereits eine königliche Seele für den katholischen Glauben gewonnen, wollte er für diesen Glauben auch noch ein Königreich erobern. — Hätte König Johann mehr auf Gott und weniger auf menschliche Klugheit gebaut, vielleicht wäre dieses schöne Ziel erreicht worden; mit seiner Staatsklugheit aber erlangte der König

nicht, was er beabsichtigte, und verlor überdieß das, was er bereits hatte.

Während Possevins Abwesenheit hatten sich die Verhältnisse in Schweden ungünstig gestaltet. Karl, Herzog von Sudermannland, jüngster Bruder des Königs Johann, verheirathete sich mit Maria, Schwester des Herzogs von Zweibrücken. Sowohl Maria als Karl waren eifrige Protestanten, beide stellten sich an die Spitze der lutherischen Partei, versicherten sich im Geheimen der Gunst der protestantischen Fürsten Deutschlands und beobachteten mit feindseliger Absicht jeden Schritt Johanns, um im günstigen Augenblick mittelst einer protestantischen Bewegung die Krone Schwedens sich anzueignen. Johann, die Absichten und geheimen Verbindungen seines Bruders kennend, war daher furchtsamer und bedenklicher als je. Um diese Zeit geschahen auch einige Zeichen am Himmel; hier wollte man einen Hund in den Wolken erblickt haben, dort sah man einen Drachen, welcher die Sonne zu verschlingen drohte ꝛc.; alle diese Zeichen wurden von den lutherischen Pastoren als böse Vorbedeutungen bezeichnet und zur Aufreizung des Volks gegen den katholisirenden König Johann benützt. Ja der protestantische Bischof Baazius erklärte geradehin, daß dieser Drache Jesum Christum aus dem Schwedenland vertreiben und den römischen Antichrist in dasselbe einführen wolle.*) Auf solche Weise wurde die Volksmasse durch den lutherischen Fanatismus mehr und mehr aufgeregt und dadurch der staatskluge Plan Johanns zur allmäligen Bekehrung Schwedens mehr und mehr durchkreuzt und erschwert.

König Johann empfing den apostolischen Gesandten mit der alten Freundschaft und Herzlichkeit. Dieser ging sofort auf den Zweck seiner Sendung ein und überreichte dem König die freundschaftlichen Briefe des Papsts, des Kaisers, des Königs von Spanien und der katholischen Fürsten Deutschlands. Nachdem er so die politischen Punkte erörtert, ging er zur religiösen

*) Vergl. Baazius II. 22, p. 374.

Frage über, erinnerte den König an dessen frühere Gewissenszweifel und an die Seelenfreude, welche er den 16. Mai des verflossenen Jahrs durch die Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses gewonnen, und ermunterte ihn, das begonnene schöne Werk auch für das schwedische Volk zu vollenden.

Johann war Katholik aus Ueberzeugung, für seine Person hatte er daher dem apostolischen Gesandten nichts zu entgegnen; desto mehr aber als Fürst in Beziehung auf die Staatsverhältnisse. Er eröffnete dem Legaten seine Befürchtungen wegen der von den Pastoren angestifteten Volksaufregungen, er entdeckte ihm die Besorgnisse wegen der Bestrebungen seines Bruders Karl und dessen geheimen Verbindungen mit den protestantischen Fürsten, und erklärte ihm bestimmt, daß er aus Staatsklugheit auch nicht einen Schritt weiter zu gehen wage, wenn der apostolische Stuhl nicht zuerst die zwölf Vorschläge, welche er nach Rom gesandt, unverändert annehme.

In Beziehung auf diese zwölf Vorschläge hatte Possevin bestimmte Weisungen von dem hl. Vater erhalten; er wußte, daß der apostolische Stuhl dieselben in ihrer Gesammtheit nicht annehmen konnte und niemals annehmen werde; er kannte anderseits die Furchtsamkeit und Bedenklichkeit des Königs und von diesem Augenblick an mußte der päpstliche Gesandte seine Hoffnung auf Wiedervereinigung des Schwedenreichs mit der katholischen Mutterkirche, wenigstens für jetzt, als gescheitert betrachten. Nichtsdestoweniger setzte Possevin seine Unterhandlungen mit dem König fort, wohnte den 19. Februar 1580 der vom König in Wadstena eröffneten Reichsversammlung bei, und war da Augenzeuge des Hohns und Uebermuths, mit welchem die Großen des Reichs den guten Johann behandelten. Nicht günstiger war der Erfolg einer Synode, welche Johann einige Monate später in Lincöping zusammenrief.

Unter solchen Verhältnissen glaubte Possevin sein ferneres Verweilen am Hofe zu Stockholm als erfolglos und bereitete sich daher zur Abreise. „Wenn wir Alles gethan haben — so lautete die Weisung des apostolischen Stuhls — was in unseren

Kräften liegt, so haben wir unserer Pflicht vor Gott Genüge geleistet. Wenn es Gott nicht gefällt, das Schwedenreich wieder zum Glauben zu erwecken, so werden wir auch ohne dasselbe leben, wie wir dies seit mehr als vierzig Jahren gethan" *). Nachdem Possevin zur Erreichung seines Zieles alles versucht, was in seinen Kräften lag, jedoch keine Hoffnung mehr auf einen Erfolg hatte, zeigte er zufolge der päpstlichen Weisung dem König seine Abreise an. Johann entließ denselben tiefbewegt, vielleicht im Geiste sein künftiges trauriges Schicksal voraussehend; Possevin aber nahm die Freundschaft des Königs, die Achtung der Beamteten, mit welchen er verkehrte, die Liebe aller Katholiken Schwedens und den Haß der Lutheraner mit sich. Seine Abreise erfolgte den 10. August 1580; einige Jahre später mußte Johann, dem Einfluß der Lutheraner mehr und mehr nachgebend und dem Lutherthum sich wieder zuwendend, seinen Bruder Karl zum Mitregenten annehmen; einige Jahre später wurde Sigismund, Johanns Sohn, weil dieser dem katholischen Glauben treu bleiben wollte, von den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, und noch einige Jahre später wurde Karl als König Schwedens gekrönt und Johanns Nachkommen auf immer der Krone verlustig erklärt. So endete das Schicksal Johanns III, Königs von Schweden; zu diesem Ziele hatte ihn die Staatsklugheit geführt.

Des Jesuiten Possevin aber harrten in Rom bald neue wichtige Aufträge; dießmal führte ihn der Ruf des Papsts nicht nach Schweden, sondern nach — Rußland. —

Iwan IV, Zaar von Moskau, hatte die Grenzen des russischen Reichs bis an das kaspische Meer ausgedehnt, und die Königreiche Astrachan und Kasan seinem Szepter unterworfen; da wendete er sein Augenmerk nach dem Westen, und Europa sollte vor seiner bis jetzt unbekannten Macht erzittern. Schon war Livland unter dem Schwerte der nordischen Schaa-

*) Schreiben des Kardingl-Sekretärs an Possevin.

ren gefallen, jetzt stürzten die siegreichen Moskowiten auf Polen, allein da fanden sie einen kräftigen Gegner. Stephan, der Polenkönig, vereinigte mit ritterlichem Muth die Klugheit eines Feldherrn und die Geschicklichkeit eines Staatsmanns. Im Jahre 1580 hatte Iwan Livland erobert, zwei Monate später stund er dem polnischen Heere gegenüber; das Kriegsglück wendete sich, er wurde in mehreren Gefechten geschlagen, gedrängt und gegen die nordischen Steppen zurückgetrieben. Der siegreiche Polenkönig verfolgte die weichenden Russen, Iwan erkannte die Größe der Gefahr und zitternd für seine Krone, suchte er einen Vermittler, um Frieden zu schließen.

Dem Zaar war die Ehrfurcht bekannt, welche sein Gegner für den Papst hegte. Obschon Haupt einer von der katholischen Kirche getrennten Konfession, wandte er sich dennoch an den apostolischen Stuhl; Thomas Severigin, russischer Minister, erhielt den Auftrag, nach Rom zu eilen und die Dazwischenkunft des Papsts anzusprechen. Der hl. Vater nahm das Gesuch willig an, beauftragte den P. Possevin mit den Unterhandlungen, und gab diesem den Befehl, sofort mit Severigin auf den Kriegsschauplatz abzugehen.

So sehen wir den Jesuiten durch den Willen des hl. Vaters abermals in die Welthändel hineingeworfen, aber auch hier ging der Zweck sowohl des Papsts als seines Abgeordneten nicht auf irdischen Nutzen, nicht auf Gewinnung von Schätzen oder Erwerbung von Ländereien, sondern auf die Ausbreitung des Reiches Gottes. In dem Hülferuf, welchen das Haupt der russischen Kirche an den apostolischen Stuhl erlassen, erkannte nämlich der hl. Vater nicht nur die schöne Gelegenheit, zwischen zwei tapfern Völkern den Frieden herzustellen und die Fackel des Krieges mit all ihren Gräueln auszulöschen, sondern der tief gehende Blick Roms sah darin auch die Möglichkeit, für die Kirche heilsame Verbindungen anzuknüpfen, den Nuntien des apostolischen Stuhls den Weg nach dem Norden zu öffnen und vielleicht den christlichen Glaubensboten eine Bahn nach Indien, der Tartarei und China zu bahnen.

Ausgerüstet mit den Vollmachten und Weisungen des Papsts, zog Possevin zuerst nach Polen, um die Gesinnungen des Königs zu erforschen und den Stand der Dinge zu prüfen; Stephan befand sich in seinem Hauptlager zu Wilna. Hier traf ihn der Jesuit und überreichte ihm den 19. Juni 1581 folgendes päpstliche Schreiben:

„Der Zaar von Moskau hat uns einen Gesandten geschickt mit Briefen und Vorschlägen, von denen wir Euerer Majestät bereits durch unseren Nuntius Kenntniß gegeben haben. Wir senden nun diesen Gesandten zurück und mit ihm unseren lieben Sohn, Anton Possevin, Theolog und Priester der Gesellschaft Jesu, einen Mann von erprobter Weisheit und Treue, welcher in verschiedenen Gelegenheiten seinen Fleiß und seinen Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl der Christenheit zu unserer großen Zufriedenheit an den Tag gelegt hat.

„Wir verwenden denselben mit so größerer Zuversicht zu diesem Geschäfte, da er Euerer Majestät schon bekannt ist. Wir wünschen, daß Ihr mit vollem Zutrauen Alles anhört, was er Euch in Betreff des Friedens, welchen der Moskowite so sehr wünscht, mittheilt" *).

Wie groß auch die Anhänglichkeit des Polenkönigs für den apostolischen Stuhl war, wie hoch er auch den P. Possevin persönlich schätzte: Stephan befand sich mitten im Siegeslauf, seine Armee war im Begriff, die russischen Provinzen zu erobern und der päpstliche Abgesandte fand daher kein geneigtes Ohr. Stephan erklärte den von Iwan beim hl. Vater gethanen Schritt als eine Kriegslist und verweigerte den Abschluß eines Waffenstillstands. Possevin ließ sich jedoch durch des Königs Stimmung nicht abschrecken, wandte sich an seinen Freund Johann Zamoski, Kanzler des Polenreichs, und durch dessen Einfluß gelang es ihm, wenigstens die Erklärung zu erhalten, daß der König einem zum Nutzen der Christenheit abzuschließenden Frieden nicht entgegen sei. Das polnische Lager wurde

*) Das päpstliche Schreiben trägt das Datum vom 15. März 1581.

hierauf nach Disna verlegt; hier empfieng Stephan den russischen Abgeordneten; die Friedensunterhandlungen wurden sofort eröffnet, aber ebenso schnell wieder abgebrochen. Stephan verwarf die Vorschläge Iwans und gab seiner Armee den Befehl, vorzurücken. Da eilte Possevin den polnischen Soldaten zuvor, übersetzte den Borysthen, durchflog das Innere des russischen Reichs und drang bis zu Iwan. Der Zaar befand sich in Staritza und ertheilte dem päpstlichen Abgeordneten den 8. August 1581 die erste Audienz. Iwan saß auf seinem Thron im Glanze kaiserlicher Pracht. Sein Kleid war aus goldgewirktem Stoff, mit Diamanten und Perlen reich besetzt, auf dem Haupte trug er die Krone und in der linken Hand den goldenen Szepter, welcher die Form eines Bischofsstabs hatte. Eine Menge Senatoren und Generale umgaben den Fürsten, Alles strahlte von Gold und Edelsteinen; mitten in diesem Meere von Glanz und Pracht erschien der Jesuit in seinem einfachen schwarzen Ordenskleid, umgeben von vier Mitgliedern seiner Gesellschaft, ebenfalls im schwarzen Ordensrock. Wie die Jesuiten am Fuße des Thrones angelangt waren, machten sie nach den Vorschriften der Hofsitte eine tiefe Verbeugung und ein russischer Senator sprach die Worte: „Erhabener Großherr, Kaiser und Großherzog, Alleinherrscher von Groß-, Klein- und Weiß-Rußland, von Moskau, Kiew, Waladimer, Zaar von Kasan, Zaar von Astrachan ꝛc.! Anton Possevin und seine Begleiter berühren mit ihrer Stirne die Erde, um ihre Ehrfurcht vor Euerer Hoheit zu bezeugen.“ Possevin hatte für seine Person sich dieser Hofsitte gefügt; dagegen glaubte er der Würde seines Herrn nichts vergeben zu müssen, und er sprach daher im gleichen Tone: „Papst Gregor **XIII**, der Hirt der allgemeinen Kirche, der Statthalter Jesu Christi auf Erden, der Nachfolger des h. Petrus, Herr und Fürst mehrerer Länder, Diener der Diener Gottes, unser h. Vater grüßt Euere Hoheit und wünscht Euch alles Heil.“ Beim Namen des Papsts erhob sich der Zaar von seinem Throne, unterhielt sich sodann einige Augenblicke mit dem päpstlichen Abgeordneten

und lud denselben zu dem Klab da Sal, d. h. zu dem Hoffeste, ein. Bei dem Festessen nahm der Kaiser das Wort und sprach vor dem ganzen Hofe: „Anton Possevin, trinket und esset, denn Ihr habt einen weiten Weg gemacht von Rom bis hieher; Ihr seid der Gesandte des h. Vaters und Papsts Gregor des XIII, welcher von Gott zum Hirten der christlichen und römischen Kirche gesetzt ist. Wir haben für Denselben eine tiefe Verehrung, wir anerkennen ihn als den Statthalter Christi. Aus diesem Grunde haben wir für Euch die größte Achtung."

Fünf Tage dauerten die Festlichkeiten. Mittlerweile begannen die Unterhandlungen zwischen dem Zaar und dem Abgeordneten des Papsts. Iwan war dazumal in der Kraft seines Alters, die Heftigkeit seines Charakters zeigte sich jeden Augenblick, desto verborgener und zurückhaltender war er in der Politik. Dem Zaaren war es darum zu thun, den Polenkönig zum Rückzug zu bewegen, ohne irgendwelche Verbindlichkeiten einzugehen; Possevin wollte den Frieden vermitteln, aber dafür vom Herrscher der Reussen im Sinne des Papsts und des Königs Stephan einige Vortheile für die katholische Kirche erhalten. Tagelang wechselten die beiden Männer ihre Ansichten, Jeder suchte den Andern zum Nachgeben zu bereden, Einer dem Andern seine Ideen beizubringen; ein voller Monat war bereits in diesem Wettkampf zwischen Klugheit, Rückhalt und Berechnung verflossen, da kam die Nachricht nach Staritza, daß die Polen vor die Stadt Pleskow gerückt und die Belagerung dieses wichtigen Platzes begonnen; bald kam die fernere Trauerbotschaft, daß auch die Schweden in Rußland eingefallen und daß Johann des III Truppen bereits die Stadt Nerva und mehrere Seeplätze genommen. Iwans Lage wurde von Tag zu Tag bedenklicher und in solchen Verhältnissen sah der Zaar kein anderes Rettungsmittel, als sich in die Arme des Jesuiten zu werfen und ihn mit einigen Zugeständnissen den siegreichen Polen entgegen zu senden.

Den 6. Oktober 1581 traf Possevin in dem Polenlager vor Pleskow ein, der König war jedoch durch seine Erfolge

unnachgiebiger als je, und schon nach der ersten Unterredung sah sich der Jesuit genöthigt, dem Zaaren zu berichten: „Man glaubt hier, der Hof von Moskau suche nur die Sache in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, dadurch die Belagerung Pleskows aufzuhalten. Es ist daher vor Allem nothwendig, dem Polenkönig zu beweisen, daß es mit den Friedensunterhandlungen ernst gemeint sei." Possevin brachte zu diesem Zweck die Abhaltung eines feierlichen Kongresses in Vorschlag. Iwan folgte dem Rathe Possevins; Stephan ging auf denselben ein, Chiveroua-Horca wurde als Ort des Zusammentritts bezeichnet und den 13. Dezember 1581 der Friedenskongreß eröffnet.

Der päpstliche Abgeordnete führte den Vorsitz. Rußland war vertreten durch den Herzog Demetrius, Peter Jaletski und Roman Olpferius, Polen durch Sbaraski, den Palatin von Breslau und den Herzog Albert Radzivill. Als vertraulicher Abgeordneter des Königs von Schweden erschien Christoph Warsoloitz. Der Kongreß wurde mit einer feierlichen Messe eröffnet, die Bevollmächtigten überreichten dem Legaten des apostolischen Stuhls ihre Vollmachtsschreiben und sofort begannen die Unterhandlungen. *)

Geschmeidig und kühn sprachen die Abgeordneten Iwans bald in den versöhnlichsten Ausdrücken, bald mit unterdrücktem Zorn, die zweifelhafte Lage ihres Fürsten fachte in ihrem Innern bald das Gefühl der Rache an, nöthigte sie aber ebenso schnell wieder zur Nachgiebigkeit. Stephans Abgeordnete trugen einen hochfahrenden, stolzen Charakter zur Schau, bargen jedoch in ihrem Innern jenes Gefühl der Großmuth, welches die Ueberlegenheit in edlen Seelen für den Schwächern erzeugt. Mitten in diesen Gegensätzen, mitten in dieser Hitze der Verhandlungen, wo jedes Wort das Feuer des Nationalhasses erweckte und zur drohenden Flamme anfachte, war nur Einer

*) Neugebaverus, Historia Poloniæ. L. X. — Heidesten de Bello Moscovito, L. VI.

ruhig und kalt, und dieser Eine war der Jesuit Possevin. Im Namen des apostolischen Stuhls übte dieser Ordensmann einen beschwichtigenden Einfluß auf die beidseitigen Abgeordneten. Die Polen verehrten in ihm die Würde des Priesters und die Weisheit des Gottesmanns, die Russen bewunderten den Scharfblick seines Geistes, mit welchem er ihre hundert Einwendungen zu beseitigen wußte.

Die Absicht der Russen ging offenbar dahin, die Lebhaftigkeit der Polen zu ermüden, durch immer neue Einreden und Zwischenfälle die Unterhandlungen hinauszuspinnen und mittlerweile durch irgend welchen Erfolg auf dem Kriegstheater sich in eine günstigere Stellung zu versetzen. Allein auch Stephan durchschaute diese Absicht und er drang daher durch seine Abgeordneten geradehin darauf, daß Rußland als Grundlage des Friedens sofort Livland an Polen abtrete. Die russischen Abgeordneten wiesen dies Begehren von der Hand, stellten jedoch die Geneigtheit ihres Monarchen in Aussicht, auf einen Theil Livlands Verzicht zu leisten. In dieser Antwort erblickte Stephan eine neue russische List, und er war auf dem Punkt, seine Bevollmächtigten vom Kongreß abzuberufen. Da redete Possevin mit aller Kraft seines nach Vermittlung strebenden Geistes den russischen Gesandten zu und erhielt von denselben endlich die Erklärung, daß sie vom Zaaren die geheime Weisung hätten, im äußersten, aber nur im äußersten Falle den Frieden durch das Preisgeben Livlands zu erkaufen. Dem Abgeordneten des apostolischen Stuhls war es ein Leichtes, die russischen Abgeordneten zu belehren, daß dieser äußerste Fall bereits eingetreten sei; sie selbst hatten sich von dieser Nothwendigkeit längst überzeugt, und so war denn der Kongreß über die Friedensbedingungen einig; es handelte sich nur noch um die Abfassung und Unterzeichnung des Vertrags. Allein in diesem Augenblick erhoben die Polen eine neue Anforderung; sie verlangten, daß Rußland nebst Livland auch noch die Stadt Veliki abtrete. Mit Entrüstung widersetzten sich die Abgeordneten des Zaaren einem solchen Ansinnen, die Polen aber beharrten auf der neuen For-

derung und kündeten sofort die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten an. In diesem gefahrvollen Augenblick wendete sich Demetrius an Possevin, zeigte ihm die Unmöglichkeit eines ferneren Nachgebens von seiner Seite, und versuchte ihn um vermittelnden Einfluß beim König Stephan. „Ich weiß, entgegnete der Jesuit, daß Ihr für Euer Leben fürchtet, wenn Ihr die Weisungen des Zaaren überschreitet und Veliki Preis gebt; allein ich weiß auch, daß Euer Fürst den Frieden will und den Frieden bedarf, darum meldet Euerem Herrn, daß ich Euch zum Nachgeben aufgefordert und daß ich bereit bin, bei meiner Ankunft in Moskau meinen Kopf darzugeben, wenn der Zaar glaubt, daß ich Euch schlecht gerathen habe." Nachdem er auf solche Weise die russischen Gesandten beruhigt und günstig gestimmt, begab er sich zu den Abgeordneten Polens, erklärte ihnen den Zweck seines Erscheinens, forderte dieselben auf, die Bedingungen bezüglich Veliki's auf eine Weise zu stellen, daß die Abgeordneten des Zaars dieselben ohne Gefährde eingehen könnten. Nach langem Hin- und Herreden vereinigten sich endlich die Mitglieder des Kongresses dahin, daß die Schlüssel der Stadt Veliki in die Hände des päpstlichen Abgeordneten zu legen seien, welcher sich verbindlich mache, die Uebergabe derselben an den König von Polen zu vermitteln. Auf solche Weise wurde der Friede zwischen Rußland und Polen geschlossen und der Kongreß von Chiveroua-Horca glücklich beendet. Der Vertrag, durch welchen Livland unter einen katholischen Zepter kam, wurde den 15. Jenner 1582 unterzeichnet und am gleichen Tag durch den Kuß des h. Kreuzes nach nordischer Sitte feierlich bekräftigt. Sämmtliche Mitglieder des Kongresses versammelten sich in der Kapelle, in welcher der Jesuit die h. Messe zu lesen pflegte. Die mit dem Wappen der unterhandelnden Abgeordneten besiegelte Friedensakte wurde auf den Altar gelegt. Nun traten die Moskoviten, begleitet von ihren Wlodars (Bischöfen), vor den Altar und Einer nach dem Andern küßte das h. Kreuz, welches Possevin entgegenhielt, und schwor in die Hände des Jesuiten die Annahme des Friedens. Hierauf folgten die Polen,

traten ebenfalls vor den Altar, küßten das Kreuz und gelobten den Frieden. Auf dem Vertrag selbst aber wurden durch die Gesandten die Worte beigefügt: „Wir haben diesen Friedensvertrag feierlich beschworen durch den Kuß des h. Kreuzes vor dem ehrwürdigen Pater Anton Possevin, Legaten Sr. Heiligkeit, des römischen Papsts Gregor XIII." *)

Die Kunde des Friedensschlusses wurde überall mit Freuden und Jubel aufgenommen. Polen wollte das wichtige Ereigniß mit glänzenden Festlichkeiten zu Ehren des päpstlichen Abgeordneten feiern, allein Possevin entzog sich allen diesen Ehrenbezeugungen und eilte, um sein gegebenes Wort zu lösen, zum Zaaren nach Moskau. Die frohe Botschaft des Friedens war jedoch auch hier dem bescheidenen Priester zuvorgeeilt, überall auf seiner Durchreise strömte das russische Volk herbei, grüßte jubelnd den armen Ordensmann und nannte ihn laut seinen Retter und Befreier. So ging es von Ort zu Ort und Possevins Reise nach Moskau bildete einen wahren Festzug.

Ganz anders war es aber am Hofe des Zaaren. Hier war Alles in Trauer. Possevin traf bei seiner Ankunft den Herrscher Rußlands in stumpfsinnigem Schmerz und bitterem Gram; schwarz und düster war Alles im kaiserlichen Palast. Worin lag wohl die Ursache einer solchen außerordentlichen Veränderung? Ganz bestimmt und klar hat die Geschichte den Schleier dieser überraschenden Erscheinung nicht gelüftet, doch gibt sie uns folgende, auch von Possevin beglaubigte Andeutungen.

Iwan IV war von Natur dem Zorn sehr ergeben, und unfähig, den Ausbruch dieser Leidenschaft zu bemeistern; in der Hitze des Zorns vergaß der Zaar sich selbst. Alles, was ihn umgab, mußte weichen; stieß er in einem solchen Augenblick auf Widerstand, so stieg seine Gemüthsaufregung bis zur sinnlosen Wuth. — Während Possevin in Chiveroua den Friedensschluß

*) Vergl. Correspondance entre Zamoski, chancelier de Pologne, et le Père Possevin.

mit Polen unterhandelte, erblickte Iwan eines Tags die Frau seines einzigen Sohns in einem Anzug, welcher ihm unanständig erschien; ob diesem Anblick erzürnte der Zaar und in seinem Zorn gab er der Prinzessin mit dem Scepter einen Schlag. Die erschrockene Frau fiel nieder, wurde aufgehoben und krank in ihr Gemach getragen. In diesem Augenblick kam ihr Gemahl herbei; die Erzählung dessen, was vorgefallen, erregte seinen Zorn, er schalt seinen Vater einen Mann der Grausamkeit, dieser erhitzte sich auf's neue, höher und höher stieg die Aufregung, da versetzte Iwan in seiner blinden Wuth dem Sohn mit dem gleichen Scepter, mit welchem er die Prinzessin getroffen, einen Schlag. Der Schlag fiel auf den Kopf, der Getroffene stürzte und in drei Tagen hatte der Zaar keinen — Sohn mehr.

Iwans Herz blieb in der ersten Aufregung kalt, bald aber wurde es durch den jammervollsten Schmerz zerrissen; der Zaar weinte, seufzte, schluchzte, Gewissensbisse zerfleischten sein Inneres, er ging mit dem Gedanken um, sich von allen Menschen zurückzuziehen, und ganz nur dem Schmerz zu leben*). In diesem Augenblick traf Possevin mit dem Friedensvertrag in Moskau ein.

Der Zaar empfieng den Abgeordneten des Papsts mit ausgezeichnetem Wohlwollen, doch trat die durch das häusliche Unglück verursachte Aenderung seines Gemüths bald an das Tageslicht, Iwans strebsamer Geist war gelähmt. Bereits bei der früheren Zusammenkunft hatte der Zaar dem Jesuiten seine Geneigtheit ausgesprochen, der katholischen Kirche in seinem Reiche einige Zugeständnisse zu machen, er hatte dem Papst seine Hülfe gegen die Türken anerboten, dem apostolischen Stuhl sogar den Antrag gestellt, ein Bündniß aller christlichen Fürsten gegen die Anhänger Mohameds zu schließen, ja selbst der Gedanke einer Aussöhnung zwischen der griechischen und römischen Kirche schien dem Zaaren nicht unwillkommen zu sein. Diese

*) Oberdon, Vita Basil., lib. III.

großartigen, in ihren Folgen weitreichenden Pläne wurden nun von Possevin wieder angeregt, allein sie waren zu groß für Iwans geschwächten Geist. Doch wollte der Zaar sich nicht undankbar zeigen und wenigstens einigermaßen seine gemachten Zusagen erfüllen; er ließ daher den 21. Februar 1582 alle Würdenträger des Reichs in dem großen Saal des Kremlin versammeln und forderte den Abgeordneten des Papstes auf, in dieser feierlichen Sitzung seine Anträge zu entwickeln. „Anton! so eröffnete der Zaar die Verhandlungen, ich habe nun das fünfzigste Lebensjahr angetreten und Ihr selbst seht, ich kann mir nicht mehr Hoffnung auf eine lange Laufbahn machen. Ich bin geboren und erzogen in der christlichen Religion, welche die gute und wahre ist, und ich will in derselben verbleiben bis an mein Ende. Der Tag des Gerichts naht für mich heran, da wird uns Gott kund thun, ob Euere oder unsere Konfession der Wahrheit angemessener ist. Doch finde ich es nicht für ungut, daß Ihr in Euerer Eigenschaft als päpstlicher Nuntius die Weisungen erfüllt, welche Euch Gregor XIII aufgetragen hat. Ich gebe Euch also die Erlaubniß, das vorzutragen, was Ihr für gut findet." — Possevin ergriff das Wort und zeigte in begeistertem Vortrage die Vortheile und glücklichen Folgen einer Glaubenseinigung zwischen dem Orient und Occident. Er wies nach, wie diese Vereinigung durch das Konzil von Florenz im 15. Jahrhundert bereits ausgesprochen und durch die Patriarchen des Orients und den Kaiser Johann Paleologus anerkannt worden sei. Der Kaiser hörte dem Vortrage Possevins mit aufmerksamer, jedoch trübsinniger Kälte zu; einmal jedoch heiterte sich sein Blick auf, ein Strahl der Freude durchglühte seine Seele, es war, als Possevin die Worte sprach: „Welcher Ruhm für Euch, wenn in Folge des Bündnisses aller christlichen Fürsten und Euerer Vereinigung mit dem apostolischen Stuhle Euere Hoheit das Reich des Orients erhalten könnte, welches die Griechen durch ihre Trennung verloren haben!" Bei diesen Worten schien das alte Feuer den Geist Iwans zu durchzucken, allein es war nur das Aufleben eines

Augenblicks, Iwan verfiel sofort wieder in Gram und Stumpfsinn und schloß die Konferenz mit den Worten: „Ich gewähre dem Papste die Erlaubniß, daß seine Nuntien und Missionäre mein Reich durchreisen; ich gestatte den katholischen Priestern und Handelsleuten die freie Ausübung ihrer Religion in meinem Lande; aber ich will nicht, daß meine Unterthanen die Kirchen und Kapellen, welche Ihr erbauen werdet, besuchen und in denselben Aufnahme finden. Diese Vergünstigung soll sofort ausgefertigt und Ihr, Anton, welcher dieselbe ausgewirkt, sollt sie selbst dem Papste übergeben."

Possevin suchte noch einmal die Wiedervereinigung der russischen Kirche mit dem apostolischen Stuhl anzuregen, und bereitete sich dann zur Abreise. Iwan, in Anerkennung der großen Verdienste, welche Papst Gregor **XIII** ihm und seinem Reich durch seine Dazwischenkunft beim Polenkönig geleistet, verordnete, daß eine russische Gesandtschaft den Jesuiten nach Rom begleite und dem Papste in seinem Namen noch besonders danke; dem Vermittler des Friedens von Chiveroua aber ließ der Zaar reichliche Geschenke zustellen. Possevin vertheilte die kaiserlichen Geschenke sofort unter die Armen Moskau's, nahm von Iwan **IV** herzlichen Abschied und eilte mit den russischen Gesandten nach Rom, wo sie an Papst Gregor **XIII** folgendes kaiserliche Schreiben übergaben:

Der Großherr, Kaiser und Großherzog Iwan Basilowicz, Alleinherrscher von Groß-, Klein- und Weiß-Rußland, von Moskau, Kiew, Waladimer, Zaar von Kasan, Zaar von Astrachan u. s. w.

„Wir haben Euch geschrieben, Papst Gregor, daß wir mit großer Freude empfangen und uns haben lesen lassen die Briefe, welche Ihr uns durch Eueren Gesandten Anton Possevin zugeschickt; mit nicht geringerer Freude haben wir durch den Mund Eueres Gesandten Eueren Willen vernommen, mit uns ein enges Bündniß zu schließen, um den Ungläubigen desto besser widerstehen zu können. Wir haben Eueren Gesandten mit großem Wohlwollen aufgenommen und ihm sowohl selbst als durch

unsere Räthe in Allem, was er wünschen konnte, günstigen Bescheid ertheilt.

„Wir wollen also auf das engste durch eine brüderliche Freundschaft verbunden sein mit Euch, oberster Priester und Lehrer der römischen Kirche, mit unserem Bruder dem Kaiser Rudolf und allen christlichen Monarchen, um auf solche Weise Alles anzuwenden, was zur Ruhe der Christenheit, zur Abwendung der von den Ungläubigen drohenden Gefahren, und zur Einstellung des christlichen Blutvergießens beitragen kann, wie wir dies Euch durch unseren Gesandten Th. Severigin bereits gemeldet haben. — Leider floß das Blut bei der Ankunft Eueres Gesandten Possevin noch in zahlreichen Strömen; gemäß Eueren Weisungen, Papst Gregor, hat dieser nicht ermüdet, verschiedene Reisen sowohl zu uns, als zu König Stephan zu machen, um das fernere Blutvergießen zu verhindern; seinen Bemühungen ist es gelungen, daß durch die beiden Theile ein Friedensvertrag auf 10 Jahre geschlossen und durch unsere Gesandten unterzeichnet wurde. Hierauf ist der nämliche Anton Possevin, Euer Nuntius, wieder zu uns hieher gereist und wir senden ihn jetzt zu Euerer Heiligkeit, theils um Euch zu begrüßen, theils um Euere Freundschaft für uns zu verlangen und wir senden mit ihm unseren Ambassador Jakob Molvinien in Begleit unseres Vizesekretärs Tissin Basil.

Was die Allianz betrifft, welche Ihr mit uns zu schließen wünschet, haben wir bereits vor einigen Jahren über den gleichen Gegenstand dem Kaiser Maximilian und seinem Sohne Rudolph durch unseren Gesandten Eröffnungen gemacht; Maximilian und Rudolph haben versprochen, uns eine Gesandtschaft deßwegen hieherzusenden; diese ist aber noch nicht angelangt. Wenn daher Euer Legat Anton Possevin mit unserem Gesandten J. Molvinien bei Euch Papst Gregor wird angelangt sein und wenn Ihr mit dem Kaiser Rudolph und den anderen christlichen Fürsten bezüglich der Allianz Maßregeln werdet getroffen haben und Ihr uns durch eine neue Gesandtschaft hievon in Kenntniß setzet: so werden auch wir nicht er-

mangeln, mit unseren Räthen die zu diesem Zwecke geeigneten Mittel zu ergreifen.

„Was die Eröffnungen betrifft, welche Ihr uns durch Eueren Legaten Anton Possevin in Euerem Namen machen ließet, so haben wir selbst ihm darauf geantwortet oder in unserem Namen durch unsere Räthe besonders durch den Misitas, Georg Zacharins Sohn, Gouverneur von Novogorod, antworten lassen.

„Mit Wohlgefallen haben wir aus den Händen Possevins das Buch empfangen, welches die Verhandlungen des Concils von Florenz in griechischer Sprache enthält. Ueber das, was Ihr uns in Beziehung auf die Religionsangelegenheiten geschrieben habet und worüber wir mit dem genannten Legaten Anton Possevin mehrere Konferenzen gepflogen, wird dieser Euch berichten, was wir ihm gesagt haben. Gregor, Papst, oberster Hirt und Lehrer der römischen Kirche, wenn Ihr die Briefe, welche wir Euch durch unseren Ambassador Jakob Molvinien und unseren Vicesekretär Jakob Tissin übermachen, werdet gelesen haben, so schickt uns sowohl den Einen als den Andern dieser Gesandten wieder zurück und gebt uns eine genaue und bestimmte Antwort über Alles das, was zu wissen für uns nothwendig ist."

Geschrieben in dem Palast unserer Zitadelle zu Moskau, im Jahre der Erschaffung der Welt 7900, im Monat Merz, am 10. Rechnungstag, im 48. Jahre unserer kaiserlichen Herrschaft, im 33. unserer Regierung über Rosik, im 30. jener über Kasan, im 28. jener über Astrachan.

Hiermit war Possevins Mission glücklich beendet; der fromme Mann sehnte sich nach dem einfachen Ordensleben zurück, allein der Papst konnte des erfahrnen Geschäftsmanns noch nicht entbehren und beauftragte ihn mit einer neuen Sendung.

Mächtig blühte in dieser Zeit das Polenreich empor, wie an äußerer Größe, so auch an innerer Kraft erstarkte dasselbe unter seinem guten König Stephan; allein dieses steigende Glück eines katholischen Landes war gerade in den Augen der kirchlichen Neuerer eine Ursache, nach demselben ihre Hände auszustrecken, Unruhen und Aufreizungen anzuzetteln und dessen Glaubenseinheit zu zerstören. In solchen Umständen war es Pflicht des apostolischen Stuhls, einen den Schwierigkeiten gewachsenen Mann als Nuntius nach Polen zu senden; die Wahl des Papsts fiel abermals auf Possevin. Um mehr Gelegenheit zum Gutesthun zu erhalten, machte der apostolische Nuntius die ganze Reise von Rom nach Polen zu Fuß; in Warschau angelangt, überreichte er dem erfreuten König sein Beglaubigungsschreiben und begab sich sofort nach Siebenbürgen, wo die kirchlichen Neuerer am meisten Fortschritte gemacht.

Possevin traf in diesen Provinzen eine Menge Prediger, von welcher die Einen das Lutherthum, die Anderen den Kalvinismus, der Andere die Sätze der Wiedertäufer vortrugen; der glaubenseifrige Jesuit anerbot allen diesen Lehrern des Irrthums eine Zusammenkunft in Hermannsstadt und überführte hier mit glänzendem Erfolg die Einen der Unwissenheit, die Andern des Irrthums, die Dritten der Zweideutigkeit. Um jedoch einen bleibenden Damm gegen die Umtriebe der Neuerer aufzustellen, gründete er in Klausenburg ein großes Seminar und verschaffte mehreren Anstalten, welche die Gesellschaft Jesu in diesen bedrohten Gegenden besaß, ein kräftiges Gedeihen.

Im Jahr 1583 wohnte Possevin als päpstlicher Legat dem großen Reichstag in Warschau bei und seinen Bemühungen war es vorzüglich zu verdanken, daß dieser Reichstag zu Gunsten der katholischen Kirche glänzende Beschlüsse faßte.

So war Alles im guten Gang; die katholische Religion blühte in Polen mit großer Lebenskraft empor und Polens Macht stieg von Jahr zu Jahr. Da entstunden unglücklicher Weise leidenschaftliche Mißhelligkeiten zwischen Kaiser Rudolph und König Stephan. Ein furchtbarer Krieg drohte die beiden

Reiche zu zerfleischen. Der Papst, stets die Friedenspalme zwischen seine Kinder haltend, anerbot den beiden Fürsten seine Vermittlung, und brachte hiefür den Jesuiten Possevin als Bevollmächtigten in Vorschlag; die beiden Fürsten nahmen die Vermittlung des Papsts an und erklärten sich mit der Wahl Possevins einverstanden. Diese Stellung des armen Ordensmanns als Mittler zwischen Kaiser und König war zu hoch, als daß sie nicht eine Menge Neider hervorrufen sollte. Possevin durchschaute das Bedenkliche seiner Lage; einerseits mußte er dem Befehle des Papstes Folge leisten, anderseits sah er sich dadurch in weltliche Geschäfte verwickelt, welche mit seinem kirchlichen Berufe in keinem Zusammenhange stunden. Nur mit großer Umsicht machte er sich daher an diesen Auftrag und konnte aber dennoch nicht verhindern, daß man ihn nicht in Wien der Vorliebe für die Polen und in Warschau der Parteilichkeit für den Kaiser beschuldigte. Diese Anschwärzungen gelangten bis nach Rom. Der General der Jesuiten befürchtete große Nachtheile für die Gesellschaft Jesu aus dieser Doppelstellung. Aquaviva trat daher vor den hl. Vater, schilderte seine Besorgnisse und ersuchte dringend um die Entlassung Possevins. Allein Gregor XIII ging auf das Ansuchen nicht ein. Da warf sich Aquaviva zu dessen Füßen und wiederholte flehentlich seine Bitte. „Nicht um Possevin ist mir wegen diesen Weltgeschäften bange — rief der General —, denn seine Tugend ist mir erprobt; aber um die ganze Gesellschaft Jesu ist mir Angst, ihr droht die Gefahr, deßwegen möge uns Euere Heiligkeit davon befreien.“ Endlich gab der Papst dem dringenden Gesuch des Generals nach und erlaubte ihm, den Pater Possevin vom polnischen Hofe zurückzuziehen.

Possevin empfing den Befehl seines Generals wie eine Botschaft vom Himmel. Aus Gehorsam gegen den hl. Vater und seine Ordensobern hatte er sich in die hohen Kirchen- und Staatsgeschäfte gemischt, nur aus Gehorsam war er vor dem Herzog von Savoyen, vor dem König von Frankreich, vor dem König von Spanien, vor dem König von Schweden, vor

dem König von Polen, vor dem Zaaren von Rußland, vor dem Kaiser des deutschen Reichs erschienen; aus Gehorsam und mit Freuden verließ er jetzt Fürsten und Höfe, ergriff zufolge Weisung des Ordensgenerals den Wanderstab und pilgerte nach Sachsen, Ungarn, Böhmen und Livland, um als einfacher Missionär dem Volke die Religionswahrheiten vorzutragen und als Bußprediger die Sünder zu Gott zurückzuführen. Possevin, welcher seit Jahren an den fürstlichen Höfen gelebt, mit den ersten Staatsministern verkehrt, die Freundschaft der höchsten Potentaten genossen, er zog nun von Kirche zu Kirche, überall das Volk aufsuchend, mit dem Volk redend, mit dem Volk lebend, Tag und Nacht aufopfernd, um die Seelen vom ewigen Untergang zu retten und war mit königlicher Freude erfüllt, wenn es ihm gelang, auch nur den geringsten Menschen für Gott zu gewinnen.

Mitten in diesem seeleneifrigen Apostolat erhielt der aufopfernde Missionär einen Ruf des Ordensgenerals, welcher ihn als Professor nach Padua bestellte. Mit kindlichem Gehorsam folgte er auch dieser neuen Bestimmung, langte im Jahr 1587 in Padua an und erwarb sich bald als Professor in dieser berühmten Universitätsstadt einen ebenso glänzenden Namen wie früher als Glaubenslehrer und Kontroversist in Frankreich, als päpstlicher Nuntius in Schweden, Rußland, Polen und als Missionär in Sachsen, Ungarn, Böhmen und Livland.

Durch zwei Handlungen machte er sich in dieser letzten Periode seines Lebens um die kirchliche Wohlfahrt noch vorzugsweise verdient. Die eine bezieht sich auf die Aussöhnung König Heinrichs IV von Frankreich mit dem Papste. Nachdem Heinrich IV den 25. Juli 1593 dem Kalvinismus abgeschworen und dem Glauben der katholischen Kirche gehuldigt hatte, sandte er einen Gesandten in der Person des Herzogs von Nevers nach Rom, um sich mit dem apostolischen Stuhl auszusöhnen. Der Papst war gegen Heinrich IV nicht ohne Grund mißstimmt und über die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung mißtrauisch; er wollte nicht Versprechungen hören, sondern Thatsachen sehen.

In solchen Verhältnissen wandte sich der Herzog von Nevers an seinen alten Freund Possevin; dieser nahm sich mit allem Eifer und selbst auf die Gefahr der päpstlichen Ungnade dieser Angelegenheit an und nur durch dessen Vermittlung wurde es dem Gesandten Heinrichs IV möglich, in der Hauptstadt der katholischen Christenheit Eingang zu finden und die Aussöhnung seines Herrn mit dem apostolischen Stuhl anzubahnen. „Der gute Pater Possevin — schrieb der französische Gesandte Canaye de Fresne aus Venedig — hat mit solchem Eifer an der Wiederversöhnung Sr. Majestät gearbeitet, daß ganz Frankreich ihm zum Danke verpflichtet ist" *).

Die andere folgenreiche Handlung Possevins war die Erziehung des heiligen Franz von Sales, Bischofs von Genf. Unter Possevins Leitung wurde Franz in Padua zum eifrigen Priester, zum erleuchteten Kirchenlehrer, zum liebevollen Bischof, zum unermüdlichen Glaubensboten, zum großen Heiligen herangebildet. Der weise Lehrer legte in das fromme Gemüth des Jünglings den Samen zu all jenen Tugenden und Vollkommenheiten, welche in dem thatenreichen Leben des Bischofs von Genf so herrlich und glänzend strahlten. In Franz von Sales erbte sich die Glaubenseifrigkeit seines Lehrers fort und diese Heranziehung des jungen Heiligen war einer der letzten, aber keineswegs einer der geringsten Dienste, welche Possevin der Kirche und der Menschheit geleistet **).

Anton Possevin starb zu Ferrara den 26. Februar 1611, im 78. Lebensjahr. Er hinterließ mehrere Schriften; die merkwürdigeren sind: Bibliotheca sacra, Apparatus sacer; de sanctissimo Sacrificio Missæ; Miles Christianus; Vita et mors Eleonoræ Archiducis Austriæ, Ludovici Gonzagæ ducis Nivernensium: Epistola de rebus Suecicis, Livonicis, Moscoviticis, Polonicis, Transylvanicis; Responsio regi

*) Lettres et ambassade de messire Canaye, Seigneur de Fresne, t. III. p. 21.

**) Crétineau-Joly, t. II. chap. VI.

septentrionali, Scriptum magno duci Moscoviæ contra Anglos; Moscovia, de Atheismis; Theologia Catechetica; Explicatio Evangeliorum, Monita salutis etc. etc.*).

*) Possevins Leben wurde von dem Jesuiten Dorigni beschrieben. Vergl. auch: Alegambe, biblioth. Soc. Jes.; Spondan. ad. ann. 1594; Freheri Theatrum vir. erudit. clar. etc.

Campian und Perſon,

Glaubenszeugen in England.

„Jeder Jesuit, welcher England betritt, soll sogleich mit dem Tode bestraft werden," so lautete das Gesetz der Königin Elisabeth. Leute, welche nach irdischem Glück, Reichthum und Glanz streben, konnte ein solches Verbot abschrecken, nicht aber Männer, welche den Martertod als das beneidenswertheste Loos betrachten.

Kaum war dieses Verbot bekannt, so warfen sich die ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu den Füßen des Generals und baten flehentlich um die Erlaubniß, nach England zu gehen, um da für die katholische Kirche zu streiten. „Schwer ist es zu glauben, sagt der Zeitgenosse Allen, und doch rufe ich Gott zum Zeugen, daß ich die Wahrheit schreibe, mit Thränen in den Augen sehnten sich die gelehrtesten Jesuiten der verschiedenen Provinzen nach England; mit Thränen in den Augen bewarben sie sich um die Gnade, gegen die protestantischen Professoren in England aufzutreten und als Glaubensbekenner in den Tod zu gehen." *) Auch die Katholiken Englands überhäuften den General mit Bitten, sie sahen in den eifrigen Jesuiten ihre Retter und sehnten sich mit innigem Verlangen nach diesen unerschrockenen, todesmuthigen Glaubensboten.

Der Ordensgeneral Merkurian trug große Bedenken, er unterlegte das Gesuch dem Entscheide des h. Vaters und dieser

*) Allen, Apologie pour les prêtres de la Compagnie de Jésus et le séminaire anglais. Chap. VI.

gab den Ausspruch in bejahendem Sinne. So wurde die Mission der Jesuiten nach England im Jahr 1579 beschlossen; der General berief hiezu vorzugsweise die aus England stammenden Ordensglieder und bezeichnete die beiden Patres Campian und Person als Vorsteher des ebenso wichtigen als gefahrvollen Unternehmens.

Edmund Campian hatte das Licht der Welt im Jahr 1540 in London erblickt, seine Eltern waren Katholiken, er selbst mit allen jenen Anlagen ausgestattet, welche den großen Mann verkünden. Mit einem kerngesunden Geist verband er ein warmes Herz, mit einem klaren Verstand eine glänzende Einbildungskraft. Nachdem er seine Studien auf der Universität Oxford vollendet, wurde ihm ein Lehrstuhl an dieser berühmten Hochschule anvertraut; sein Ansehen als Professor stieg in solchem Grade, daß seine Schüler sich den Namen „Campianisten" als Ehrentitel beilegten. Mitten in dem Kampfe der verschiedenen Konfessionen, welche sich dazumal um die Herrschaft Englands stritten, nahm Campian eine unabhängige Stellung ein; er beschäftigte sich wenig mit den konfessionellen Fragen, sprach sich weder für die Katholiken noch für die Protestanten aus, im Grunde des Herzens gehörte er keiner Kirche an. Bald wußte jedoch der anglikanische Bischof von Gloceſter die Freundschaft des jungen Mannes zu gewinnen, ihm seine konfessionellen Ansichten beizubringen und ihn zum Diakon der anglikanischen Kirche zu weihen. Wie aber Campian tiefer mit dem Wesen und Leben des Anglikanismus vertraut wurde, da erkannte sein scharfer Verstand die Widersprüche und die Unhaltbarkeit dieser Sekte, mit allem Eifer verlegte er sich nun auf das Studium der Theologie und durch seine unermüdeten Forschungen gelangte er zur Erkenntniß der katholischen Wahrheit. Campians Rückkehr zur katholischen Kirche machte großes Aufsehen, Haß und Befeindung folgten derselben auf dem Fuße nach; er mußte Oxford verlassen und sich nach Irland flüchten. Hier verwendete er seine Zeit dazu, die Geschichte Irlands zu schreiben; bald jedoch wurde sein Aufenthalt auch da

unsicher, die Angestellten Elisabeths fahndeten auf ihn und auf den geheimen Rath des Vizekönigs Heinrich Sidney verließ der hart verfolgte Mann die Insel, setzte über den Ozean und eilte nach Rom, wo er im Jahr 1573 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu trat. — Nach glücklich vollendeter Prüfungszeit sandte die Gesellschaft Jesu das neue Ordensglied nach Wien und Prag, wo er als Kanzelredner die Bewunderung des Kaisers Rudolf II und die Achtung des Erzbischofs von Prag erntete. In letzterer Stadt traf ihn der Ruf des Generals zur Leitung der englischen Mission; mit frohlockendem Herzen eilte er nach Rom, um den Segen des h. Vaters und des Generals zu empfangen und vereint mit Person das gefahrvolle Unternehmen anzutreten.

Robert Person stammte aus einer unbekannten Familie Englands. In Oxford machte er unter Campians Leitung seine Studien, erhielt die akademischen Grade und trat als Professor der Rhetorik auf. Im Grunde des Herzens war er Katholik; um jedoch seine akademische Stellung nicht zu verlieren, ließ er sich verleiten, die Königin als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen und ihr den Eid der Treue zu leisten. In seinem Innern empfand er hierüber die heftigsten Gewissensbisse; oft verrieth er in den Vorträgen die katholischen Gesinnungen seines Herzens, diese Aeußerungen machten ihn verdächtig und zwangen ihn, Oxford zu verlassen. Im Jahr 1575 ließ Person sich zu Rom in die Gesellschaft Jesu aufnehmen und fünf Jahre später wurde ihm die ehrenvolle Bestimmung für die englische Mission zu Theil. Person war sechs Jahre jünger als Campian, sein Charakter war weniger einnehmend als der seines Gefährten, allein er war eben so gelehrt, eben so wissenschaftlich, und was ihm an Beredtsamkeit abging, das ersetzte er durch große Menschenkenntniß und Klugheit.

Die englische Mission bestund aus zwölf Personen. Unter der Leitung Campians und Persons verließen dieselben im Jahr 1580 die Hauptstadt der Christenheit, jubelnden Herzens dem bittern Leidenskelch entgegen gehend. In Mailand begrüßten

sie den Kardinal Karl Borromeo; in Genf suchten sie den bekannten Predikanten Theodor Beza auf und ließen sich mit ihm in ein Religionsgespräch ein; in Rheims ruhten sie im Kollegium der Jesuiten aus. Bis Rheims hatten sie die ganze Reise zu Fuß gemeinschaftlich gemacht; von da an aber bis an das Meer gebot ihnen die Klugheit, sich in verschiedene Gruppen zu theilen, um der Aufmerksamkeit der englischen Behörden zu entgehen und unangefochten in das Inselland einzudringen.

Allein das Mißtrauen der englischen Regierung war der Ankunft der katholischen Missionäre schon lange zuvorgeeilt. Durch ihre Spione hatte sie sich Kenntniß von der Reise der Jesuiten verschafft, auf allen Landungsplätzen die Namen derselben und sogar das Bildniß Campians und Persons ausgestellt und die schärfsten Befehle zur sofortigen Verhaftung ertheilt. Um die Aufmerksamkeit der Angestellten zu vermehren und auch das Volk zur Mitwirkung zu reizen, wurde überall das Gerücht verbreitet, die Regierung sei einem Komplott gegen das Leben der Königin auf der Spur und die ausgeschriebenen Jesuiten seien die Häupter dieser Verschwörung. Auf der ganzen englischen Küste herrschte daher die regste Wachsamkeit, jeder Ankömmling wurde strenge untersucht und nur nach genauer Prüfung in das Innere des Landes gelassen.

Es war im Monat Juni 1580. Ein englischer Seeoffizier stieg in Dover an Bord und eilte zum Gouverneur dieser Stadt. Sogleich vorgelassen, machte dieser Offizier dem königlichen Beamteten geheime Mittheilungen und zeigte ihm an, daß in wenigen Tagen ein Handelsmann Namens Patrik in Dover landen werde, diesen solle man ihm sogleich nach London senden, es handle sich um wichtige, geheime Staatsgeschäfte. Der Gouverneur versprach die pünktliche Vollziehung und der Seeoffizier reiste nach der Hauptstadt ab. Einige Tage später landete in Dover wirklich der Handelsmann Patrik; kaum hatte dieser den englischen Boden betreten, so wurde er auf Anordnung des Gouverneurs nach London gesandt, da von einigen

Vertrauten des Seeoffiziers umringt und in dessen Wohnung geführt. Kaum befand sich der Seeoffizier mit Patrik allein, so fielen sich Beide in die Arme und dankten Gott für den glücklichen Erfolg ihres kühnen Schrittes; der Seeoffizier war Person, der Handelsmann Campian. Auf ähnliche Weise entgingen auch die übrigen Missionsglieder der Wachsamkeit der englischen Behörden; durch Gottes Schutz begünstigt, langten Alle glücklich in Elisabeths Reich an, wo schon ihre einfache Gegenwart ein Todesverbrechen war.

Nun aber begannen erst die Schwierigkeiten. Campian und Person hielten sich zuerst bei einigen katholischen Familien in London verborgen, versammelten bald in diesem, bald in jenem Hause die eifrigsten Katholiken, ermunterten dieselben zum treuen Ausharren im katholischen Glauben und machten sich allmälig mit den englischen Zuständen vertraut.

Bald überzeugten sie sich, daß den Katholiken Englands nicht nur von Seite der Regierung Gefahr drohe, sondern daß eine nicht minder große Gefahr in ihrem eigenen Schooße keime. Uneinigkeit und Zwiespalt herrschte unter ihnen, sowohl in Beziehung auf den der Königin Elisabeth zu leistenden Gehorsam, als über ihr Verhältniß zu den Sekten, sowie über verschiedene Religionsgebräuche. Die Jesuiten suchten daher vor allem eine Zusammenkunft mit den katholischen Priestern der Hauptstadt zu veranstalten, um da die Einheit unter den Katholiken herzustellen. Nach vielen Bemühungen und unter großer Vorsicht gelang es endlich, in einem einsamen Haus an der Themse die gewünschte Versammlung zu halten.

Hier eröffneten die Jesuiten zuerst den Zweck ihrer Mission. Sie erklärten, keine andere Aufgabe zu haben, als für die Erhaltung und Verbreitung der katholischen Religion in England zu wirken und ihr Leben für diesen heiligen Zweck zu opfern. Jede Einmischung in die Staatsgeschäfte sei ihnen auf das Strengste untersagt, die Vermeidung jeder auch nur schein-

baren Betheiligung auf das Bestimmteste geboten. — Sodann theilten sie ein Schreiben des h. Vaters, Gregor **XIII**, mit, welcher sowohl den Jesuiten als den Katholiken Englands die Weisung gab, der Königin Elisabeth als Oberhaupt des Staats Treue zu geloben und derselben in weltlichen Dingen zu gehorchen; in religiösen Angelegenheiten aber sei der Papst und nicht die Königin der von Christus gesetzte Fels der Kirche, dieser und nicht die Königin sei daher von den Katholiken als kirchliches Oberhaupt anzuerkennen und zu verehren. Diese Eröffnungen wurden von der katholischen Geistlichkeit Londons mit ungetheiltem Beifall aufgenommen; durch die Weisung des h. Vaters bezüglich der der Königin zu gelobenden Treue war eine folgenreiche Streitfrage glücklich gelöst. *)

Schwieriger war ein dritter Punkt. Heinrich **VIII** hatte in seinem fanatischen Eifer allen Engländern, ohne Rücksicht auf ihre persönliche Ueberzeugung, unter schwerer Strafe geboten, den Vorträgen der anglikanischen Prediger beizuwohnen. Um größeres Unglück zu vermeiden, fügten die Katholiken sich diesem Staatsgesetz; sie erschienen bei den gesetzlich vorgeschriebenen Predigten als gezwungene Zuhörer, jedoch ohne innere Theilnahme; wandten sich aber gleichzeitig an das in Trient versammelte Konzilium, um eine Weisung über diesen schwierigen Punkt zu erhalten. Das Konzil setzte eine eigene Kommission zur Untersuchung nieder, mit Einhelligkeit erklärte diese den Besuch der anglikanischen Predigten unzulässlich und das Konzil gab seinen Ausspruch in diesem Sinne. Die Bulle erschien zu Rom den 25. Februar 1570, konnte jedoch in England nicht zur vollständigen Durchführung gelangen. Dieser Punkt wurde nun in der Versammlung der Geistlichkeit auf's Neue angeregt, Person drang auf die gewissenhafte Beobachtung

*) Die Weisheit dieses päpstlichen Erlasses wird selbst von den anglikanischen Geschichtsschreibern anerkannt; vergl. **Camden, Annales regni Elisabethæ anno 1580, Hollingstead 1584.** Dadurch wurden die früher unter Pius V gegen die Anerkennung der Königin Elisabeth erhobenen Schwierigkeiten gehoben.

des Konziliumsbeschlusses und seinem eindringlichen Vortrage gelang es, die Bedenklichkeiten zu heben und die genaue Handhabung dieser für die Erhaltung der katholischen Einheit höchst wichtigen Schlußnahme zu erzielen.

Die übrigen Verhandlungen bezogen sich auf verschiedene Disziplinarpunkte, deren Erörterung durch die Zeitverhältnisse geboten war. In allen diesen Punkten wurde den Umständen die möglichste Rechnung getragen; die ganze Versammlung trug den Charakter des festen Glaubens und der innigen Liebe in sich und von ihr ging diese heilige Stimmung bald auch auf die Gläubigen über.

Trotz aller Vorsicht wurde die Wirksamkeit der Jesuiten bald in London ruchbar und der Regierung bekannt. Diese erließ den 15. Juli 1580 eines jener Blutedikte, wie sie nur fanatische Leidenschaft zu Tag fördern kann. „Wer immer einen Jesuiten in seinem Haus aufnimmt, der soll als Rebell behandelt und gestraft werden. Wer immer von dem Aufenthalt eines Jesuiten Kenntniß hat und hievon den Behörden keine Anzeige gibt, der soll gleichfalls als Rebell bestraft werden." Wirklich gelang es den königlichen Spähern, den Jesuiten Donall, welcher aus Irland gekommen, aufzufangen; derselbe wurde festgenommen, zum Tode verurtheilt und gleich dem größten Verbrecher mit dem Strange hingerichtet. Dieses grausame Verfahren erschreckte die Katholiken, sie baten flehentlich die geliebten Missionärs, sich für einige Zeit aus England zu entfernen und ihr Leben auf ruhigere Tage aufzusparen; allein die Jesuiten waren anderer Meinung. Mit Frohlocken begrüßten sie die Stunde der Prüfung und Person schrieb dem General: „An die Stelle des hingerichteten Donalls sendet mir fünf neue Patres, denn wir haben hier so viel Arbeit, daß uns oft in der Nacht kaum zwei Stunden bleiben, um einige Ruhe zu genießen." — Um jedoch die katholischen Familien in London nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen, beschlossen Campian und Person auf den Rath ihrer Freunde, für

einige Zeit die Hauptstadt zu verlassen und sich auf die Landschaft zu begeben, wo ihre Thätigkeit ebenso nothwendig und nützlich, aber leichter zu verbergen war. Die Jesuiten vertheilten sich in verschiedene Gegenden, besuchten die katholischen Familien, versammelten die Gläubigen in abgelegenen Häusern, oft auch in Bergschluchten und stärkten dieselben auf die herannahende Leidenszeit. Wirklich trat bald in England eine Katholikenverfolgung ein, welche weder an Grausamkeit noch an Wuth den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte nachsteht. Die zuerst nur gegen die Jesuiten gerichtete königliche Hetze dehnte sich bald auf alle „Meßleser" und sodann auf alle Papisten aus. Die Katholiken wurden überall aus den Städten verjagt, auf den Dörfern vertrieben und in den Wäldern und Sumpfgegenden, wohin sie sich geflüchtet, gleich wilden Thieren verfolgt. Tag und Nacht stürmten die königlichen Späher in die Häuser, um irgend einen unglücklichen Katholiken aufzujagen; wo man ein Kreuz, einen Rosenkranz, eine Reliquie antraf, da wurde Alles zerstört. „Die Verfolgung ist in ihrem vollen Gange — so schreibt um diese Zeit Person nach Rom — sie wüthet im ganzen Königreich. Adeliche und Gemeine, Weiber und Kinder werden in den Kerker geworfen. Kein Sonnenstrahl dringt in ihr Gefängniß, kein Freund wird zu ihnen gelassen, keine milde Gabe ihnen verabreicht, schlechtes Brod und halbverdorbenes Wasser ist Alles, was man ihnen gewöhnlich zukommen läßt. Und dennoch finden die Predikanten diese Behandlung noch zu gelinde für die Katholiken und bezeichnen diese Milde als einen Fehler, den man nicht länger dulden dürfe" *). Vom 15. Juli bis 31. August 1580 wurden nicht weniger als 50,000 Katholiken in England festgenommen, in die Kerker geworfen und ihrer Güter beraubt, und dieses Alles nur deßwegen, weil sie, wie die Gefängnißbücher selbst dies beurkunden, den Predigten der Anglikaner nicht beiwohnen

*) Lettre de Person à Gherardi sur les persécutions d'Angleterre.

wollten. So wurde die von den Protestanten so sehr gerühmte Gewissensfreiheit in England verstanden!

Trotz dieser wüthenden Verfolgungen blieben die Katholiken dennoch standhaft in ihrem Glauben; je größer die Leiden und Qualen, desto größer wurde auch ihr Muth; „erst in England habe ich den wahren Katholiken kennen gelehrt, sagt Richard Smith, erst in England lehrte ich, daß der Glaube desto lebendiger wird, wie mehr die Verfolgung wüthet"*). Diese glänzende Haltung des katholischen Volks war großentheils eine Frucht der Jesuitenmission; ja diese frommen Väter hatten die Seelenfreude, die Zahl der Gläubigen mitten in den Verfolgungen sich mehren zu sehen. „Die beiden Jesuiten Campian und Person haben in England — sagt Allen — in einem Jahr mehr Seelen gewonnen, als sie anderwärts während ihrem ganzen Leben hätten erobern können; man rechnet, daß sich die Zahl der Katholiken in einem Jahr um 10,000 Seelen vermehrt hat"**). Welch herrliches Zeugniß für den Glaubenseifer dieser Männer!

Campian und Person trotzten allen Gefahren. Sie eilten sogar wieder in die Hauptstadt, um den katholischen Familien in diesen von Tag zu Tag steigenden Bedrängnissen Trost und Stärkung zu bringen. Um den vielen Verdächtigungen zu begegnen, welche gegen die „Papisten" und „Jesuiten" tagtäglich von Seite der Regierungspartei verbreitet wurden, gaben Campian und Person eine öffentliche Erklärung heraus, in welcher sie diese Anschuldigungen mit den schlagendsten Beweisen zurückwiesen und das gute Recht der Katholiken in Anspruch nahmen. Campian ging noch weiter. Um auch denjenigen, zu welchen er persönlich nicht gelangen konnte, Licht und Aufklärung zu bringen, verfaßte er eine Schrift über die wichtigsten der dazumal bestrittenen Religionspunkte, ließ dieselbe im Geheimen

*) Richard Smidt, Epitre dédicatoire de la vie de Madelaine de Montaigne.

**) Lettre d'Allen do 1581.

drucken und dann in viel tausend Exemplaren in ganz England verbreiten*). Das Buch führt den Titel „Die zehn Beweggründe" und wird von dem gelehrten Anton Moreto: „ein goldenes, in Wahrheit mit der Hand Gottes geschriebenes Buch" genannt und selbst der Lobredner Elisabeths, Camden, muß die Schönheit desselben anerkennen**). In der That! Campians Schrift vereinigte mit tiefer Gelehrsamkeit eine so reizende Schreibart, daß sie von allen Gebildeten mit Wohlgefallen aufgenommen und mit Begierde gelesen wurde. Namentlich in Oxford, wo sein Name in der gelehrten Welt allgemein bekannt und geachtet war, machten die zehn Beweggründe den heilsamsten Eindruck und brachten eine für die Katholiken günstige Stimmung hervor. Die anglikanischen Prediger fühlten den Schlag, und da sie denselben durch Vernunftgründe nicht abwehren konnten, so nahmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht und erwirkten neue, verschärfte Fahndungsbefehle gegen Campian und seine Genossen.

In der Nacht vom 29. April wurden gleichzeitig die Häuser aller des Katholizismus verdächtigen Personen in ganz London untersucht und mit Gewalt selbst die verborgensten Wohnungen eröffnet: allein Campian und Person waren nirgends zu finden. In einem Hause entdeckte man jedoch einen Kelch. Sogleich wird der Besitzer desselben, Alexander Briant, festgenommen und zur Tortur geführt. Auf der Folter erklärt der achtundzwanzigjährige, um den Aufenthalt der beiden Jesuiten angefragte Mann: „Ich kenne die beiden Väter, ich habe sie gesehen, ich habe mit ihnen unter einem Dache gelebt, aber nie werde ich deren Aufenthalt verrathen. Foltert mich bis zum Tode, nie werdet ihr etwas von mir vernehmen." Der Mann hielt Wort.

*) Das Buch wurde auf dem Schlosse der Familie Stonar, 20 Meilen von London entfernt, gedruckt.

**) Camden, Annales regni Elisabeth.

Während dieser bluttriefenden Nachforschungen in der Hauptstadt war Campian in der Grafschaft Norfolk, 50 Meilen von London entfernt. Seine Wanderungen führten ihn beim Schloße Lyford vorbei, welches der gut katholischen Familie Yates angehörte. Schon längst hatten die edlen Bewohner Lyfords den Wunsch geäußert, den eifrigen Missionär bei sich zu besitzen. Campian betrat das Schloß und brachte einen ganzen Tag mit Belehrung, Tröstung und Stärkung der hocherfreuten Familie zu. Schon wollte er sich wieder trennen, da kamen einige Freunde aus der Umgegend und baten mit solcher Inständigkeit den guten Missionär, er möchte ihnen den folgenden Sonntag im Schlosse Gottesdienst halten, daß er nicht länger widerstehen konnte und zusagte.

Es war der 16. Juli 1581. Die vertrauten Katholiken aus der Nachbarschaft waren in der größten Stille herbeigeeilt, um dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen. Alle versammelten sich in der Schloßkapelle, Campian verkündete ihnen das Wort Gottes mit heiliger Begeisterung und brachte das heilige Meßopfer dar. Aller Herzen waren mit tiefer Rührung erfüllt und priesen Gott für den glücklichen Tag. Plötzlich aber verwandelte sich ihre Seelenfreude in den bittersten Schmerz; „das Schloß wird umringt", so tönte der Schreckensruf zu den in der Kapelle versammelten Katholiken. „Seid ruhig, meine Kinder! sprach Campian, mich sucht man; ich will mich freiwillig den Soldaten überliefern, so wird Euch nichts Leides geschehen." Der Missionär sprachs und eilte vom Altare, um mit seiner Aufopferung das Leben der Gläubigen zu retten; allein in diesem Augenblick stürzte sich die Dame des Hauses ihm entgegen und widersetzte sich seinem Entschlusse. „Wir haben noch Mittel, Sie der katholischen Kirche zu erhalten, folgen Sie mir." Mit diesen Worten zwang die entschlossene Frau den Missionär, ihr zu folgen; sie führte ihn aus der Kapelle und verbarg ihn in einen jener Schlupfwinkel, welche die erfinderische Noth während diesen Verfolgungszeiten in den

Schlössern, Häusern und selbst in ausgehöhlten Baumstämmen zur Rettung der katholischen Priester angebracht hatte.

Kaum war Campian verborgen, kaum war Alles, was auf den katholischen Kultus Bezug hatte, versorgt, so betrat der königliche Kommissär Elliot das Schloß, ließ durch seine Schergen alle Ausgänge besetzen und nahm die sorgfältigste Untersuchung vor. Elliot war ein geborner Katholik und früher auf dem Schlosse Lyford wohl bekannt. Später jedoch hatte er sich wilden Leidenschaften ergeben, den Glauben der Väter verlassen und sich mit Lastern und Verbrechen aller Art befleckt. So im Schlamme der Versunkenheit herumwühlend, war Elliot vor den Staatssekretär Walsingham getreten und hatte sich anheischig gemacht, den Jesuiten Campian auszuliefern, wenn man ihm Ungestraftheit seiner Vergehen und eine bedeutende Geldsumme zusichere. Der Staatssekretär ging den schmählichen Vertrag ein, die Königin ernannte Elliot zu ihrem Kommissär und erließ an alle Gouverneurs der Provinzen die Weisung, denselben in seinen Anordnungen zu unterstützen. Mit dem königlichen Vollmachtsbrief ausgerüstet, durchstreifte nun Elliot die Provinzen und eilte in die Grafschaft Norfolk, wo er durch seine alten Verbindungen mit den katholischen Häusern Kunde von dem Aufenthalt Campians zu erhalten hoffte. Wirklich gelang es ihm durch sträfliche Verstellung und durch die Leichtgläubigkeit eines Bedienten, die Anwesenheit Campians auf dem Schlosse Lyford zu ermitteln und sogar die Stunde des sonntäglichen Gottesdienstes zu entdecken.

Der Anwesenheit seines Schlachtopfers gewiß, durchsuchte Elliot das ganze Schloß; kein Zimmer, kein Gemach, kein Winkel blieb ungeprüft, aber nirgends war der Jesuit zu treffen. Die Untersuchung dauerte den ganzen Tag, jedoch ohne Erfolg, auch den zweiten Tag setzte Elliot seinen Schergendienst fort, aber ohne Erfolg. Mit verbissenem Ingrimm entschloß sich der königliche Kommissär zum Rückzug; rachedürstend nahm er von der Familie Yates Abschied und stieg die Treppe hinunter. Im Herabsteigen klopfte er zufällig an die Wand,

diese schien ihm einen hohlen Ton zu geben, er klopfte wieder, sein Verdacht verstärkte sich; schnell gebot er Halt, ließ die Wand einreißen und hinter dem Mauerwerk erschien — Campian mit gegen den Himmel erhobenen Händen. Der Jesuit wurde sogleich festgebunden und von Elliot im Triumphe nach London abgeführt. Hier beginnt nun die große Leidensscene*).

Samstags den 22. Juli 1581 langte Elliot mit seinem Schlachtopfer vor den Thoren der Hauptstadt an. Es war Markttag. Die Volksmenge sollte durch das Schauspiel zum Haß gegen die Katholiken und zur Begeisterung für die Königin aufgeregt werden. Die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße mit Seilern umwickelt, wird der Priester auf einem hohen Roß in die Stadt geführt. Um ihn den Schimpfungen und Schlägen des Pöbels desto mehr auszusetzen, heftete man mit großen Buchstaben die Aufschrift auf seinen Hut: „Edmund Campian, aufrührerischer Jesuit". So durchwandert der Zug die Straßen der Stadt, überall drängt sich die Menge herbei, sie sieht den Gefangenen mit heiterer Miene zum Himmel blicken, hört ihn fromme Gebete stammeln, bewundert seine Geduld und Ergebung, fühlt Mitleiden mit dem Unglück und — der Pöbel zeigt mehr Vernunft als die königlichen Beamteten; das Volk bleibt lautlos und sein Haß und Abscheu richtet sich mehr auf die Verfolger als auf die Verfolgten!

Beim Staatsgefängniß angelangt, wird Campian in einen unterirdischen Kerker geworfen, in welchem er weder aufrecht stehen noch gerade liegen kann. Neun Tage dauert diese peinliche Lage, da öffnet sich endlich die Kerkerthüre und der Gefangene wird zu Graf Leicester in das Verhör geführt. Im Namen der Königin fordert der Graf den Priester auf, ihm aufrichtig den Zweck anzugeben, warum der Papst ihn und Person nach England gesandt? Campian hatte keinen Grund,

*) Wir geben die Schilderung dieser Scene nach Cretineau-Joly, welcher dieselbe aus zuverläßigen Akten zusammengeschrieben. **T. II. chap. 5.**

diesen Zweck zu verheimlichen, mit aller Klarheit gibt er dem königlichen Beamteten die verlangte Antwort. Während diesem Verhör wird die Ankunft einer hohen Person gemeldet, diese ist niemand anders als die Königin selbst. Elisabeth hatte so viel von dem Jesuiten Campian gehört, daß sie denselben selbst sehen, selbst sprechen und wo möglich für sich gewinnen will. Mit dem ihr eigenthümlichen Ton wendet sich die Königin an den Gefangenen und spricht: „Haltet Ihr mich wirklich für die Königin von England?" Campian machte eine bejahende Verbeugung. „Wenn dem so ist, fährt die Königin weiter, so tretet in meine Dienste, ich verspreche Euch Leben, Freiheit, Reichthum und Ehre!" — „Immer werde ich der treue Unterthan Euerer Majestät sein — entgegnet Campian — aber ich bin nicht nur Engländer, sondern auch Christ und Katholik und die Pflicht gegen Gott geht über die Pflicht gegen die Menschen." Die Königin wußte genug; sie zog sich zurück; Campian aber wird in den Kerker zurückgeführt und zwei Tage später in die Folterkammer gebracht.

Die Folterbank und die Folterknechte sind bereit und hier fordert der Magistrat den Jesuiten auf, folgende Punkte zu beantworten:

1) Auf wessen Anstiftung und Weisung und zu welchem Zwecke seid Ihr nach England gekommen?
2) Wer hat Euch hier Unterhalt gegeben und Hülfe geleistet?
3) Wo habt Ihr Euer Buch „die zehn Beweggründe" drucken lassen?
4) Wo habt Ihr die Messe gelesen und wer hat derselben beigewohnt?
5) Welches sind die Personen, die Ihr zur katholischen Religion bekehrt habet?
6) Welche Personen habt Ihr Beicht gehört und welche Sünden haben diese Euch angezeigt?
7) Welches ist Euere persönliche Ansicht über die Bulle Papst Pius V?

Nach Anhörung dieser Punkte bleibt Campian lautlos.

Der Magistrat wiederholt die Anfrage und droht mit der Folter. Da bricht der Jesuit das Stillschweigen mit den Worten: „Unter den mir vorgelegten Punkten sind mehrere, welche ein Ehrenmann und ein Priester nicht verstehen darf, ich kann sie also nicht beantworten.“ Auf diese Erklärung wird Campian auf die Folterbank gelegt, an den Händen und Füßen angespannt, nach oben und unten gezogen und ihm die Knöchel der Glieder aus den Gleichen gerissen. Daß der edle Dulder während diesen Leiden auch nicht ein Wort äußerte, versteht sich von selbst. Innerhalb acht Tagen wird die Folterqual wiederholt, Campian gibt auch nicht ein Zeichen des Schmerzes von sich*).

Da seine Gegner weder durch Schmeicheleien noch durch Qualen seine Standhaftigkeit zu besiegen vermögen, so sinnen sie auf ein anderes Mittel. Wenn die heidnischen Kaiser die Christen zur Rechenschaft über ihren Glauben beriefen, so mißhandelten sie dieselben nicht zuerst mit Schlägen, sondern sie ließen ihnen vorerst die Freiheit, ihre Grundsätze über die christliche Religion zu bekennen; hierauf legten sie ihnen die heidnischen Götterlehren vor und suchten sie zur Annahme derselben zu bewegen; erst wenn ihnen dies nicht gelang, nahmen sie zu Gewaltmitteln ihre Zuflucht. Anders handelten die anglikanischen Predikanten. Nachdem Campian durch die Kerkerleiden und die Folterqualen genugsam abgeschwächt und entkräftet war, da erst forderten sie ihn zu einer Unterredung über die Religionswahrheiten auf. Der Triumph über den an Geist und Körper entkräfteten Gefangenen schien ihnen ein Leichtes, die Folgen einer solchen öffentlichen Niederlage des berühmten Missionärs aber unermeßlich für ihre Partei. Sie erwirkten daher von den Behörden die Erlaubniß, daß der gefangene Jesuit in die Kirche des Staatsgefängnisses geführt und ihnen allda zu einer Disputation entgegengestellt werde.

Halb todt wird Campian vor die feindselige Versammlung

*) Vergl. Journal de la Tour de Londres, den 31. August 1581.

geführt. Hier steigt der kranke Mann auf die Tribüne und zeigt zuerst, ohne einen Laut zu verlieren, seine durch die Folter gemarterten Glieder. Beredter als jedes Wort sprachen die Quetschungen seiner Hände, sie gaben Zeugniß der ausgestandenen Leiden und enthüllten mit einem Schlag die ehrlose Absicht der anglikanischen Prediger. Nach diesem bedeutungsvollen Darblick rafft Campian den Rest seiner Lebenskräfte zusammen, widerlegt die Behauptungen der Prediger Nowell und Day mit der ihm eigenen Beredtsamkeit und beweist die Wahrheit der katholischen Glaubenslehre mit solcher Schärfe, daß die beiden Prediger Nowell und Day die Disputation nicht fortsetzen wollen und einige Tage später ihm die Doktoren Folke und Good entgegenstellen. Aber auch in dieser zweiten Unterredung ist der Erfolg des kranken und gefangenen Jesuiten so glänzend, daß der anwesende Graf d'Arundel öffentlich ihm das Zeugniß des Sieges gibt und auf der Stelle das katholische Glaubensbekenntniß ablegt. „Die Katholiken waren — schreibt Allen — schrecklich niedergeschlagen, als sie die Verhaftung des Pater Campian vernahmen, aber in der That, für die Verbreitung ihres Glaubens hätte nichts Günstigeres eintreten können. Die gelehrtesten Professoren von der Akademie wurden berufen, um sich mit dem Gefangenen über die Religionslehren zu messen, er blieb immer Sieger, seine Gegner selbst legen beinahe dieses Bekenntniß ab"*).

Vom Wettkampf auf der Tribüne wird Campian abermals in die Folterkammer geführt. Hier soll er mit bitteren Schmerzen den in der Kirche errungenen Triumph büßen. Allein während die Folterknechte seine Knöchel auseinanderreißen, stimmt der gottergebene Dulder den Lobgesang „Gott! Dich loben wir" an und besiegt durch heldenmäßige Geduld selbst die Grausamkeit seiner Gegner. Noch heutzutage wird im spanischen Staatsarchiv eine Depesche des dazumal in London beglaubigten Gesandten Mendoza aufbewahrt, in welchem dieser

*) Lettre d'Allen du 18. octobre 1581.

die Folterleiden des Pater Campian schildert und zur ewigen Schande der englischen Nation bemerkt, „dem armen Jesuiten hat man selbst die Nägel von den Fingern gerissen" *).

Diese heldenmüthige Standhaftigkeit des getreuen Dulders schreckte aber seine Henker nicht ab, die abscheulichsten Gerüchte über ihn zu verbreiten. Opton, der Gefängnißaufseher, verkündete laut und offen, Campian habe auf der Folter die wichtigsten Geständnisse abgelegt, er überhäufte ihn deßwegen überall mit Lobeserhebungen, versicherte Jedermann auf sein Wort als Christ und Edelmann, der Jesuit habe seine Glaubensgenossen verrathen und sei von der katholischen Sache abgefallen **). Diese Aussagen hatten zum Zweck, die übrigen gefangenen katholischen Priester zum Abfall zu verleiten. So sollte durch Verläumdung erzielt werden, was Versprechungen, Gewalt und Grausamkeit nicht zu bewirken vermochten. — Allein die Katholiken kannten die Tugend und die heilige Stärke ihres Lehrers zu gut, als daß sie sich durch solche Aussagen hätten irreleiten lassen; mit Vertrauen sahen sie dem endlichen Urtheilsspruch entgegen.

Dieser rückt heran. Den 14. November wird Campian mit sieben andern katholischen Priestern verhört, den 16. folgt abermals ein Verhör mit sechs Priestern und den 20. November wird endlich der Rechtstag in dem großen Saal der Westminster-Halle gehalten.

Die Anklage lautete gegen Campian auf Todesstrafe wegen Hochverrath. Die Vertheidigung des armen Jesuiten war kurz und würdig. „Daß ich die Königin Elisabeth als Fürstin des Landes anerkenne, das habe ich Ihrer Majestät beim Grafen Leicester selbst bezeugt; daß ich oder einer meiner Genossen an einer Verschwörung gegen die Königin irgendwie theilgenommen, hiefür ist auch nicht ein Beweis, nicht ein Zeugniß, nicht eine Thatsache vorhanden; daß aber sowohl ich als meine Ge-

*) Lettre de Don Bernardin de Mendoza, ambassadeur d'Espagne à Londres, au roi Philippe II.

**) Annalen des Protestanten Hollingshead.

nossen den katholischen Glauben gelehrt, katholischen Gottesdienst gehalten und die Katholiken Englands zum treuen Ausharren in der Religion der Väter ermahnt haben, das ist die volle Wahrheit. Wenn dieses Letztere in England ein todeswürdiges Verbrechen ist, so sind wir Alle schuldig und mit Freuden legen wir selbst dieses Bekenntniß ab." Dieß war der Inhalt der Vertheidigung Campians.

Der Urtheilsspruch ward gefällt und eröffnet. Wie das Wort „Tod" ertönt, da erhebt sich Campian und ruft in heiligem Entzücken: „Freuen wir uns und frohlocken wir, denn dies ist der Tag des Herrn!" Mit diesem Jubelruf kehrt der Blutzeuge Christi in den Kerker zurück, keinen andern Wunsch mehr hegend, als recht bald mit seinem Erlöser vereinigt zu werden.

Freitag den 1. Dezember 1581 ist der glorreiche Todestag. Der glaubenstreue Missionär wird auf die Schleife der Missethäter gelegt und nach dem Richtplatz Tiburn geführt. Mendoza, spanischer Gesandter am Hofe Elisabeths, war Zeuge der letzten Augenblicke des Märtyrers; seinem offiziellen Bericht an König Philipp II entnehmen wir folgende Angaben:

Die Haltung des Jesuiten war ernst und würdig. Die Hände hält er kreuzweis über die Brust, die Augen richtet er bald gegen den Himmel, bald liebevoll gegen die Umstehenden, in seinem ganzen Gesichte zeigt sich eine selige Ruhe. In England hat jeder zum Tode Verurtheilte das Recht, auf der Richtstätte eine Anrede an das Volk zu halten. Campian erkennt unter der Masse Volkes, welches sich um das Schaffot drängt, eine Menge Katholiken, er erblickt seine Freunde, die Grafen Warwick, Arundel, Hertford; mit heiliger Begeisterung benützt er daher dieses Recht, um in diesem hochwichtigen Augenblick noch einmal zu seinen Glaubensgenossen zu sprechen und sie durch sein Wort und Beispiel zur Treue bis in den Tod aufzufordern. Er wählt sich zum Vorspruch den Text:

„Zeugniß sollen wir geben vor der Welt, vor den Engeln und vor den Menschen", und entwickelt diese Worte der h. Schrift mit tiefeindringender Beredtsamkeit. Da unterbricht ihn der königliche Rath Knolly mit den Worten: „Statt zu predigen, bekennet lieber Euern Hochverrath und fleht um die Gnade der Königin." — „Wenn Katholik zu sein ein Verbrechen ist, entgegnet Campian vor allem Volk, so bekenne ich mich freiwillig als schuldig. Aber ich nehme Gott, welcher die Herzen und Nieren durchschaut, und vor dessen strengem Richterstuhl ich in wenigen Augenblicken erscheinen muß, Gott nehme ich zum Zeugen, daß ich niemals gegen die Königin, niemals gegen das Vaterland, niemals gegen irgend Jemanden mich in eine Verschwörung eingelassen habe; ich verdiene daher weder den Namen noch den Tod eines Hochverräthers." Hierauf fordern ihn einige kalvinistische Prediger auf, dem Gehorsam gegen den h. Stuhl zu entsagen und sich dadurch das Leben zu retten; allein der zum Tode Verurtheilte giebt ihnen die einzige Antwort: „Ich bin und bleibe Katholik." Da nähert sich Doktor Kern der Richtstatt und ruft dem Jesuiten zu: „Betet wenigstens mit uns." — „Beten ist immer gut, entgegnet Campian, aber wißt, daß ich auch nicht den Schein geben will, als wäre ich meiner Konfession untreu geworden." — „So betet wenigstens einzig für die Königin," ruft ein Anderer. „Von ganzem Herzen, von ganzem Herzen, erwidert Campian; oft habe ich für das Seelenheil Ihrer Majestät zum Himmel gefleht, ich kann also auch jetzt noch einmal und zum letzten Mal für sie beten." — „Aber für welche Königin wollt Ihr beten?" ruft der mißtrauische Groß-Admiral Howard. — „Für Euere und meine Königin, für Elisabeth." Dies waren die letzten, die Ankläger niederschlagenden Worte des Jesuiten.

Die Stunde der Erlösung hat geschlagen, der Henker setzt sich in Thätigkeit, wirft dem Schlachtopfer das Seil um den Hals, vollzieht das grausame Urtheil und die reine Seele des Blutzeugen Christi fliegt zu ihrem himmlischen Bräutigam in das Reich der ewigen Seligkeit. Hiemit war aber das Urtheil

noch nicht ganz erfüllt. Campian war als Hochverräther verdammt, als solcher mußte auch sein Leichnam verstümmelt werden. Kaum hat der Märtyrer den letzten Athemzug gethan, so schneidet der Henker den Leichnam vom Galgen, legt ihn auf einen Tisch, öffnet mit einem Messer Brust und Bauch, reißt das Herz heraus, zeigt es dem Volke mit dem Rufe: „Seht das Herz des Hochverräthers!“ und wirft dasselbe in das Feuer*). So litt der getreue Glaubenszeuge den christlichen Heldentod.

Und welches waren die Folgen dieses Martertodes? Wie in den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte, so brachte auch hier das für Christus vergossene Blut die herrlichsten Früchte. Drei Monate nach Campians Hinrichtung berichtete der Jesuit Person nach Rom: „Beinahe alle gemäßigten Protestanten bezeugen uns ihre Theilnahme; sie bekennen offen, daß unsere Sache durch die allgemein als ungerecht betrachtete Hinrichtung des P. Campian und seiner Genossen**) viel gewonnen und daß die Predikanten unsere Aufforderungen zu Religionsgesprächen nicht mehr anzunehmen wagen. In der That! Man muß Augenzeuge sein, um all das Gute zu erkennen, welches aus diesem Martertod erwachsen; wer es nicht selbst gesehen, der kann es nicht begreifen. Viertausend Personen sind zur katholischen Kirche zurückgekehrt und die Zahl der Sektirer, welche Zweifel über ihren Glauben schöpften, geht in's Unermeßliche. Alle den Verfolgungen ausgesetzten Katholiken dulden mit Freuden und die Eingekerkerten leiden mit Jubel. Niemals wurden in London so viele Messen angehört wie jetzt; man

*) Diese grausame Verstümmelung war die besondere Strafe des Hochverraths. Gewöhnlich riß der Henker dem Gehängten das Herz aus dem Leibe, bevor dieser ganz leblos war. Hier bei Campian wurde auf die besondere Empfehlung des Großadmirals Howard mit dieser blutigen Verstümmelung zugewartet, bis derselbe das Leben ausgehaucht hatte.

**) Mit Campian wurden noch zwei gefangene Jesuiten, die PP. Scherwin und Briant, hingerichtet.

bringt das h. Opfer so zu sagen in allen Straßen dar, und wie die Ankunft der Schergen gemeldet wird, flieht man in ein anderes Haus und setzt da den Gottesdienst fort. Ja! es ist gelungen, selbst in den Kerkern das h. Opfer darzubringen. Unsere Verfolger wissen dies, alles geschieht beinahe unter ihren Augen und sie können es doch nicht verhindern."

„Campians Tod ist durch eine Menge Schriften gefeiert worden, man erhebt ihn und seine Leidensgenossen bis in den Himmel, verkündet laut ihre Unschuld und klagt ihre Richter an. Die Gegner sind wüthend; selbst Kinder werfen ihnen ihre Grausamkeit vor. Der Gefängnißwärter Campians, ein hartnäckiger Kalvinist, ist ein eifriger Katholik geworden. — Als der Großadmiral Howard nach vollendeter Hinrichtung in den königlichen Palast kam, fragte ihn die Königin in Gegenwart ihrer Hofleute: „Was haltet Ihr von Campian und seinen Genossen?" „Madame, gab Howard zur Antwort, die Hingerichteten scheinen mir Männer von großer Gelehrsamkeit, entschlossenem Muth und schuldlosem Leben. Sie baten Gott für Euere Majestät, verziehen allen ihren Gegnern und bezeugten Angesichts des ewigen Richters, daß sie niemals einen Gedanken hatten, Euerer Majestät oder Euerem Königreiche etwas Uebles zuzufügen." — Die Königin schien betroffen und sprach: „Ist dies wahr?" und fügte dann sogleich, um jede weitere Rede abzuschneiden, bei: „Dem sei wie ihm wolle. Dies ist nicht meine Sache. Jene, welche das Urtheil gesprochen, haben die Verantwortung" *).

Diese königliche Abfertigung vermochte wohl den Hofleuten Stille zu gebieten, aber die öffentliche Meinung erhob nichtsdestoweniger ihre Stimme. Ja der Gerechtigkeitssinn des englischen Volkes sprach sich so laut aus, daß die Regierung den 1. April 1582 ein Dekret erließ, in welchem Jedermann befohlen wurde: „Auf das Wort der Königin die Hinrichtung Campians und seiner Genossen als gerecht anzusehen und jede wei-

*) Lettre de Person au Recteur du Collége anglais à Rome du 1 mars 1582.

tere Erörterung über diese Angelegenheit aufzugeben." Allein auch dieses Dekret brachte nicht den gewünschten Erfolg hervor; die Regierung schritt daher zu eingreifenden Maßregeln. Die jungen Leute auf den Universitäten, welche für die Unschuld Campians lebhaft das Wort führten, wurden ausgewiesen und selbst aus dem Königreich verbannt; dem Dichter Walsinger, welcher den Muth des Jesuiten in einem Loblied besungen, ließ die Königin durch den Scharfrichter beide Ohren abschneiden; die Lords Paget, Catesby, Southampton, Arundel ꝛc. mußten ihre Sympathien für den Hingerichteten im Kerker büßen u. s. w. — Gleichwie im Leben des Menschen ein Laster eine Menge anderer Lasterthaten nach sich zieht, so bleibt auch im Staatsleben eine Gewaltthat nicht vereinzelt, sondern führt eine Menge anderer im Gefolge. Auch die Regierung Elisabeths stürzte von Gewaltthat zu Gewaltthat, von Grausamkeit zu Grausamkeit, um die rechtswidrige Hinrichtung des unschuldigen Jesuiten zu verdecken; allein wenn es ihr auch gelang, die Katholiken in ihrem Reich zu unterdrücken, so gelang es ihr doch nicht, das Andenken an den heldenmüthigen Märtyrer aus den Herzen der Mit- und Nachwelt auszumerzen. „Verkündet es in allen Häusern der Gesellschaft Jesu und macht es überall bekannt — so schrieb der spanische Gesandte nach Madrid — Pater Campian hat den Martertod auf eine Weise erduldet, welche ihn unter die Zahl der ausgezeichnetsten Blutzeugen der christlichen Kirche setzt" *).

Nach Campians Tod richtete sich die Verfolgungswuth der königlichen Behörden und der protestantischen Prediger vorzüglich gegen Person, auf sein Haupt sammelten sich nun die Sturmwolken der erbitterten Königin, jeden Augenblick drohte Blitzstrahl denselben zu zerschmettern. Allein Person sollte die Marterkrone nicht mit Campian theilen, ein Befehl des Gene-

*) Lettre de Don Bernardin de Mendoza du 3 décembre 1581.

rals rief ihn aus England ab, versetzte ihn nach Frankreich und gab ihm die Weisung, von hier aus für die Wohlfahrt der englischen Katholiken zu sorgen. Der unermüdliche Jesuit gründete sofort in Rouen eine Druckerei mit englischen Buchstaben, und verbreitete eine Menge religiöser Schriften nach England; sodann gründete er mit Hülfe des Herzogs von Guise in Eu ein Kollegium zur Heranbildung englischer Katholiken und veröffentlichte sein geschätztes Werk: „der christliche Führer"; hierauf richtete er sein Augenmerk nach Schottland, um auch da den katholischen Glauben neu zu beleben. Schon früher war Person mit der unglücklichen Königin Maria Stuart bekannt, auf ihr Verlangen sandte er derselben im Jahr 1581 den Jesuiten Walsh zur Erziehung ihres Sohns Jakob nach Schottland. In der Hoffnung, diesen Prinzen in dem katholischen Glauben zu erhalten, verfolgte Person mit aufmerksamem Blick die Ereignisse Schottlands und reiste im Auftrag des schottischen Königshauses nach Spanien, um für den jungen Prinzen den Schutz König Philipps II gegen die drohenden Angriffe der Königin Elisabeth zu erwirken. Philipp II versprach zwar seine Hülfe, allein Englands eiserner Arm lastete schon zu sehr auf dem armen Schottland, als daß dies Bestreben mit dem gewünschten Erfolg gekrönt wurde. — Person stund bis zu seinem Lebensende mehreren Kollegien sowohl in Spanien, Portugal als in Italien vor, schrieb eine Menge auf die englische Kirchenrevolution Bezug habende Schriften und starb endlich zu Rom im 64. Altersjahr im J. 1610. Sein Leichnam wurde in der Kirche des englischen Kollegiums zu

---

*) Das in Marmor gegrabene Epitaphium lautet:

D. O. M.
Patri Roberto Personio
Anglo Somersitano
Societatis Jesu
Sacerdoti integerrimo atque doctissimo
Et hujusce Collegii optimo moderatori
Qui ad animi cultum, ad studium pietatis,

Rom begraben und ihm, „als dem Vorkämpfer der katholischen Kirche in England", ein ehrenvolles Grabmal gesetzt *).

Ad Angliæ conversionem Collegiorum
Domiciliis ac diversoriis per opportuna loca
Qua perillum ex integro constitutis
Qua collocupletatis
Ab ipso magnæ Spei convocavit, magnis
Laboribus instituit juventutem Hispali
Vallisoleti, Gadibus, Ulissipone, Duaci
Andomari, Romæ
Quo Duce et Socio Pater
EDMUNDUS CAMPIANUS
Catholicæ Reipublicæ
Propugnator acerrimus
In Angliam primus ex Societati trajecit:
Quoque Vindice
Et Patrono veritatis hostium passim exagitata
Temeritas libris, Scriptis, sermonibusque, litteris,
Exemplis defensa Religio, recreata Sanctitas
Cum inter hæc ipse nullam caperet partem
Concessæ quietis, nullum a Suo capite recusaret
Discrimen honostissimæ defensionis
Semper paratus, semper erectus
Semper mediam flammam periculosissimæ
Concertationis irrumpens animæ magnæ
Prodigus omnino vir
LXIV. explevit annos.
Ex quels sex et triginta in Societate Jesu
Per omnia virtutis
Exempla transegit.
Obiit XV. aprilis MDCX.

Coton,

Prediger und Beichtvater Heinrichs IV, Erzieher Ludwigs XIII von Frankreich.

Peter Coton war der zweitgeborne Sohn des Guichard Coton, Herrn zu Chenevoux und der Philiberta von Champrand; das Licht der Welt erblickte er den 7. März des Jahres 1564 zu Fores in der Gegend von Lyon. Guichard sah mit Wehmuth die Leiden seines Vaterlandes, welches dazumal durch die konfessionellen Wirren in Bürgerkrieg verwickelt lag. Er selbst war ein dem Glauben seiner Väter ergebener Katholik, doch schenkte er den Anschuldigungen der Kalvinisten gegen die Gesellschaft Jesu ein nicht ungeneigtes Gehör. Des Vaters Gesinnung vererbte sich auf die Kinder, zumal der Zweitgeborne, Peter, war mit Vorurtheilen gegen diesen Orden schon in seiner Kindheit erfüllt.

Die Erziehung Peters im väterlichen Hause nahm keineswegs einen glücklichen Fortgang. Sein erster Hofmeister war ein heimlicher Kalvinist, sein zweiter ein zwar frommer, aber keineswegs anregender, strebsamer Mann. Trotz dieser Mißstände konnte der Vater sich nicht entschließen, sein Kind dem nahe gelegenen Jesuitenkollegium zu Tournay, welches sich durch eine gründliche, wissenschaftliche, religiöse Erziehung auszeichnete, anzuvertrauen, sondern er sandte nach längerem Hin- und Herrathen den elfjährigen Knaben nach *Paris* in das Marchianische Kollegium und vertraute ihn daselbst der besonderen Leitung des Magisters Portäus. Dieser Mann war weder gut noch schlecht, dabei aber ein fanatischer Gegner der Gesellschaft Jesu, welchen Haß er so gewaltig dem weichen Gemüthe seines Zöglings einprägte, daß dieser sich diese Ordensmänner als die

größten Verbrecher vorstellte. Hierüber nur ein Beispiel. Als Peter eines Tages auf dem Kollegiumsplatze zu Paris mit anderen Knaben spielte und von diesen in das Jesuitenhaus hineingestoßen wurde, da ergriff ihn eine solche Bestürzung, daß er alle seine Kräfte zusammenraffte, sich gewaltsam von seinen Gespielen losriß und zu seinem Gewissensrath eilte, um ihm diesen Vorfall gleich einer schweren Sünde zu beichten! So weit kann Leidenschaft und blinder Haß eines Lehrers das Gemüth des unschuldigsten Knaben irreführen. Wehe den Lehrern, welche in die weichen Herzen ihrer Zöglinge statt Tugend und Wissenschaft nur Parteihaß, Vorurtheil und Lüge träufeln; sie gleichen den Wölfen, welche in Schafspelze gehüllt die sorglosesten Lämmer überfallen und zu Grunde richten.

Nachdem Peter den vierjährigen Kurs im Marchianischen Kollegium vollendet, bezog er das sogenannte Kardinalinstitut, um die Anfangsgründe der Philosophie zu studieren. Hier wurde er jedoch von einer so heftigen Krankheit überfallen, daß er auf den Rath der Aerzte Paris verlassen und in das Vaterhaus zurückkehren mußte.

Durch die heimathliche Luft gestärkt, konnte er nach einiger Zeit die Studien wieder beginnen. Der Vater wünschte ihn zum Magistraten heranzuziehen; er selbst war bereits längere Zeit geheimer Rath der Königin Mutter, hatte für die Katharina von Medizis viele wichtige Geschäfte besorgt und durfte somit hoffen, für seinen Sohn eine glänzende Anstellung in Paris zu erhalten. Peter war mit dieser Laufbahn einverstanden; gemäß dem Wunsche des Vaters reiste er daher i. J. 1580 nach Bourges, um auf der dortigen Akademie die Vorlesungen des berühmten Rechtslehrers Cujacius anzuhören. Das freie Leben der Akademiker in Bourges entsprach jedoch dem Jüngling keineswegs, er hatte zu viel Geist, um an den sinnlichen Genüssen und Ausschweifungen vieler seiner Mitschüler Wohlgefallen zu finden, er sonderte sich mehr und mehr von ihren Gesellschaften ab und suchte sich statt *vieler* nur *einen* Freund. Dies war der Grundstein zu seiner künftigen Lebensbahn.

Die Vorsehung schenkte ihm nämlich einen Freund im vollen Sinne des Wortes. Gleiche Gemüthsstimmung, gleiche Liebe zum Studium, gleiche Strebsamkeit für das Gute beseelte Beide, nur in einem Punkte waren sie getrennter Ansicht, der Eine haßte, der Andere liebte die Jesuiten. Diese Meinungsverschiedenheit betrübte das Herz des getreuen Freundes; er hätte so gerne Peters Vorurtheile gehoben, allein alle Versuche zur Belehrung scheiterten. Da traf es sich, daß zu jener Zeit das Hauptfest der Marianischen Bruderschaft in der Kapelle des Jesuitenkollegiums zu Bourges gefeiert wurde; der Freund, Mitglied dieser Bruderschaft, führte den Peter mit sich in die Kapelle; Beide beteten da in tiefer Andacht; der Eine empfahl den Anderen dem Schutze Marias; das aber, um was der Freund in dieser Stunde vorzüglich flehte, war nichts Anderes als die Sinnesänderung Cotons. Allein Peters Haß zeigte sich nach diesem Kirchenbesuche nicht schwächer als zuvor; doch versprach er, am nächsten Festtage Marias in die Kapelle zurückzukehren. Wie er nun da zum zweitenmal in heiliger Andacht vertieft, einen Rückblick auf seine verflossenen Jahre warf und sich erforschte, was er in seinem Leben Gutes, was er Böses gethan, wo und wie er Gott oder seinen Mitmenschen beleidigt habe, da stieg im Innersten seines Herzens plötzlich der Gedanke auf, ob er durch seine Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu sich nicht zu einem ungerechten Urtheil gegen gottgeweihte Priester habe verleiten lassen? Beunruhigt durch diesen Gedanken entdeckte er dem Freunde bei der Rückkehr seinen Zweifel. Dieser, die Regung der göttlichen Gnade erkennend, benutzte diesen Anlaß, um den Freund zu Pater Vela, einen ebenso freundlichen als gelehrten Jesuiten, zu führen. Coton äußerte dem Pater offen und frei seine Ansichten über das Institut Loyolas; ebenso offen und frei zeigte P. Vela dem jungen Manne das Falsche und Unbegründete seiner Vorgaben und widerlegte dessen Vorurtheile mit so schlagenden, unwidersprechlichen Gründen, daß derselbe ganz reuig in Gegenwart des Paters und seines Freundes Gott um Verzeihung

wegen den freventlichen Urtheilen bat, die er sich seit seiner Kindheit gegen die Gesellschaft Jesu erlaubt. In heiliger Freude über diese so sehnlich gewünschte Erleuchtung fiel der Freund dem Freunde an die Brust; Gott dankend verließen Beide das Kollegium, der Eine weil er die Wahrheit, der Andere weil er nun seinen Freund ganz gefunden. Von diesem Festtage an besuchte Coton fleißig die Kanzelvorträge des Paters Vela und widmete sich noch fleißiger dem Studium und dem Gebete. Das vermag ein wahrer Freund! Glücklich, wem die Vorsehung ein solches Kleinod schenkt! Noch glücklicher, wer dasselbe zu benützen weiß.

Bereits ging das zweite Jahr seiner Rechtsstudien zu Bourges zu Ende. Von welchem Geist Coton zu dieser Zeit beseelt war, zeigt uns ein Brief an den Vater, worin er u. A. schreibt: „Wenn ich fünf, sechs, acht, zuweilen neun Stunden des Tags und noch die Hälfte der Nacht mit Studiren zugebracht habe, so steigt mir oft der Gedanke in den Sinn, ob diese Anstrengung des Geistes und Körpers keinen anderen Zweck haben soll, als vielleicht im glücklichsten Fall mir bei hundert oder zweihundert Männern den Ruf eines Rechtskenners und Gelehrten zu erwerben? In solche Betrachtung vertieft ereignet es sich dann zuweilen, daß mein Ohr um Mitternacht die Glocken der Gotteshäuser hört; dieser Glockenklang ruft mich dann aus meiner Vertiefung und ich sage zu mir selbst: „Diese Klosterbewohner wachen mit mir die Nacht hindurch, hierin sind wir gleich, allein ungleich ist unser Ziel, jene wachen, um wahren, unsterblichen, ewig seligen Lohn, ich, um einen täuschenden, zeitlichen, unbeständigen, oft verderblichen Ruhm davonzutragen“*).

Das dritte Jahr studirte Coton die Rechte auf der Universität zu Turin, welche dazumal als die berühmteste Rechtsschule galt. Der junge Akademiker verwendete aber eben so viel Fleiß auf die Erkenntniß seines eigenen Herzens wie auf

*) Vit. Cot. P. I. c. 2.

die Erkenntniß des Rechts. Die Wissenschaft seiner selbst kostete ihn mehr Mühe als die Wissenschaft der Gesetze, diese waren gegeben, jenes noch zu erforschen. In seinem Inneren empfand Coton schon lange einen Ruf, welcher ihm zu sagen schien, daß er zu etwas Anderem als zu einem weltlichen Sachwalter bestimmt sei, er glaubte sich zur Erklärung und Anwendung nicht der menschlichen, sondern der göttlichen Gesetze, zu einem Gottes- und nicht zu einem Rechtsgelehrten berufen. In dieser Stimmung bestärkte ihn sein Freund Hieronymus Blondius, der in sich ebenfalls den Beruf zum Ordensstande fühlte. Nach vielem Hin- und Herberathen und demüthigem Gebet kamen die zwei Freunde zum Entschlusse, sich dem Dienste Gottes und der Kirche zu widmen und zu diesem Zwecke die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nachzusuchen; doch gaben sie sich das Wort, diesen Schritt entweder Beide zugleich oder Keiner von Beiden zu thun. Nun fügte es die Vorsehung, daß um diese Zeit der Vater des Hieronymus Blondius starb und er selbst zur Ordnung der Familienangelegenheiten nach Hause berufen wurde. Hier verstrickte sich Hieronymus in weltliche Geschäfte, im Kreise der Mutter gefiel es dem jugendlichen Gemüth und er schien das Ordensleben ganz zu vergessen. Da eilte sein Freund Coton zu ihm, besuchte ihn, erinnerte ihn an den früheren Entschluß: „Entweder Beide oder Keiner," und bat ihn zur gemeinschaftlichen Vollziehung zu schreiten. Hieronymus erklärte sich bereit, wenn die Mutter einwillige. Da wendete sich Coton mit aller Kraft seiner Ueberzeugung an das mütterliche Herz, stellte ihr die Vorzüge des Ordenslebens so glänzend dar, daß sie, wenn auch unter Thränen, die Einwilligung gab. Es siegte die höhere Liebe im Herzen der Mutter über die irdische.

Nach Turin zurückgekehrt traten die beiden Freunde sofort zu Arona in das Noviziat; an diesem Tage hörte das Band der Freundschaft zwischen ihnen auf, denn sie wurden sich mehr als Freunde, sie wurden Brüder in Jesus. — Eine schwierige Aufgabe stund nun Coton bevor; er mußte die Einwilligung

des Vaters für seinen Eintritt in die Gesellschaft Jesu erwerben. Von Arona aus gab er demselben in einem kindlich frommen Briefe Kenntniß von seinem Entschlusse. Wir haben nicht nöthig, die Bestürzung des Vaters bei der Eröffnung des Briefes zu schildern. Guichard, welcher bald seinen Sohn als ausgezeichneten Rechtsgelehrten an die väterliche Brust zu drücken und ihn im glänzenden Dienste des Königs zu erblicken hoffte, sah nun auf einmal alle seine Pläne vernichtet; er erblickte seinen Sohn statt im glänzenden Staatsrock in dem ärmlichen Ordenskleid und zwar im Kleid der ihm so mißbeliebigen Gesellschaft Jesu! In seiner ersten Aufwallung wendete er sich an die Königin Mutter und erwirkte durch ihre Vermittlung ein Schreiben an den Herzog von Savoyen und an den Präfekt von Mailand, worin diese ersucht wurden, den Peter Coton von Arona nach Frankreich zurückzusenden. Gleichzeitig schickte der Vater einige Vertraute an den Sohn, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Allein sowohl den Abgesandten des Vaters als den Bevollmächtigten des Fürsten erklärte Peter Coton so offenherzig und ruhig die Gründe seines freiwillig, nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlusses, daß diese dem Jüngling selbst zustimmen mußten und dem Vater statt des Sohnes den Rath nach Hause brachten, seine Zustimmung zu geben. Und, o Wunder! der Vater that es. So vollendete Peter ruhig sein zweijähriges Noviziat, genoß während dieser Zeit oft der salbungsvollen Zusprüche des Kardinals Karl Borromeo, welcher von Zeit zu Zeit das Jesuitenhaus in Arona besuchte und legte im 22. Altersjahr das Ordensgelübde ab, nachdem er vorher noch eine Pilgerreise nach Loretto gemacht, sich und seine Zukunft dem Schutze der göttlichen Mutter empfohlen hatte. Also führte die Vorsehung den jungen Mann auf ungeraden Wegen zu einem Ziel, an welches er selbst vor Jahren am wenigsten gedacht. Wo der Mensch der Gnade Gottes keine Hindernisse in den Weg setzt, da ist auch das Unmögliche möglich; wie der Bildhauer aus einem Felsklotz ein Werk der Kunst macht, so formt die Gnade Gottes das Herz des Menschen um.

Zufolge Weisung seiner Ordensobern widmete der Jesuit Coton die folgenden Lebensjahre der höhern Ausbildung seines Geistes. Zuerst studirte er während drei Jahren in Mailand die Philosophie, hierauf beschäftigte er sich in Vercelli mit den schönen Wissenschaften und begann dann in Rom das Studium der Theologie. Während Coton in der Hauptstadt der katholischen Welt der Gottesgelehrtheit oblag, wurde sein Vater im Jahr 1590 krank. Da drängte sich im väterlichen Herzen das Verlangen, seinen Sohn Peter noch einmal zu sehen; wiederholt stellte er das dringende Bittgesuch an die Ordensobern und diese entsprachen aus besonderer Begünstigung. Peter eilte an das Krankenlager seines Vaters, traf noch frühzeitig genug ein, um demselben durch kindliche Pflege die Schmerzen zu versüßen, ihm die Vorurtheile und Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu zu benehmen, ihn von seiner inneren Zufriedenheit und Seelenruhe zu überzeugen und den väterlichen Segen zu empfangen.

Nach des Vaters Tode eilte Peter nach Lyon und setzte da während den folgenden drei Jahren das Studium der Theologie fort. Auch empfing er während dieser Zeit die hl. Priesterweihe und trat sodann in Lyon zum erstenmal als Kanzelredner auf. Der Erfolg war so überraschend, daß der Erzbischof von Lyon den jungen Mann sofort zum Dompredigter für die heilige Fastenzeit bestimmte. Den Schluß des Jahres brachte Coton in Rouen zu, wo er das Vergnügen hatte, seine Mutter und Geschwister öfters zu sehen und an deren Seelenheil zu arbeiten. Die Mutter starb bald nachher in gottergebenen Gesinnungen, ihr folgte der jüngere Bruder in das bessere Leben; der ältere Bruder aber und die beiden Schwestern, durch das Beispiel und die Ermahnungen Peters gestärkt, führten einen tugendhaften, die Mitmenschen erbauenden Wandel und machten dadurch ihrem seeleneifrigen Bruder große Freude.

Im Jahre 1595 erhoben sich in Frankreich allerlei Stürme gegen die Gesellschaft Jesu. Sowohl die Kalvinisten, als die Anhänger der Universität boten allen ihren Einfluß auf, um

diese Ordensmänner aus Frankreich zu vertreiben. In mehreren Städten und Provinzen gelang ihnen der Versuch, vorzüglich im Süden und Westen Frankreichs wüthete die Verfolgung, viele Jesuiten mußten sich nach Avignon, welches dazumal unter der Botmäßigkeit des Papstes stund, zurückziehen. Unter diesen befand sich auch P. Coton. Bei seiner Ankunft in Avignon übertrug ihm der Erzbischof sogleich die Kanzel in der Kathedralkirche und während drei vollen Jahren stund er derselben mit so glänzendem Erfolg vor, daß er allgemein als einer der ersten Redner Frankreichs erklärt wurde. Juristen, Mediziner, Theologen drängten sich in seine Predigten und was noch mehr, sehr viele Sünder, durch den Stachel seiner Rede getroffen, thaten Buße und bekehrten sich zu Gott.

Von nun an wurde P. Coton fort und fort von vielen Erzbischöfen und Bischöfen als Prediger für ihre Kirchen verlangt, besonders wurde er von den größeren Städten als Fastenprediger begehrt. Sein Ruf war so allgemein, daß er von nun an bis zu seinem Tode mehr als dreißigmal den Cyklus der Fastenpredigten halten mußte. Doch greifen wir der Zeit nicht vor, sondern kehren wir zu seiner Lebensgeschichte zurück.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Avignon wurde P. Coton von seinen Obern soviel möglich vorzüglich in jene französische Städte gesandt, welche von den Irrlehren des Kalvinismus am meisten bedrängt waren. Wo die Noth am größten, da sollte der muthige Kämpfer seine beredte Stimme für den Glauben erheben und laut die Wahrheit vertheidigen. Zuerst trat er in Aix (im Jahr 1598) auf. Allein während er hier mit segensreichem Erfolg das Wort Gottes verkündete, langte plötzlich eine Weisung des königlichen Raths von Paris an, welche jedem Jesuiten das Betreten der Kanzel in der Provinz Narbonne untersagte. Diese Weisung war offenbar ein gewaltsamer Eingriff in die Rechte der Kirche; der Erzbischof von Aix hatte dem Ordensmann die Verkündung des Gotteswortes in seiner Kathedralkirche übertragen, ihm, dem Besitzer der apostolischen Gewalt, kam einzig die Befugniß zu, entweder selbst oder

durch einen von ihm Bevollmächtigten die Lehre des Erlösers zu predigen; weder der königliche Rath von Paris, noch der Magistrat von Aix hatte hierin etwas Anderes zu thun, als das gepredigte Wort anzuhören und zu befolgen. Allein schon dazumal steckten die Gegner der Religion sich hinter die Staatsgewalt und suchten unter Vorspiegelung der Staatshoheit allerlei Verfügungen und Erlasse gegen die Kirche zu erzielen und dadurch die Wirksamkeit derselben zu hemmen. Leider erkannten die Fürsten und ihre Räthe die Bosheit dieser hinterlistigen Schlinge nicht genug und ließen sich nur zu oft durch dieselbe zu ihrem und ihrer Völker großen Nachtheil fangen. So auch hier. Wie benahm sich bei diesem Anlaße P. Coton? Er war gerade mitten in seinem Fastenkurs, als die Weisung anlangte; ohne ein Wort zu verlieren, verließ er die Kanzel, unterwarf sich stillschweigend sofort dem Befehl, ermahnte sogar die zahlreichen Freunde, welche ihm ihr Beileid bezeugten, die Vorträge seines Nachfolgers ebenso fleißig wie die seinigen anzuhören und rächte sich an dem Hauptanstifter dieser Verfolgung dadurch, daß er demselben später bei einer eintretenden Gelegenheit besonderes Wohlwollen bezeugte.

Die erzbischöfliche Kanzel zu Aix vertauschte der Redner mit der ärmlichen Kanzel einer Dorfkirche, in der Gegend von Avignon; hier hielt er während dem Rest der Fastenzeit täglich zwei Predigten an das Landvolk; eine in der frühen Morgenstunde, die andere nach Sonnenuntergang; zur Mittagszeit wanderte er bald in dieses bald in jenes nahe gelegene Städtchen und hielt allda geistliche Anreden an die aus der Umgegend herbeigeströmte Bevölkerung. Diese ländlichen Missionen des wandernden Jesuiten machten den heilsamsten Eindruck auf das Volk. P. Coton verkündete dem Bauernstande das Wort Gottes ebenso faßlich und ergreifend, als früher der gebildeten Welt in der großen Kathedralkirche; auch rechnete er diese Landmissionen zu den gesegnetsten Arbeiten seines Predigerlebens.

Im folgenden Jahre (1599) wurde P. Coton von seinen Ordensobern als Prediger nach Grenoble versetzt; hier sollte

er vorzüglich die mehr und mehr um sich greifenden Lehren der Kalvinisten bekämpfen und die katholische Religion gegen die Angriffe der Neuerer vertheidigen. Wollen wir wissen, mit welchem Eifer der Jesuit diesem Auftrage entsprach, so haben wir nur den Ingrimm zu berücksichtigen, mit welchem die kalvinistischen Irrlehrer ihn unausgesetzt verfolgten. Zuerst suchten sie ihn durch Schmähschriften und Verläumdungen in den Augen der Welt herabzusetzen; als dieses Mittel nicht verfieng, suchten sie ihn in den Augen der Katholiken zu verdächtigen, indem sie die Nachricht verbreiteten, er sei mit einigen Lehren Kalvins einverstanden und selbst ein geheimer Anhänger der neuen Sekte. Um diesen Gerüchten Eingang zu verschaffen, wurden, während er in der stillen Zurückgezogenheit die vier höheren Ordensgelübde abgelegt, angebliche Briefe in diesem Sinne herumgeboten. Den Schmähschriften setzte der Angegriffene einfaches Stillschweigen entgegen; der Anschuldigung des Abfalls aber antwortete er mit der öffentlichen Erklärung: „Niemals habe ich wahrgenommen, daß Jemand vom Glauben zur Irrlehre abgefallen ist, es sei denn, er habe entweder aus Stolz sich erhoben oder aus Wollust sich erniedrigt. Nun aber kann ich bei Gott dem Allmächtigen, welcher unsere Gedanken, Worte und Werke richtet, bezeugen, daß ich mit der Hülfe Gottes seit meiner Geburt bis auf diesen Augenblick weder den einen noch den anderen dieser Wege, welche zum Abfall führen, betreten habe und daß ich entschlossen bin, mit der Gnade Gottes dieselben niemals zu betreten" *). Ein so freimüthiger Gegner mußte ein unausstehlicher Dorn in den Augen der Neuerer sein. Da sie weder durch Verläumdung noch durch Verdächtigung ihn zu stürzen vermochten, so ergriff ein Fanatiker folgendes Mittel. Unter dem Vorwande, sich über Religionszweifel aufklären zu lassen, begab er sich auf das Zimmer des Jesuiten. Dieser empfieng ihn mit gewohnter Freundlichkeit und ertheilte ihm auf die gestellten Fragen nach bestem Wissen und Gewissen Ant-

*) Vita Petri Cotoni autore Roverio (Lugd. MDCLX) P. I. c. XI.

wort. Da faßte der Fanatiker plötzlich denselben bei der Gurgel und preßte dieselbe so fest zusammen, daß Coton unzweifelhaft als Opfer dieses heimtückischen Angriffs gefallen wäre, wenn bei dem entstandenen Geräusch nicht zwei Gehülfen herbeigeeilt und den Ueberwältigten aus den Händen des Bösewichts befreit hätten. Dem P. Coton stunden gegen den Mörder zwei Wege offen, er konnte denselben der strafenden Hand der Gerechtigkeit überliefern, oder denselben durch Verzeihung für das Reich Gottes zu gewinnen suchen; der Jesuit wählte den letzteren und war so glücklich, durch Milde und Belehrung seinen Mörder in einen ehrlichen Mann umzuwandeln.

Während seinem Aufenthalt in Grenoble veröffentlichte der glaubenseifrige Prediger zwei Schriften, worin er die Wahrheit der katholischen Lehre bezüglich der hl. Messe und des hl. Altarssakraments darlegte und die Einwürfe der Kalvinisten gründlich zurückwies. Dadurch wurden nicht nur die Gläubigen in ihren Grundsätzen gestärkt, sondern mehrere Abgefallene kehrten zur Wahrheit zurück und viele Gegner der katholischen Religion wurden wenigstens vorsichtiger in ihren Urtheilen und freundlicher in ihrer Stimmung gegen die Kirche.

Ein nicht geringeres Feld zur Arbeit fand P. Coton in Nimes, wohin er von seinen Obern im Laufe des Jahrs 1599 versetzt wurde. Nimes lag beinahe ganz in der Gewalt der Kalvinisten, die katholischen Priester und Bürger mußten sich aus der Stadt flüchten und nur durch die Hülfe des Königs gelang es ihnen, wieder in ihre Häuser zurückzukehren. Allein wenn die Macht des Königs den Katholiken auch den Eingang in die Stadt wieder verschaffen konnte, so vermochte sie nicht, denselben den Eingang zu den Herzen ihrer kalvinistischen Mitbürger zu eröffnen. Ingrimm und Haß erfüllte die Gemüther der Neuerer; zeigte sich auf der Straße ein katholischer Geistlicher in priesterlicher Kleidung, so wurde er mit Schimpfworten verfolgt und mit Steinen geworfen. Dies war dazumal der Zustand von Nimes. Auch dem P. Coton ging es nicht besser. Zuerst wurde er durch gemeine Neckereien verhöhnt und

verfolgt. Bald jedoch gewann die Befeindung einen ernsthafteren Charakter. Zu einer Zeit, als der Jesuit auf Befehl seiner Obern eine Mission in der Dauphiné angekündet hatte, forderten die kalvinistischen Prediger denselben plötzlich zu einem öffentlichen Religionsgespräch in Nimes auf. P. Coton, die bübische Absicht dieses Antrags erkennend, nahm es auf sich, die Missionsreise zu verschieben und zur bestimmten Zeit in der Disputation zu erscheinen. Wie die Kalvinisten seine unerwartete Anwesenheit wahrnahmen, trieben sie sofort den ihnen dienstbaren Pöbel zusammen und erregten einen solchen Tumult, daß der protestantisch gesinnte Stadtmagistrat die Abhaltung des Religionsgespräches verbot. P. Coton unterwarf sich dem Befehl und zog sich zurück, der aufgereizte Pöbel aber zog sich vor dessen Wohngebäude, umlagerte dasselbe mit furchtbarem Geheul, forderte ihn zum Erscheinen auf und drohte im Weigerungsfall das Gebäude zu erstürmen. Einer der Wüthriche drang wirklich in das Haus, stürzte in das Innere, zuckte den Dolch gegen den armen Priester und nur durch ein Wunder gelang es diesem auszuweichen, in ein benachbartes Gebäude zu flüchten und so der Wuth des Pöbels zu entgehen.

Nach diesem Auflauf trat P. Coton seine Missionsreise in die Dauphiné an, wo der unermüdliche Streiter innerhalb zwanzig Tagen fünfzehnmal in den drei Hauptstädten der Provinz predigte und sodann, durch den herrlichen Erfolg dieser Mission neu begeistert, nach Nimes zurückkehrte. Hier traf er die alten Zwiste und Volkstumulte; die Sektenhäupter wiegelten den Pöbel frischerdings gegen den katholischen Prediger auf und die Greuelscenen würden sich unzweifelhaft erneuert haben, wenn nicht endlich die Obrigkeit mit Nachdruck eingeschritten und jede Zusammenrottung auf das strengste untersagt hätte. P. Coton setzte seine Kanzelvorträge mit unerschrockenem Muthe und liebevollem Eifer fort und gedachte der vorgefallenen Ereignisse auch mit keiner Silbe, im Gegentheil, er schätzte sich glücklich, nach dem Vorbilde seines Heilandes einige Verfolgungen erduldet zu haben. Das Jahr 1600 verlief ohne irgendwelche Ruhe-

störung; P. Coton hielt seine Predigten in Nimes ohne Unterbrechung, bestund sogar später ein sechstägiges Religionsgespräch mit den kalvinistischen Predigern und hatte die Freude, in Folge desselben viele angesehene und gelehrte Männer in den Schoos der katholischen Mutterkirche zurückzuführen. „Pater Coton — so lautet das schriftliche Zeugniß des Bischofs, der Geistlichkeit und der Kurie von Nimes — Pater Coton hat in unserer Stadt alle seine Handlungen zur Ehre Gottes, zur geistlichen Belehrung und zum Troste vieler Menschen verrichtet. Das herrlichste Beispiel der Tugend, der Frömmigkeit und der Liebe hat er uns immer in allen seinen öffentlichen Handlungen, wie Predigten, Ermahnungen, Katechesen, in allen seinen Privathandlungen, wie Unterstützung der Armen, Pflegung der Kranken, Tröstung der Unglücklichen jeden Standes und Alters gegeben. Dem Eifer der Lehre, der Sittenreinheit desselben verdanken wir den Aufschwung und den Fortschritt, welchen der Glaube, die Liebe, die Frömmigkeit, mit einem Wort die katholische Religion in unserer durch Bürgerkrieg zerrütteten Stadt gemacht haben. Er hat durch seine Predigten, Räthe und Ermahnungen die Eintracht, die Freundschaft und das brüderliche Zusammenleben wieder hergestellt und in allen Gemüthern das Streben angeregt, sich gegenseitig durch Wohlthaten und Liebesdienste zu verpflichten" *).

Das Jahr 1601 brachte Coton wieder in Grenoble zu. Hier hielt derselbe neben seinen Kanzelvorträgen drei verschiedene Vorlesungen; in den einen versammelte er die gebildete und gelehrte Welt um sich und erörterte vor derselben die schwierigeren Punkte der christlichen Religion; in der anderen vereinigte er die Priester und erklärte denselben die wichtigsten Punkte der Moraltheologie, die dritte endlich widmete er der Widerlegung der kalvinistischen Irrlehren; diese Kontroversen waren allgemein besucht und erregten eben so großes Aufsehen als sie Nutzen stifteten.

*) Vit. Cot. P. I. c. XIII.

Von Grenoble ging seine Bestimmung nach Marseille. Die Hinreise war von einem sonderbaren Unfall begleitet. Als nämlich der Jesuit die Rhone hinabfuhr, wurde das Schiff durch einen Sturmwind plötzlich an den Pfeiler einer Brücke getrieben; der Anstoß war so heftig, daß Alle sich verloren glaubten, der Ordensmann aber warf sich auf die Knie, empfahl sich und seine Genossen dem Schutze des Allmächtigen, da drehte sich das Schiff, wurde vom Pfeiler losgetrieben und konnte an das Ufer geleitet werden. Kaum waren die Schiffleute am Bord angelangt und sämmtliche Personen ausgestiegen, da trennte sich der Boden des Schiffs entzwei und dasselbe verschwand auf immer in den Wogen der Rhone.

In Marseille fand P. Coton eine überaus erfreuliche Wirksamkeit. Vernehmen wir hierüber seinen eigenen Ausspruch: „Niemals bin ich in einer Stadt mit so zarter, reiner Liebe aufgenommen worden wie in Marseille, auch habe ich keine Stadt so innig geliebt wie diese. Der Seelenfang ist außerordentlich reich; gleichwie im Schooße des Meeres mehr lebende Wesen vorkommen als im Schooße der Erde, so scheint in dieser Seestadt auch der Seelenfang ergiebiger zu sein als in vielen Städten des festen Landes“ *). Wir haben nicht nöthig, den Eifer zu schildern, mit welchem der Jesuit von diesen glücklichen Verhältnissen und Umständen in Marseille zur Ehre Gottes Nutzen zog. Nur das wollen wir herausheben, daß seine feurige Nächstenliebe sich selbst bis auf die Galeerensträflinge ausdehnte und daß er in seinen Anfragen nicht nachließ, bis ihm die Behörden die Erlaubniß ertheilten, die Kranken auf den Galeeren zu besuchen und denselben die heiligen Sakramente zu ertheilen; bis auf die Zeit Cotons waren nämlich die Sträflinge dieser Gnade unwürdig erachtet und kein Priester durfte den Unglücklichen die Sterbsakramente reichen.

Der Ruf von dem Rednertalent des P. Coton durchdrang bereits ganz Frankreich. Selbst die heftigsten Gegner der Ge-

*) Vit. Cot. P. I. c. XV.

sellschaft Jesu sprachen mit Anerkennung von seinem liebevollen Charakter und seinen vielseitigen Kenntnissen. Um dem geschätzten Prediger ein öffentliches Zeichen dieser Anerkennung zu geben, erklärte die königliche Regierung, daß das Verbot, welches in mehrern Provinzen gegen die Gesellschaft Jesu erlassen, den Pater Coton nicht beschlagen dürfe und daß demselben ausnahmsweise alle Kanzeln in Frankreich offen stehen sollen. Von dieser Erlaubniß machte der Erzbischof von Aix sogleich Gebrauch; noch vor Ende des Jahres 1602 berief er denselben an seine Kathedralkirche und übertrug ihm auf feierliche Weise wieder die Kanzel, von welcher er fünf Jahre früher durch die Unbilden der Zeit verdrängt worden war. — So wird das verkannte Verdienst oft nach kurzer Zeit schon auf dieser Erde wieder belohnt, um wie viel glänzender muß sein Lohn in der besseren Welt sein?

Unerwartet kömmt oft. Während der Jesuit die ihm wieder eröffnete Kanzel zu Aix mit apostolischem Eifer verwaltete, erhielt er von seinem Ordensobern den ganz unerwarteten Befehl, diese Stadt auf der Stelle zu verlassen und ohne Verzug nach Paris zu reisen.

Folgendes war die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Weisung. Heinrich IV, welcher in seiner Jugend der kalvinistischen Partei angehört hatte, schützte als König die katholische Kirche mit kräftigem Arm und bewies dadurch, daß seine Rückkehr zum Glauben der Väter nicht Vorspiegelung, sondern Ernst war. Wie derselbe nun im Jahr 1603 eine Reise durch sein Königreich machte und die Osterwoche in Metz zubrachte, da warf sich der französische Jesuit P. Armand im erzbischöflichen Palaste zu den Füßen des Königs und flehte im Namen seiner Mitbrüder bittlich um die Erlaubniß zur Rückkehr in das geliebte Vaterland. Heinrich IV hatte gerade gemäß einem alten ehrwürdigen Gebrauche zwölf Armen die Füße gewaschen; noch ergriffen durch diese tiefsinnige Zeremonie, wurde

er durch das flehentliche Bitten des zu seinen Füßen liegenden Jesuiten gerührt, nahm denselben freundlich auf, unterhielt sich mit ihm über die Organisation des Ordens und entließ ihn mit der Weisung, das hl. Osterfest am königlichen Hoflager zuzubringen. Nach einigen Tagen wurde P. Armand abermals vor den König berufen und von demselben befragt, ob die Gesellschaft Jesu einen ausgezeichneten Redner besitze? Auf dessen Erwiderung: „P. Coton werde von Vielen als solcher gerühmt," winkte der König, dem dieser Name nicht unbekannt war, beifällig und befahl ihm, diesen Pater nach Paris zu bringen, da werde er das Nähere wegen der Rückkehr der Jesuiten verfügen.

In Folge dieser königlichen Willensäußerung erhielt Pater Coton von seinem Ordensvorsteher den Auftrag, sogleich den Wanderstab zu ergreifen und geschützt durch einen königlichen Sicherheitsbrief ohne Verzug nach Paris zu pilgern.

Die erste Vorstellung vor dem König geschah in der Schloßkapelle zu Fontainebleau. Heinrich wohnte dem hl. Meßopfer bei, gewahrte da die beiden Jesuiten und grüßte dieselben huldvoll. Den Augenblick benutzend, stellte P. Armand seinen Begleiter sofort dem Könige vor und dieser befahl dem Prediger, nächsten Sonntag in der Hofkapelle auf der Kanzel aufzutreten. Der dem Herrn der Heerschaaren geweihte Tag erschien und mit ihm die Stunde, wo P. Coton vor dem gesammten Hofe seine erste Rede halten mußte. Der fromme vierzigjährige Priester bestieg die Kanzel ohne die geringste Unruhe; er wußte, daß er nicht sein, sondern Gottes Wort zu verkünden habe und daß dieses Wort das gleiche sei, möge es vor einem König oder einem Bettler ausgesprochen werden. Die Zuhörer fanden sich zahlreich ein, alle gleich gespannt auf die Rede des Jesuiten, nicht alle jedoch in gleicher Gesinnung; die Einen hofften, die Anderen fürchteten deren Erfolg. Unter den Letzteren befand sich auch ein Professor der Universität von Paris, welcher Cotons Vortrag von Wort zu Wort nachschrieb. Und welches war der Erfolg? Derselbe übertraf die Erwartung Aller. Jene,

die Stoff zum Tadel suchten, fanden nur Lobenswerthes, jene, die Gutes hofften, fanden noch Besseres. Der König selbst war so überrascht, daß er vor allen Fürsten und Großen seine Zufriedenheit aussprach, den P. Coton zu sich berief und ihm die Worte sagte: „Ihr habt heute geleistet, was noch Keiner vor Euch; denn so verschieden auch die Ansichten des Hofes sind, so habt Ihr doch Alle zu befriedigen gewußt." Jener Professor aber, zu den Seinen zurückgekehrt, erklärte unumwunden: „Von allen Kanzelrednern, welche er bis jetzt gehört, sei P. Coton der größte, der gelehrteste und der bescheidenste. Die Rede desselben, welche er nachgeschrieben, sei ein wahres Vorbild der Beredtsamkeit und verdiene von allen Predigern nachgeahmt zu werden." — Vier Tage später — in der Oktave des hl. Frohnleichnams — bestieg der Jesuit die Kanzel zum zweitenmal; diesmal ging das Urtheil des Hofes einstimmig dahin: „P. Coton habe nicht nur die Anderen, sondern sich selbst übertroffen." Von dieser Zeit an nahm König Heinrich IV den P. Coton so in Zuneigung, daß er denselben des Tags zwei-, dreimal zu sich berief, mit demselben in den königlichen Gärten lustwandelte, ihm vor dem ganzen Hofe die Hand reichte und oft mehrere Stunden in seiner Gesellschaft zubrachte. Nach einigen Tagen kehrte der Hof nach Paris zurück und der Jesuit erhielt den Befehl, dem König in die Hauptstadt zu folgen und fortan alle Sonn- und Festtage die Predigt in der Hofkirche zu halten.

Diese königliche Huld konnte nicht verfehlen, den Neid und Haß gegen die Gesellschaft Jesu zu vermehren. Durch Schmähschriften und Verdächtigungen aller Art suchten sie den König gegen die Jesuiten umzustimmen; allein der gesunde Sinn Heinrichs durchschaute den Grund und Zweck dieser Umtriebe. Als ihm eine neue Anklageschrift gegen die Gesellschaft Jesu hinterbracht wurde, berief er sogleich die Patres Armand und Coton zu sich und befahl ihnen, dieselbe unbeantwortet zu lassen, denn er selbst wolle durch den Strafrichter dem Verfasser die verdiente Erwiderung ertheilen lassen. Als eine der vor-

nehmsten Damen des Reichs, angestiftet durch die Neuerer, dem König allerlei Vorurtheile gegen die Jesuiten beizubringen suchte, erwiderte derselbe geradezu: „Wie Sie jetzt die Mitglieder der Gesellschaft Jesu beurtheilen, so betrachtete auch ich dieselben, bevor ich sie kannte; nachdem ich nun aber in ihren Geist und ihr Leben tiefer eingedrungen bin, habe ich meine Ansicht ganz geändert. Madame, lernen auch Sie dieselben kennen und auch Sie werden ein anderes Urtheil fällen"*). Bei einem anderen Anlaß suchten die Gegner den Neid der übrigen Ordensgeistlichen gegen die Jesuiten zu Hülfe zu rufen, allein der König kam diesem Hetzmittel durch die Erklärung zuvor: „Alle geistlichen Orden haben den gleichen Zweck, nur sind die Einen von den Anderen in den Mitteln verschieden. Viele suchen den Geist durch Bändigung des Körpers zu heiligen, die Jesuiten bändigen den Körper durch den Geist"**). Selbst noch verwerflichere Hebel wurden in Bewegung gesetzt. Mit großer Geheimnißthuerei kam aus Flandern ein Bote mit der Anzeige, er selbst habe aus dem Munde eines Jesuiten gehört, „Heinrich IV werde in der Kirche am nächsten Festtage ermordet"; der König, dem die Nachricht sofort hinterbracht wurde, gab Befehl, den Boten aufzusuchen, allein dieser war schon verschwunden und mit ihm auch das abenteuerliche Gerücht.

Diese Umtriebe gegen die Gesellschaft Jesu hatten einen tiefer gehenden Zweck. Die Kalvinisten und Neuerer besorgten nämlich, der König möchte durch den fortwährenden Umgang mit P. Coton bewogen werden, das Verbannungsurtheil gegen die Gesellschaft aufzuheben. Diese Befürchtung war nicht ohne Grund; sie sollte zum großen Schrecken der Gegner der katholischen Religion zur Wahrheit werden.

Anfangs August des Jahres 1603 begab sich der König nach St. Germain, um da die Jagdzeit zuzubringen. Nach St. Germain berief er auch die beiden Jesuiten Armand und

*) Vit. Cot. P. II. cap. II.
**) Ibidem.

Coton. Hier wurden nun die Unterhandlungen wegen der Rückkehr der Gesellschaft Jesu ernstlich begonnen. Papst Clemens VIII empfahl diese Maßregel dem Könige in einem besonderen Schreiben und ließ durch den apostolischen Nuntius diese Angelegenheit kräftigst unterstützen. Den 10. August — am Festtage des hl. Laurenz — kam dieselbe im Schooße des königlichen Raths zur Berathung und es wurde der Beschluß gefaßt: „Es sollen der Gesellschaft Jesu vorläufig die Kollegien in Dijon und in Lyon wieder zurückgegeben werden." — Die beiden Jesuiten dankten dem König für dieses Zeichen der fürstlichen Huld, ließen aber in ihrem Gespräch den Wunsch nach einem dritten Kollegium (desjenigen in Bourges) durchblicken. Da flüsterte Heinrich ihnen ins Ohr: „Ihr sollt nur zuerst thun, was ich wünsche, später werde dann ich thun, was Ihr wünscht." — Sofort wurden die königlichen Restitutionsbriefe dem P. Armand als Provinzial der französischen Kollegien übergeben und dieser verließ den Hof, um die nöthigen Vollziehungsmaßregeln bei den Provinzialbehörden auszuwirken; P. Coton aber erhielt die Weisung, von nun an in der Nähe des Königs zu verweilen. Mit welchen Gefühlen der Jesuit diesen Auftrag empfieng, das eröffnete er selbst seinem Bruder in einem vertraulichen Briefe: „Es ist mir unmöglich, Dir mit Worten zu schildern, wie sehr mich alle diese irdischen Größen und menschlichen Dinge, welche ich hier sehe, anekeln. Ihre Eitelkeit liegt mir so klar vor Augen, daß ich es mitten in den Ehren und Gnaden, womit der König mich überhäuft, nur durch den Gedanken aushalten kann, daß es so im Willen Gottes liege. Der König will, daß ein Mitglied unserer Gesellschaft am Hof verweile und die Stelle eines Hofpredigers bekleide. Ich fürchte sehr, diese Aufgabe werde mich länger hier fesseln als ich wünsche; noch mehr aber ängstigt mich eine Aeußerung des Königs, er wolle am nächsten hohen Festtage bei mir seine Beicht ablegen. Sollte der König auf diesem Entschlusse beharren, so werde ich ihn beschwören, wenigstens ein anderes Mitglied unseres Ordens zu diesem Geschäfte zu

bestimmen, denn es ist nicht gut, daß ein Einziger diese ganze Last trage. Uebrigens möge in Allem der Wille Gottes geschehen!" *)

Während dem Spätherbst machte der König Ausflüge in die Normandie und die umliegenden Provinzen. Auf diesen Reisen mußte P. Coton den Fürsten begleiten und an Sonn- und Festtagen vor dem Hofe und einer ausgewählten Zuhörerschaft in den verschiedenen Städten des Reichs das Wort Gottes verkünden. Einmal fand sich in einer Stadt der Normandie der ganze Adel zur Begrüßung des Königs ein; bei diesem Anlasse äußerte einer der Vornehmsten den Wunsch, den P. Coton einmal predigen zu hören. Heinrich IV faßte sogleich den Gedanken auf und lud den Sprecher ein, selbst den Stoff zu bezeichnen, berief seinen Prediger und ertheilte diesem die Weisung, noch am gleichen Tage vor dem versammelten Adel einen Vortrag über den gegebenen Text zu halten. P. Coton neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem König und hielt zur bestimmten Stunde eine Rede, welche alle Zuhörer mit Bewunderung erfüllte. Ein andermal fragte der König den Prediger, als er gerade auf die Kanzel gehen wollte, um den Inhalt seiner Rede und ersuchte ihn dann, diesen Text auf einen andern Tag zu versparen, indem er, der König, jetzt verhindert sei, der Predigt beizuwohnen. Gesagt, gethan! Pater Coton bestieg geraden Wegs die Kanzel und hielt über einen ganz anderen Gegenstand eine so schöne Rede, daß der Hof die Wahrheit dieses Ereignisses erst auf das ausdrückliche Wort des Königs glauben wollte **). Von dieser Zeit an wurde der Jesuit mit den Bischöfen an die königliche Tafel gezogen und Heinrich IV ging mit dem Plane um, denselben zum Erzbischof von Orleans zu erheben. Wir haben nicht nöthig zu bemerken, mit welcher Demuth der Ordensmann diesen Antrag zurückwies; zum drittenmal ersuchte P. Coton den Fürsten, von seinem Ansinnen

*) Vit. Cot. P. II. c. III.
**) Vit. Cot. P. III. c. IX.

zurückzustehen und ihn mit dieser Gnade zu verschonen. „Schon lange kenne ich Euch — sprach der König — als einen braven, frommen Mann, nun aber weiß ich, daß Ihr mein treuester Diener seid, dem ich mich in allen Verhältnissen anvertrauen darf.“ Da P. Coton die erzbischöfliche Würde ausschlug, so wollte der König demselben ein anderes öffentliches Zeugniß seiner besonderen Huld geben. Nach Paris zurückgekehrt, nahm der König am Festtage des Apostel Thomas den armen Ordensmann zu sich in seinen Wagen, fuhr mit demselben durch die Hauptstraßen der Stadt zur Kirche, gab demselben bei der Pforte Angesichts des Adels und des staunenden Volks die Hand, schritt mit demselben unter dem Schmettern der Trompeten mitten durch die Leibgarde und hieß denselben die Kanzel besteigen. Das that ein König Frankreichs, der in seiner Jugend selbst in der kalvinistischen Lehre erzogen und in allem Vorurtheil gegen die katholische Kirche aufgewachsen war; so behandelte Heinrich IV einen Jesuiten in der Hauptstadt seines Reichs, aus welcher die Gesellschaft Jesu soeben noch durch die Umtriebe der Parteien verwiesen war! Beim Ausgang aus dem Gottesdienst jubelte das Volk dem König und dem Prediger entgegen, Heinrich IV aber sprach zu den Umstehenden: „Seht ihr, die Pariser können nicht länger ohne die Jesuiten sein“*).

Des Königs Wort ging in Erfüllung. Am zweiten Tage des neubeginnenden Jahres (1604) sprach der Senat von Paris die Rückberufung der Gesellschaft Jesu aus und trug das daherige Gesetz in seine Akten ein**). Mit neuem Eifer verlegte sich nun P. Coton auf die Beförderung des kirchlichen Lebens in der Hauptstadt des französischen Reichs. Mit dem Beginne des Jahres erklärte er dem König und dem Hof den Zweck der kirchlichen Zeremonien und führte dieselben in den wahren Geist des katholischen Kultus ein. Diese liturgischen

*) Vit. Cot. P. II. c. 4.

**) Die bei diesem Anlaße von König Heinrich IV gehaltene, höchst merkwürdige Rede haben wir in der Lebensschilderung des Generals Aquaviva mitgetheilt.

Erörterungen gefielen dem Fürsten so wohl, daß er öfters vor den kalvinistischen Hofleuten das Gespräch darauf leitete und diesen empfahl, sich beim P. Coton über den Geist der katholischen Kirche aufzuklären. Des Königs Ermahnung und des Jesuiten Belehrung blieben nicht ohne Erfolg. Schon in den ersten Tagen des Jahres kehrten einige Kalvinisten zum Glauben ihrer Väter zurück und Mehrere versprachen diesem Beispiel zu folgen. Da ereignete sich ein Zufall, welcher beinahe die ganze Laufbahn des Ordensmanns mit einem Schlage abgeschnitten hätte.

Als P. Coton den 13. Jenner des Jahres 1604 mit seinem Begleiter Abends nach Hause fuhr, schwang sich ein unbekannter Mann auf den Wagen, zuckte plötzlich einen Dolch und stieß denselben dem Jesuiten in die Schulter. Die Wunde ging tief, das Blut durchdrang die Kleider und floß in den Wagen. Der Kutscher — in der Finsterniß des Abends einen neuen Anfall befürchtend — trieb die Pferde in vollem Lauf weiters, und langte endlich bei der Wohnung des in Ohnmacht gefallenen Paters an. Der König, von dem Vorfall auf der Stelle in Kenntniß gesetzt, sandte sogleich seinen eigenen Arzt, und fand keine Ruhe, bis er durch diesen die tröstliche Nachricht erhielt, die Wunde sei mehr groß als gefährlich. Wenn auch diese Botschaft den König wieder aufheiterte, so wurde sein Gemüth durch die Verwegenheit des Mordanfalls doch auf das Tiefste betrübt; er litt nicht weniger als der Kranke: dieser war nur am Körper, der König im Herzen verwundet. Als am folgenden Tag die Unthat bekannt wurde, eilte der ganze Hof, alle Vornehmen, Priester und Gelehrte der Hauptstadt zu P. Coton, um ihm ihr Beileid zu bezeugen; selbst die angesehensten Anhänger der kalvinistischen Parthei drängten sich bis zu ihm und drückten ihren Abscheu über diese Schandthat aus; es war ein solches Gedränge und Strömen zur Wohnung des Verwundeten, daß der König aus Schonung für den Kranken jeden Besuch verbieten ließ. Während der ganzen Krankheit wurde P. Coton durch die königlichen Aerzte und Wundärzte besorgt, täg-

lich ließ sich der Fürst Berichte über den Verlauf der Behandlung geben und erst als diese ihm den Eintritt der Genesung meldeten, kehrte Heiterkeit und Freude in das Gemüth des Fürsten zurück. In der That nahm die Heilung eine glückliche Wendung und P. Coton wurde durch die Gnade Gottes und die Hülfe der Aerzte so hergestellt, daß er schon in der Fastenzeit des gleichen Jahres die Kanzel wieder betreten konnte. — Niemals war P. Coton zu bewegen, eine Vermuthung über den Urheber des Mordanfalls zu äußern, auch blieb derselbe trotz der strengsten Nachforschungen unerkannt. Heinrich IV aber, als er seinen geliebten Freund zum erstenmal wieder sah, drückte denselben freudig an sein Herz mit den Worten: „Gott hat diesen Unfall gesendet, damit die Welt erkennen lerne, wie sehr Euer König und alle guten Menschen Euch lieben" *).

Die Fastenpredigten des wiedergenesenen P. Coton machten auf den gesammten Hof einen gewaltigen Eindruck. Die Damen mäßigten ihre Kleiderpracht, Anstand trat an die Stelle der Leichtfertigkeit, der Empfang der hl. Sakramente sowie der Besuch des Gottesdienstes mehrte sich, der Hof fand Vergnügen an ernsthaften, geistreichen Büchern, Alles deutete auf einen sittlichen Fortschritt. Der König prägte die Texte der Fastenpredigten seinem Gedächtnisse ein, wählte sie zum Gegenstande seiner Unterhaltung und gefiel sich, dieselben vor dem gesammten Hofe zu wiederholen. Fand der König einen Ausdruck oder eine Geberde des Redners unpassend, so machte er seinen Freund im Vertrauen aufmerksam, denn es war sein königlicher Wunsch, daß der Ordensmann nicht nur durch den Inhalt, sondern auch durch den Vortrag seiner Rede über jeden Tadel erhaben sei. Das Beispiel des Hofes wirkte heilsam auf die ganze Hauptstadt. Bald erstellten sich die Vorsteher der Hauptkirchen von Paris vor dem König mit der Bitte, er möchte ihnen seinen Prediger auch zuweilen für ihre Kirchen gewähren, damit die Gläubigen ihrer Gemeinden sich durch den Vortrag des Jesuiten

*) Vit. Cot. P. II cap. V.

ebenfalls erbauten. Diesem Gesuche entsprach Heinrich IV willig, ja er fand sich oft selbst in diesen Pfarrkirchen ein, um durch sein Beispiel dem Worte des Predigers einen glänzenderen Eingang zu verschaffen.

Was P. Coton schon lange besorgt und befürchtet, trat schon im Laufe dieses Jahres ein; der König beschloß, ihn zu seinem Gewissensrath zu machen und ihm das Bekenntniß seiner Sünden abzulegen. Lange suchte Coton den König von diesem Entschlusse abzubringen und ihm einen andern Geistlichen hiezu beliebt zu machen, vergebens; Heinrich beharrte bei seinem Willen. Da empfieng aber Coton den beichtenden König nicht als Fürsten, sondern als Sünder; nicht als Untergebenen, sondern als Richter sprach der Gottesmann zu ihm. Heinrich IV, ungewohnt, eine solche Sprache zu hören, wurde durch dieselbe desto mehr gerührt, er legte bei dem Pater eine Generalbeicht aller seiner von Jugend an begangenen Sünden ab und empfieng dann gereinigt und geläutert vor dem gesammten Hofe das hl. Altarssakrament. Es war dies ein feierlicher Moment im Leben des Königs und der gesammten Nation; ein Fürst, der in Demuth und Reue seine Sünden abbüßt, ist ein Schauspiel, über welches die Engel des Himmels sich freuen.

Die folgenden drei Jahre (1605, 1606 und 1607) setzte P. Coton seine Wirksamkeit am königlichen Hofe mit gleich günstigem Erfolge fort; obschon er fortwährend gegen zwei Gefahren von entgegengesetzter Natur zu streiten hatte, auf der einen Seite das Uebermaß der königlichen Huld, auf der anderen das Gift der nimmerruhenden Verdächtigung. Heinrich IV setzte seiner Güte gegen den Jesuiten keine Schranken; ging der König auf Reisen, so mußte P. Coton nicht nur ihm folgen, sondern oft im Wagen des Fürsten Platz nehmen; in der Hauptstadt stellte ihm der König einen eigenen Wagen zu seinem Befehl, zwang ihn, im Palaste oder doch ganz in dessen Nähe eine Wohnung zu beziehen und wollte ihn mit Gewalt zum Kardinal und Kirchenfürsten erheben. Je mehr die königliche Huld stieg, desto heftiger wurde auf der anderen Seite auch die Verläumdung.

Jetzt wurde eine feile Dame aufgestiftet, um zwischen dem Jesuiten und einem angesehenen Bischof Zwietracht zu stiften: die Dame gab vor, der Jesuit habe bei ihr dem Bischof Uebels nachgeredet; die Sache kam zur Untersuchung, der König selbst ließ die Dame vor sich berufen, stellte ihr mehrere Jesuiten vor und fragte sie, welcher und wann derselbe diese Rede geführt? Da ergab sich, daß das Weib nicht einmal den P. Coton persönlich bezeichnen konnte und als Zeit der Unterredung einen Tag angab, an welchem derselbe mit dem König in St. Germain und also nicht einmal in Paris anwesend war. Jetzt wurden dem Ordensmann allerlei Schriften unterschoben und Lehrsätze in den Mund gelegt, welche derselbe niemals verfaßt, niemals gedacht hatte. Beinahe kein Monat vergieng, in welchem der Neid und Haß nicht eine neue Verdächtigung gegen den Jesuiten erfand und auf verdeckten Wegen am Hofe in Umlauf setzte. Allein Coton gieng mit Ruhe und Gelassenheit über alle diese Angriffe hinweg, er hatte Gott und sein Gewissen für sich, das Uebrige stellte er der Vorsehung anheim. Der Hof hatte ihn, nicht er den Hof besucht, nicht die Gunst, sondern die Bekehrung des Hofes war sein Ziel. Ob er diese seine Aufgabe genugsam erfülle, das war seine einzige Sorge, seine einzige Beängstigung; hierüber machte er sich selbst — wenn auch ungegründete Vorwürfe, niemals aber bekümmerte er sich über den Verlust der Hofgunst, im Gegentheil die Rückkehr in das stille Ordensleben war stets sein Verlangen.

Im Jahre 1608 that P. Coton wiederholt Schritte bei'm König, um seines Amtes entlassen zu werden. Um dieses Ziel desto leichter zu erreichen, stellte er demselben einige der berühmtesten Prediger seines Ordens, sowie auch einige ausgezeichnete Prälaten vor, und ersuchte ihn, aus der Zahl derselben einen Prediger und Beichtvater zu bezeichnen. Heinrichs IV Antwort war, daß er den Jesuiten nicht nur nicht entließ, sondern denselben sogar zum Erzieher seines Sohns und Thronfol-

folgers Ludwig ernannte. — Hiedurch stieg das Ansehen des Ordensmanns auf das Höchste. Beichtvater und Gewissensrath des Königs, Erzieher des Thronerben, Prediger in der Hofkirche, welch' hervorragende, einflußreiche Stellung für einen Jesuiten. Wie benützte er diesen Glanzpunkt seiner Lebensbahn? Wie höher P. Coton in dem Vertrauen des Monarchen stieg, desto rückhaltender und bescheidener wurde er im Umgang mit dem Fürsten. Nur wenn Heinrich ihn ausdrücklich über eine Angelegenheit um Rath fragte, eröffnete er seine Meinung und zwar, wenn immer möglich, in Gegenwart der königlichen Räthe, um so jeden Vorwurf eines Eindringens in die Staatsgeschäfte von sich abzuwälzen. Dagegen benutzte er seine Stellung desto eifriger, um für das Heil seiner Mitmenschen thätig zu sein. Arme, Kranke und Hülfsbedürftige aller Art wandten sich durch den Beichtvater an die Gnade des Königs; wann und wo immer die Umstände es gestatteten, war er stets bereit, die Bitten der Armuth und der Noth zu dem Ohr und an das Herz des Fürsten zu tragen und denselben Eingang zu verschaffen. Des Königs Milde floß durch die Hand des Gottesmanns und heilte manches stille, der Welt unbekannte Leiden. Ferners verwendete der Jesuit seinen Einfluß, um tüchtigen Priestern eine ihrer Strebsamkeit angemessene Wirksamkeit zu eröffnen und die kirchlichen Stellen dem Verdienste und nicht bloßer Gunst zu verschaffen. Auch auf die Ordensgeistlichkeit wendete derselbe sein Augenmerk; sowohl in den Mönchs- als Nonnenklöstern suchte er die hie und da etwas erschlaffte Zucht wieder herzustellen und die Gründung und Verbreitung neuer klösterlicher Genossenschaften zu befördern. Die Karthäuser, Dominikaner, Benediktiner, Carmeliter, Franziskaner erfreuten sich vorzugsweise seiner einflußreichen Theilnahme. Auch die Gesellschaft Jesu gewann durch seine Vermittlung und Verwendung eine immer größere Ausdehnung. Nicht nur in Dijon und Lyon wurden die Kollegien wieder hergestellt, sondern in la Fleche erbaute Heinrich IV eine neue Kirche für die Jesuiten und beschenkte dieselbe mit königlicher Freigebigkeit; durch Cotons Ein-

fluß wurden ebenfalls die Kollegien in Bilhom, Blois, Rouen, Berry, Rennes, Poitiers, Lahors, Vienne, Limoges, Moulins, Ambrün, Nevers, Eu, Amiens, Rheims, Caen, Roane u. s. w. theils wieder hergestellt, theils neu gegründet. Selbst über die Grenzen Frankreichs hinaus machte sich der Einfluß des königlichen Beichtvaters zu Gunsten seines Ordens fühlbar. Auf sein Verwenden unterstützte Heinrich IV das Kollegium von Rom mit einer bedeutenden Geldsumme, auf sein Verwenden gab Heinrich IV seiner Gesandtschaft in Konstantinopel den Auftrag, für die Gesellschaft Jesu die Erlaubniß auszuwirken, in dem türkischen Reiche eine Ansiedlung zu gründen; auf sein Bemühen ging Heinrich IV auf den Gedanken ein, in Canada und den französischen Kolonien Jesuitenhäuser zu gründen.

Auf diese Weise benützte der Jesuit die königliche Gewogenheit und Huld nicht für sich und sein persönliches Interesse, sondern zum Heile der leidenden Menschheit, zur Beförderung der kirchlichen Wohlfahrt, zur Unterstützung der geistlichen Orden, mit einem Worte zur größeren Ehre Gottes. Nebenbei verfaßte derselbe auf den Wunsch des Königs ein Lehrbuch der katholischen Religion, in welchem er die Vorurtheile und Irrungen der Kalvinisten berichtigte und zurechtwies. Diese Institutiones catholicæ erhielten die Genehmigung des hl. Stuhles; Kardinal Bellarmin wünschte in einem besonderen Schreiben dem Verfasser Glück zu diesem durch „Richtigkeit und Zierlichkeit" gleich ausgezeichneten Werk*). Auch verfaßte derselbe in freien Augenblicken Gedichte in lateinischer, griechischer und französischer Sprache. Ueberdies stund der königliche Hofprediger in einem zahlreichen, weitausgedehnten Briefwechsel. Er betrachtete es als eine Liebespflicht, auf jedes Schreiben eine Antwort zu geben, die beantworteten Briefe legte er Woche für Woche auf sein Schreibpult, gewöhnlich war am Schluß der Woche der ganze Tisch damit überfäet. Der christliche Eifer und die christliche Liebe sind erfinderisch, in den Mitteln Gutes zu thun;

*) Epist. Bellarm. d. d. 4. Maji 1608.

wo der Weltsinn ausruht und schläft, da wacht die Tugend und gewinnt Zeit zur Vollbringung ihrer Liebeswerke. Wo fand aber der Gottesmann die Kraft zu solcher Arbeit? Einzig im Gebet. P. Coton war dem Gebet und der geistlichen Betrachtung so ergeben, daß sein ganzes Leben beinahe nur ein Aufschauen zu Gott und eine fortwährende Beherzigung der göttlichen Wahrheiten war. In diesem beständigen, Tag und Nacht fortdauernden Aufschwung seiner Seele zu Gott lag das große Geheimniß, durch welches und in welchem derselbe die Tiefe seiner Wissenschaft, die Beredtsamkeit seiner Vorträge, die Klugheit seiner Räthe, die Verachtung und dadurch die Erhaltung der Hofgunst, vor allem die Kenntniß Gottes und die Liebe des Mitmenschen schöpfte. Das Gebet und die Betrachtung war für ihn gleichsam das tägliche Brod, mit welchem er nicht nur seine Seele ernährte, sein Herz erwärmte, sondern auch seinen Geist aufklärte. Glücklich der Mensch, der bis zu diesem Grade des Seelenschwungs emporbringt!

Das Jahr 1610 brachte eine plötzliche Veränderung im französischen Königshause hervor. Ein Blitz fiel vom heiteren Himmel. Seit Jahren ging Heinrich IV mit einem weitausreichenden Plane um, durch welchen ganz Europa eine Umgestaltung erhalten sollte. Sein Zweck war, das ottomanische Reich zu stürzen, Europa von den Türken zu reinigen, dadurch Frankreich an die Spitze der europäischen Staaten zu stellen, demselben das Uebergewicht über Oestreich, Spanien und die übrigen Länder zu verschaffen und so seinem Königshaus gleichsam die Herrschaft über Europa zu erringen. Zu diesem Zwecke warb er sich seit Jahren Bundesgenossen in allen Theilen der Welt, nahm große Kriegsrüstungen vor, sammelte ungeheure Geldschätze und traf alle Maßregeln, um bei der ersten günstigen Gelegenheit zum Losschlagen bereit zu sein. Diese Gelegenheit zeigte sich im Jahre 1610; der Erbstreit um das Herzogthum Jülich zerfleischte Deutschland und gab ihm den erwünschten Anlaß, seine Truppen in Bewegung zu setzen; im Mai wollte er selbst zur Armee abgehen und seine Kriegs-

schaaren über die Grenzen führen, da wurde Heinrich IV den 14. Mai, als er in seinem Wagen durch die Straßen seiner Hauptstadt fuhr, von Franz Navaillac — erdolcht!

Mit dem Meuchelmord des Königs zerfielen die großen Pläne seiner Politik, sein neunjähriger Sohn wurde als Ludwig XIII ausgerufen und dessen Mutter Maria von Medicis zur Reichsregentin bezeichnet.

Heinrichs IV Tod war ein tiefer Schlag für das Herz seines geistlichen Freundes und Rathgebers. Als P. Coton der Königin Wittwe sein Beileid bezeugte, konnte er — der beredte Prediger — vor Schmerz kaum einige Worte stammeln. Der Jesuit hoffte durch diese Fügung des Himmels von dem Hofleben befreit und endlich der klösterlichen Zurückgezogenheit wiedergegeben zu werden. Allein diese Hoffnung ging auch diesmal noch nicht in Erfüllung. Schon bei diesem ersten Besuche betraute ihn die Regentin mit der gleichen Stellung bei ihrem Sohn, welche er bei dem Gemahl eingenommen, sie bezeichnete ihn — wider seinen Willen — zum Beichtvater und Prediger Ludwigs XIII. Dem verstorbenen Könige hatte Coton einen letzten schmerzlichen Dienst zu erweisen. Als nämlich Heinrichs IV Testament, das er schon vor mehreren Jahren aufgesetzt, eröffnet wurde, fand sich die Bestimmung, sein Herz solle der Gesellschaft Jesu übergeben und in der Kirche zu La Fleche aufbewahrt werden. Coton empfieng das königliche Unterpfand, trug dasselbe in feierlicher Trauerprozession in die Jesuitenkirche, hielt vor einer ungeheuren Volksmenge in dem schwarz gezierten Tempel dem Verstorbenen die Grabrede und setzte das Herz des Königs, welches er so oft im Leben mit hohen Gefühlen bewegt und das so freundschaftlich für ihn schlug, in die geheiligte Stätte der ewigen Ruhe. Es war dies der letzte, aber schwerste Dienst, welchen Coton seinem königlichen Freunde nach siebenjährigem, sozusagen täglichem Verkehr geleistet.

Während der Ordensmann dem Verstorbenen in la Fleche die Treue bis in das Grab bewies, war der Neid und der

Haß in Paris thätig, um denselben aus der Nähe des jungen Monarchen zu entfernen. Ganz vorzüglich gaben sich die Kalvinisten und ihre Gesinnungsgenossen alle Mühe, den P. Coton und mit ihm die von ihnen so gefürchtete Gesellschaft Jesu zu stürzen. Zu diesem Zwecke sammelten sie alle möglichen und unmöglichen Anfälle und Einfälle gegen die Jesuiten im Allgemeinen und gegen Coton insbesondere und veröffentlichten und verbreiteten dieselben in einer Schrift unter dem Titel „Anticoton". Der Hofprediger wollte diesen Verläumdungen wie gewohnt nichts als sein Stillschweigen entgegensetzen, allein da sich diese Angriffe nicht sowohl auf seine Person als vielmehr auf den Orden selbst bezogen, so erhielt er von seinen Oberen den Befehl, das Stillschweigen zu brechen und durch eine ruhige, aber gründlich geführte Widerlegung die Anschuldigungen abzuweisen. Der Jesuit erfüllte diesen Auftrag in seiner Schrift „Apologie" mit Glück und Geschick, die Angriffe der Gegner prallten an dem Schilde der Wahrheit zurück und Coton errang einen glänzenden Sieg über den Anticoton.

Sieben volle Jahre (von 1610 bis 1617) verlebte derselbe fortan noch am Hofe Ludwig **XIII** und der Königin Regentin Maria von Medicis. Diese Zeit suchte er zu benützen, um als Prediger, Beichtvater und Erzieher Frankreich einen tugendhaften Fürsten und der katholischen Kirche einen glaubenseifrigen Sohn heranzubilden. Die Regentin sowie der junge König beehrten ihn mit ihrem vollen Zutrauen und gaben ihm bei jedem Anlaße Zeichen ihrer Freundschaft und Gewogenheit. So z. B. als Ludwig **XIII** in Rheims gekrönt wurde, legte er bei P. Coton öffentlich das Bekenntniß seiner Sünden ab und bezeichnete ihn so vor dem ganzen Hof als seinen Gewissensfreund. Als der König und die Königin Mutter in die Bretagne eine Reise unternahmen, um durch ihre Gegenwart die aufgeregten Gemüther dieser und der umliegenden Provinzen zu besänftigen, mußte der Jesuit dieselben begleiten und in kurzer Zeit in mehr als dreizehn Städten das Wort Gottes verkünden. Als es sich um die Vermählung der Schwester Ludwigs **XIII** mit dem

spanischen Fürsten handelte, da drang die Königin Mutter vorzüglich auf den Rath Cotons und setzte auf sein Urtheil das größte Gewicht. — Selbst im Parlament stieg sein Ansehen. Als im Schooße dieser der Gesellschaft Jesu keineswegs geneigten Versammlung im Jahre 1614 neuerdings Angriffe gegen die Gesellschaft Jesu erhoben wurden, mußte Coton auf höhere Weisung dieselben widerlegen, was ihm mit solchem Erfolg gelang, daß das Parlament selbst den König ersuchte: „den Orden des hl. Ignaz von Loyola in seinen besonderen Schutz zu nehmen und die Kollegien desselben im ganzen Reich zu verbreiten."

Während dieser Epoche verwendete P. Coton seine freie Zeit vorzüglich zur Ausarbeitung wissenschaftlicher Werke, nicht nur durch das Wort auf der Kanzel, sondern auch durch die Schrift wollte er der Wahrheit Zeugniß geben, den Irrthum aufklären und die Tugend befördern. Als Früchte seines unermüdlichen Eifers erschienen während dieser Epoche ein Band Predigten, zwei Bände Betrachtungen, eine Abhandlung über das innere Geistesleben, eine Vertheidigung des Concils von Trient, ein Abriß der Kontroverslehren, eine Abhandlung über die Vereinigung beider Religionen, welche auf Befehl Papst Paul V dem Druck übergeben wurde, mehrere Schriften gegen kalvinistische Prediger, einige theologische Abhandlungen, ein Nachweis über die Schriftverfälschungen der Kalvinisten, in welchem er sämmtliche Stellen der Bibel, welche durch die Genfer Reformatoren entstellt worden waren, aufzählte und berichtigte, einige Gebetbücher u. s. w.*)

Ungeachtet dieser glänzenden Erfolge sehnte sich der königliche Prediger mehr und mehr nach dem Augenblick, wo es ihm vergönnt würde, den Hof zu verlassen. Mit jedem Jahr, mit jedem Monat stieg seine Abneigung gegen das Hofleben. Wo immer sich ein Anlaß zeigte, suchte er seine Entlassung anzuregen und zu bewirken. Als die menschliche Klugheit nicht

*) Vergl. Scriptores Soc. Jes. pag. 379.

zum Zwecke führte, wandte er sich an die göttliche Hülfe. Nicht nur bestürmte er selbst den Himmel Tag und Nacht mit dieser Bitte, sondern er beschwor alle seine Freunde und Ordensgenossen, ihr Gebet mit dem seinigen zu diesem Zweck zu vereinigen. Alle Briefe, welche er um diese Zeit an seine Bekannten schrieb, endeten mit der Bitte, für ihn um seine baldige Entlassung vom Hofe zu beten. Wo er immer eine fromme Seele kannte, deren Andacht ihm besonders Vertrauen einflößte, da ließ er ihr keine Ruhe, bis sie für ihn in diesem Sinne zu beten versprach. Er unternahm selbst eine Pilgerfahrt nach Clairvaux und brachte am Altar des hl. Bernhards das Meßopfer dar, um durch die Fürsprache dieses großen Heiligen von Gott die Erhörung seiner Bitte zu erlangen. Als ihm ein Ordensmann über diese Gemüthsstimmung Vorwürfe machte, unter Hinweisung des vielen Guten, das er am Hofe stiften könne, entgegnete er: „Eben das ists, was mich beunruhigt; ich sehe, wie wenige Aehren ich auf diesem großen Acker sammle und wie die spärlich gesammelten leider durch meine Schuld oft wieder zu Grunde gehen.“ Diese Unruhe stieg endlich auf einen solchen Grad, daß er seinen Ordensobern offen erklärte: „Das Leben im Fegfeuer erscheine ihm weniger peinlich als das längere Verweilen am königlichen Hofe“ *).

Im Jahr 1617 trat endlich der heiß ersehnte Zeitpunkt seiner Entlassung ein. Ludwig **XIII** und die Königin Mutter, nachdem sie Jahre lang sowohl den Bitten Cotons als dem Drängen seiner Gegner Widerstand geleistet, — gaben endlich die Einwilligung zu seinem Rücktritt; wie ein Gefangener die Botschaft seiner Befreiung, so empfieng P. Coton die Nachricht von seiner Entlassung. Er verdankte sie Gott als die größte Wohlthat, die der Allvater ihm in seinem Leben erwiesen.

Die Gegner des Jesuiten ermangelten nicht, diesen Rücktritt als eine Ungnade auszulegen und dieselbe zu ihren Zwe-

*) Vit. Cot. P. II. c. 15.

ken gegen die Gesellschaft Jesu auszubeuten. Sie kannten die näheren Umstände nicht oder wollten sie nicht kennen; in ihrem blinden Haß zogen sie gegen den Orden des hl. Ignaz los und verkündeten dessen baldige Vertreibung aus Frankreich. Weil P. Coton auf sein dringendes Verlangen aus der Nähe des Hofs entlassen wurde, glaubten sie die ganze Gesellschaft aus dem Königreiche vertreiben zu können. Sie wußten nicht, daß der König die Entlassung seines Predigers nur unter der Bedingung zugestanden hatte, daß er durch ein anderes Mitglied seines Ordens ersetzt werde. Religiöse Orden fallen weder mit dieser oder jener Person, sie leben fort, so lange der Geist ihrer Stiftung in ihnen nicht erlischt; die Personen und Namen wechseln, der Orden — bleibt.

Daß Coton dem falschen Triumphgeschrei seiner Gegner das tiefste Stillschweigen entgegensetzte, lag ganz im Geiste seines Ordens, sowie in seinem persönlichen Charakter; sein vierzehnjähriges Wirken am Hofe Heinrichs IV und Ludwigs XIII sprachen für ihn. Für ihn sprach auch die — Zukunft.

Die Aerzte pflegen einen durch Krankheit erschöpften Menschen auf hohe Gebirge zu senden, damit er aus seiner gewöhnlichen Atmosphäre hinausgerissen, allda durch die reinere Luft gestärkt und neu belebt werde. P. Coton glaubte seine Seele durch das vieljährige Hofleben gelähmt und erkrankt; sobald er die Freiheit erhalten, eilte er aus der königlichen Hauptstadt in das Novizenhaus nach Lyon, um in dieser reineren Geistesluft seine Seele zu stärken und neu zu beleben. Der vierundfünfzigjährige Pater wurde wieder — Noviz; mit den angehenden Ordensmännern wohnte er allen Belehrungen und Ermahnungen bei, mit ihnen machte er nach Vorschrift alle Geistesübungen und Betrachtungen, einer der Jüngsten wurde ihm als Lehrer und Gewissensrath beigegeben, mit einem Wort, er lebte im Novizenhause gleich als müßte er sich erst jetzt von der Welt trennen und zum Ordensstand vorbereiten.

Nachdem er so während einigen Monaten seinen Geist und sein Herz erneuert, trat er geistig wiedergeboren mit doppelter Kraft wieder als Streiter Christi in die Welt. Die Ordensobern bestimmten ihn, wie in seiner Jugend, zum Prediger Frankreichs; die Wahrheit, welche er vieljährig dem Hofe verkündet, sollte er jetzt abermals dem Volke in den vorzüglichsten Städten des Reichs vortragen. Zuerst trat er in Lyon auf und hielt am Schlusse des Jahres 1617 die Adventpredigten. Im Jahre 1618 finden wir ihn zuerst als Fastenprediger in Lyon, dann hielt er in Moulins Vorträge über das heilige Altarssakrament, dann in Grenoble über die Vorzüge Mariens, in Valence leitete er ein Triduum und in Toulouse schloß er das Jahr mit der Adventstation. Auf der Wanderung von einer dieser Städte zur anderen pflegte er überall, wo sich die Gelegenheit darbot, das Wort Gottes zu verkünden, so daß er im Laufe dieses Jahres nach dem Zeugniß seines Genossen 220mal öffentliche Kanzelvorträge und überdies unzählige Anreden in Klosterkirchen an religiöse Genossenschaften hielt*). Im folgenden Jahre 1619 predigte er zuerst in Bordeaux, dann in Nogent, dann in Sens; die Fastenpredigten hielt er in Montauban; nachher setzte er seine Vorträge in Rieux, Lombez und Chartre fort, und kehrte dann durch das Gebiet von Cahors, Rouergue, Auvergne, das Seineland nach Lyon zurück.

Man hat berechnet, daß er während vier Monaten dieses Jahrs 140mal die Kanzel bestieg, also Tag für Tag mehr als eine Predigt hielt.

Im Laufe des gleichen Jahres wurde jedoch der fruchtbare Redner durch eine höhere Mission in seinem Predigtamt unterbrochen. Seine Ordensbrüder wählten ihn nämlich als Abgeordneten nach Rom, um die Lyoner-Provinz im Schooße der im Jahr 1619 abzuhaltenden Generalversammlung zu vertreten.

Mit freudigem Herzen pilgerte der Abgeordnete nach der

*) Vit. Cot. P. III. c. I.

Hauptstadt der Christenheit; er sehnte sich, die Stelle wieder zu begrüßen, wo er in seiner Jugend mit Gottes Gnade den Grund zu seinem religiösen Leben gelegt. In Rom angelangt, nahm er sofort an den Ordensberathungen lebhaften Antheil; nebenbei war er so glücklich, zwischen dem Gesandten des Königs von Frankreich und einigen päpstlichen Beamten, die mit einander zerfallen waren, eine friedliche Aussöhnung zu Stande zu bringen. Papst Paul V war über diesen Erfolg so erfreut, daß er dem Jesuiten persönlich seine Zufriedenheit aussprach und demselben den apostolischen Segen aus der ganzen Fülle des Herzens ertheilte. Die Rückreise von Rom machte P. Coton über St. Loretto und im Beginn der Fastenzeit des Jahres 1620 finden wir ihn schon wieder in Dijon auf der Kanzel. Nachdem er in der Hauptstadt der burgundischen Provinz den Fastenkurs vollendet, verkündete er die Lehren und Vorschriften der katholischen Religion in den vorzüglichsten Städten Burgunds, des Seinegebiets, Lyons, Lothringens und der Guienne. Im folgenden Jahre (1621) wurde derselbe zum Prediger in Bordeaux bestimmt und ihm gleichzeitig das Rektorat des dortigen Kollegiums übertragen. Als Rektor zeichnete er sich, wie einer seiner Zeitgenossen sagt, vorzugsweise durch vier Eigenschaften aus. Erstens: Alle Geschäfte unternahm er mit einem außerordentlichen Vertrauen auf Gott und vollendete dieselben mit einer gänzlichen Ergebung in den göttlichen Willen; deßwegen war er immer ruhig. Zweitens: Auf seine eigenen Kräfte war er mißtrauisch, dagegen hatte er große Achtung für die Weisheit Anderer, deßwegen suchte er durch die Berathung anderer immer weiser zu werden. Drittens: Was er einmal mit Gott begonnen, das setzte er mit Eifer und Ausdauer durch, deßwegen war er in seinen Unternehmungen standhaft. Endlich viertens war er gegen Alle immer liebreich; wie die Blumen in der schauerlichen Nacht ihre Kelche verschließen, beim lieblichen Sonnenschein aber öffnen, so öffnet auch der Mensch dem freundlichen Wort sein Herz, das er dem liebelosen Gerede verschließt. Die Freundlichkeit ist ein Schlüssel

zum Herzen des Menschen; deßwegen war Coton gegen seine Mitbrüder und Untergebenen immer freundlich; selbst wenn er strafte, geschah es mit Liebe.

Der Erfolg seines Rektorats war so glänzend, daß der Ordensgeneral ihn im Jahr 1622 zum Vorsteher der gesammten Aquitanischen Provinz ernannte. Drei volle Jahre (1622, 1623 und 1624) bekleidete er diese Würde. Wir entheben dieser Periode nur folgende hervorstechendere Ereignisse. Gleich im Anfang derselben hatte Coton das Vergnügen, Ludwig **XIII** wieder zu sehen. Der König machte eine Reise in die südlichen Provinzen und empfieng bei diesem Anlaß in Bordeaux seinen ehemaligen Lehrer mit allen Zeichen der Pietät und Gewogenheit. Bald darauf wurde er zur Königin Mutter berufen, welche mit allem Eifer auf seine Rückkehr nach Paris drang und ihn, jedoch vergeblich, wieder für den Hof gewinnen wollte. Nachher machte er in Ordensgeschäften eine Reise nach Spanien und benutzte diesen Anlaß, um zu der Geburtsstätte des hl. Ignaz von Loyola zu wallfahrten. Ueberdieß unternahm er während diesen zwei Jahren wiederholte Inspektionsreisen in seiner Provinz, legte den Grund zu einigen neuen Kollegien, wie in Angouleme, in Pau, stiftete ein Profeßhaus in Bordeaux, vergrößerte und verbesserte andere schon bestehende Ordens-Anstalten, trat wiederholt als Prediger auf den vorzüglichsten Kanzeln seiner Provinz auf und führte viele angesehene Kalvinisten besonders aus der Gegend von Saintange in den Schooß der katholischen Kirche zurück.

Nach vollendeter dreijähriger Amtsdauer sandte ein Befehl des Generals den P. Coton im Jahr 1625 als Provinzial nach Paris. Nach siebenjähriger Trennung traf der 61jährige Mann wieder in der Hauptstadt des französischen Reichs ein. Der König, die Königin, der Hof und die gesammte Stadt nahmen den alten Freund mit neuem Jubel auf und wünschten ihn wieder auf der Kanzel zu hören. Auf Befehl des Erzbischofs mußte er in der Kathedralkirche die Fastenpredigten halten; ganz Paris drängte sich, wie ehemals, um den beredten

Verkündiger der göttlichen Wahrheit, der nur an Jahren, keineswegs aber an geistiger Kraft gealtert hatte. — Es giebt jedoch im menschlichen Leben keine Rosen ohne Dornen; so auch hier. Kaum hatte P. Coton den Fastencyklus vollendet und eine Inspektionsreise in seiner Provinz angetreten, so regte sich in Paris die alte Verläumdungsschlange wieder gegen ihn und die Gesellschaft Jesu, und drang mit ihrem Gifte bis vor den Thron des Königs. Hatte der Ordensmann früher den Verläumdungen, soweit es von ihm abhing, nur Stillschweigen entgegengesetzt, so glaubte jetzt der Provinzial sprechen zu müssen. Er eilte zum König nach Fontainebleau und trat da mit seiner gewohnten Offenheit und Entschiedenheit der Schlange auf den Kopf. — Selbst zwischen dem Bischof und dem Provinzial wußte die dem Jesuiten feindliche Partei Zerwürfnisse anzufachen, indem der Erstere zur Einmischung in die Regierung der Gesellschaft Jesu drängte. Der Provinzial setzte diesen Versuchen die vom Papst dem Orden gewährten Freiheiten entgegen. Die Anstände wurden so groß, daß die beiden Kirchenmänner selbst im königlichen Schloß mit einander in Wortwechsel geriethen; jedoch gab der Bischof dem Jesuiten später das ehrende Zeugniß: „Es ist wahr, ich fiel mit P. Coton in Fontainebleau in großes Zerwürfniß; allein wie heftiger derselbe ergriffen wurde, desto mehr bewunderte und liebte ich ihn; wie mehr sein Eifer im Gespräch stieg, desto größer wurde auch seine Milde und Sanftmuth, so daß am Ende ein ganz liebevoller Ausdruck sein Antlitz umstrahlte. Solche Sanftmuth kann nur in einer reinen himmlischen Seele wohnen" *).

Nachdem diese Stürme sich einigermaßen gelegt, setzte der Provinzial seine Inspektionsreisen wieder fort, gründete mit Hülfe des Fürsten Condé in Bourges eine höhere theologische Anstalt und kehrte dann nach Paris zurück, um allda in der Kathedralkirche die Advent-Station zu predigen.

Im Beginne des Jahres 1626 beschäftigte sich P. Coton

*) Vit. Cot. P. III. cap. VI.

neben seinen gewöhnlichen Provinzialarbeiten vorzüglich mit der Kolonie in Canada; die Verbreitung des Christenthums in den überseeischen Landen war eine seiner Lieblingsideen. Die Freigebigkeit einiger religiöser Familien setzte ihn in Stand, die bereits früher angeregte Jesuitenanstalt zu vergrößern und acht neue Ordensglieder für dieselbe zu bestimmen. Während diesen Arbeiten und der Schlichtung einiger anderer Ordensangelegenheiten überfiel ihn in der Fastenzeit ein leichter Fieberanfall, welcher ihn jedoch nicht hinderte, am folgenden Tage das hl. Meßopfer darzubringen, und Tags darauf eine Abordnung des Parlaments zu empfangen. In der folgenden Nacht nahm jedoch die Krankheit einen ernsten Charakter an; die Aerzte und die Ordensbrüder wurden besorgt, er selbst blieb ruhig; um ein Uhr nach Mitternacht verlangte er das Brevier, und las in demselben einen Theil der Nocturn; als ihm die Augen den Dienst versagten, verrichtete er einige Gebete aus dem Gedächtniß, empfieng die hl. Sakramente der Buße und des Altars, und während der Priester ihm die hl. Oelung ertheilte, entschlief er sanft, ohne Schmerz und ohne Leiden, im Herrn, am Festtage des hl. Joseph, im 63. Lebensjahr.

Die unerwartete Nachricht seines schnellen Hintritts erfüllte ganz Paris mit Trauer, Jedermann lobte seine Treue gegen das königliche Haus, sein großes Rednertalent, sein menschenfreundliches Wesen, die Heiligkeit seines Lebenswandels. Nicht nur die Katholiken, sondern auch die Kalvinisten zollten dem Verstorbenen das gebührende Lob und Manche, welche ihn während dem Leben verfolgt, eilten nun zu seiner in der Kirche ausgesetzten Leiche und bereuten an der Todtenbahre ihre frühere Handlungsweise. Der Zudrang war so groß, daß sechs volle Stunden dem Volke zur Besichtigung der Leiche eingeräumt werden mußten und als die Geistlichkeit dieselbe zur Gruft tragen wollte, war es unmöglich, einen Weg durch die umstehende Menge zu eröffnen. Im letzten Augenblick eilte der Erzbischof von Paris selbst herbei, küßte vor allem Volk die Leiche und leitete in eigener Person die Begräbniß. Ludwig XIII und

die Königin Mutter bezeugten der Gesellschaft Jesu ihr tiefes Beileid über den Verlust des von ihnen hochgeschätzten Paters. Die Königin pilgerte selbst zum Grabe des Verstorbenen und empfahl sich der Fürbitte des Seligen. — Die gleiche Theilnahme gab sich in ganz Frankreich kund. Kardinal Rochefaucauld äusserte sich öffentlich: „Ich bin im Ungewissen, ob ich die Gelehrsamkeit und das Rednertalent oder die Frömmigkeit des Verstorbenen mehr bewundern soll. Während den vierzehn vollen Jahren, die er am Hof verlebte, wurde auch nicht ein Flecken an seinem Lebenswandel entdeckt; rein und über jeden Tadel erhaben war er in seinen Sitten." — Franz von Sales sprach niemals von P. Coton ausser im Gefühl der innigsten Verehrung und Hochschätzung, er betrachtete ihn als das Vorbild eines glaubenseifrigen Priesters. — Bischof Andreas Sauzean, der Vertraute des hl. Sales, theilte die gleiche Ansicht und Albaspin, Bischof von Orleans, schrieb bei der Todesbotschaft an die Gesellschaft Jesu: „Gestorben ist also der beste Pater, dem ähnliche es Wenige gibt. Ich weiß nicht, wer durch seinen Tod mehr verloren hat, ob Euere Gesellschaft, oder die Kirche, oder Frankreich, oder alle ehrlichen Leute" *).

*) Vit. Cot. P. III. cap. XIII.

Lanczycki,

Ordensarchivar, Provinzial in Lithauen und Polen; in Böhmen.

In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts hatte der polnische Adel auf seinen häufigen Reisen in Deutschland, Frankreich und England große Zuneigung für die kirchlichen Neuerungen gefaßt; seine Söhne sandte er meistentheils auf die protestantisch gesinnten Schulen zu Leipzig, Heidelberg, Wittenberg und Genf; eine Menge neugesinnter Lehrer drängten sich in das polnische Land und schmeichelten dem Stolze der Großen mit dem Irrlichte kirchlicher Freiheit und Unabhängigkeit. Die protestantische Partei hatte bereits in diesem Königreich eine solche Stärke und Macht gewonnen, daß sie die Errichtung einer eigenen Akademie und Druckerei in Wilna, der Hauptstadt des lithauischen Landes, beschloß, um von da aus die slavische Nation mit ihren Grundsätzen und Lehren zu erfüllen. Unter dieser neuerungssüchtigen Partei befand sich auch der polnische Edelmann Lanczycki; seines besondern Eifers wegen wurde er zum Vorsteher der neuen akademischen Anstalt in Wilna bezeichnet. Auf der Reise nach dem neuen Bestimmungsort kam seine Frau mit einem Knaben nieder, Mutter und Kind mußten in einem armseligen Ort unweit Wilna zurückbleiben, während der Vater zum Antritt seines Wirkungskreises nach der Hauptstadt eilte. Dieser Zufall war wohl nicht ohne höhere Fügung. In dem ganzen Orte fand sich kein protestantischer Priester und keine protestantische Familie.

Der Knabe wurde also in der katholischen Kirche getauft, empfieng den Namen Nikolaus und erhielt eine katholische Amme. Diese folgte der Familie nach Wilna und scheint dem Kinde mit der Muttermilch, wie man zu sagen pflegt, eine

Neigung zur katholischen Kirche beigebracht zu haben. Wenigstens übte sie auf den heranwachsenden Knaben einen wichtigen Einfluß, führte denselben oft mit sich in den katholischen Gottesdienst und prägte dem zarten Gemüthe eine große Liebe zu den Heiligen Gottes ein.

Dieser Anflug einer katholischen Herzensstimmung verschwand jedoch bald wieder, als der Knabe in der neuerrichteten Schule unter die Leitung protestantischer Lehrer kam. Die konfessionellen Fragen bildeten in jenen Zeiten allgemein das Tagesgespräch; nicht nur in den Kirchen, Rathshäusern, auf den Marktplätzen, sondern selbst in den Knabenschulen wurde über die Religion gestritten. Zu Wilna war der Kampf um so heftiger, weil da einerseits das Kollegium der Jesuiten und anderseits die neugegründete protestantische Akademie mit einander wetteiferten; Meister und Schüler der beiden Anstalten lagen beinahe täglich in gegenseitigem Kampf. — Der feurige Nikolaus nahm heftig Partei für seine Lehrer und da er fühlte, daß die Jesuiten wegen ihrer genauen Kenntniß der hl. Schriften oft ihre Gegner überwältigten, so verlegte er sich mit einem solchen Fleiße auf die Erlernung der hebräischen und griechischen Sprache, daß er diese bald so geläufig redete und schrieb wie die Muttersprache. Der lebhafte Jüngling war zu dieser Zeit ein so eifriger Vorkämpfer der Neuerungspartei, daß er die Katholiken absichtlich reizte, um durch ihre Verfolgungen in den Augen seiner Gesinnungsgenossen ein desto größeres Ansehen zu erwerben. Als einst das falsche Gerücht ging, die Anhänger der neuen Konfession würden mit Gewalt überfallen und auf die Tortur gelegt werden, da durchzog er mit entblößtem Hals die Straßen der Stadt und äußerte überall, er wünsche als der Erste die Folterqual zu leiden.

Das Talent und die Thatkraft des Jünglings waren den umsichtigen Jesuiten nicht entgangen; weit entfernt, ihn abzustoßen, suchten sie vielmehr denselben in ihre Religionsgespräche mehr und mehr hineinzuziehen, zu verwickeln und festzuhalten. Sie hofften auf diese Weise in den Geist des strebsamen Jüng-

lings einzudringen, ihn nach und nach durch das Licht der Wahrheit zu erleuchten und für die Kirche Gottes zu gewinnen. Diese Hoffnung war nicht ohne Grund.

Als das erste Feuer der Jugend einer reiferen Ueberlegung Platz machte, da begann sein nachdenkender Geist ernstlich die Gegensätze der verschiedenen Konfessionen zu prüfen und die Lebensweise der Neuerer und der Altgläubigen zu vergleichen. Die Folge dieser Forschung war, daß er im Jahr 1590 das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, die hl. Sakramente der Buße und des Altars empfieng und den Entschluß faßte, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Wie erstaunte jedoch der Jüngling, als ihm bei Eröffnung dieses seines Begehrens der Ordensprovinzial die Antwort ertheilte, seine Aufnahme könne ohne die Zustimmung des Vaters nicht erfolgen. Nikolaus erkannte, daß diese Einwilligung nur dann möglich sei, wenn es ihm gelinge, zuerst den Vater für die katholische Kirche zu gewinnen. Auf dieses richtete er daher sein Streben. Lange jedoch blieben alle Versuche fruchtlos, die schwindende Hoffnung war den Sohn bereits auf das Krankenlager, da wurde das Herz des Vaters gerührt, er gab den Bitten und Vorstellungen nach und Nikolaus hatte die Seelenfreude, demjenigen, welchem er das körperliche Leben verdankte, das geistige Leben zu retten. Nicht minder groß waren die Schwierigkeiten bezüglich der Zustimmung zum Eintritt in den Orden. Nur unter Thränen gab der Vater seine Einwilligung; wie aber Nikolaus Wilna verließ, um nach Krakau in das Noviziat zu gehen, da eilte der sechzigjährige Mann dem Sohne durch die Straßen der Stadt nach, erreichte ihn unter dem Zuströmen einer Menge Volkes beim Thore und beschwor ihn beim Geiste der seligen Mutter, umzukehren und während dem Rest seiner Tage bei ihm zu bleiben. Es tobte ein großer Kampf in der Brust des Jünglings, die kindliche Liebe stritt mit der Stimme des Berufs; endlich riß er sich aus den Armen des jammernden Greisen, küßte — zum letztenmal in diesem Leben — das geliebte Haupt und eilte nach — Krakau.

Ein mit so großen Opfern und so eiserner Anstrengung begonnener Anfang versprach einen glänzenden Erfolg; das prüfende Auge der Jesuiten hatte sich in dem Jüngling nicht getäuscht. Schon zu Krakau zeigten sich in der Seele des jungen Mannes so außerordentliche Gottesgaben, daß die Ordensvorsteher denselben zur Vollendung des Noviziats nach Rom sandten. Hier machte er auch die philosophischen und theologischen Studien und gewann dabei eine ganz besondere Geistes- und Herzensaufklärung; er selbst sagt hierüber in seinem Tagebuch: „Meine Seele soll den Herrn loben, daß mein Geist zur Zeit, wo ich den philosophischen Studien oblag, von einer besonderen Erleuchtung erfüllt wurde. In diesem Studium, bei welchem so Viele Schiffbruch in ihrem Glauben und ihrer Tugend leiden, wurde durch höhere Barmherzigkeit mein Geist ganz besonders zum Unendlichen gehoben und von einer so übernatürlichen Liebe zu Gott erfüllt, daß ich beinahe immer in der Anschauung des höchsten Wesens weilte, zur höchsten Andacht und Tugendliebe entflammt wurde. Mitten in meinen wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten gabst Du, o Herr! mir eine solche Gabe der geistlichen Betrachtung und des beschaulichen Lebens, wie diese gewöhnlich Deinen Diener nur in der größten Einsamkeit und Abgeschiedenheit zu Theil wird" *). In der Theologie fand derselbe großes Vergnügen an den Schriften des hl. Thomas von Aquin; er verglich das Studium derselben einem fortwährenden Gebet und erbaute alle seine Mitschüler durch die Tiefe seiner Ansichten.

Zur hl. Osterzeit des Jahres 1601 empfieng P. Lanczycki die Priesterweihe und reifte zum praktischen Leben heran.

Die erste Beschäftigung, welche der Ordensgeneral dem jungen Pater übertrug, war eine unerquickliche, aber ehrenvolle. Aquaviva ging mit dem Gedanken um, die Geschichte seines Ordens aus den Quellen und Akten darstellen zu lassen. Mit dieser Arbeit beauftragte er die Patres Lanczycki und Orlandini.

---

*) Vit. Nicolai Lancicii (Pragæ MDCXC) Lib. I. c. V.

Jener sollte die Urkunden aufsuchen und ausziehen, dieser das Gesammelte zusammenschreiben und in historischer Ordnung darstellen. Zum Archivar der Gesellschaft Jesu ernannt, brachte er sechs volle Jahre (bis 1606) im Staube der Akten und Urkunden zu. Nicht nur das Archiv seines Ordens durchforschte er von dem ersten Ursprunge mit einer erstaunenswerthen Genauigkeit, sondern er durchsuchte auch das wichtige Archiv der Engelsburg und die Bibliothek des Vatikans, welche ihm auf Befehl des Papsts geöffnet und zur Benutzung freigestellt wurden. Mit welchem Fleiße der Jesuit in diesen an Zahl und Gehalt reichen Urkundensammlungen gearbeitet, davon geben seine historischen Schriften ein sprechendes Zeugniß. Nicht nur sammelte und ordnete er alle Akten, welche auf den Ursprung und die erste Entwicklung der Gesellschaft Jesu Bezug hatten und vereinigte so den Stoff zur quellenmäßigen Geschichtschreibung des Ordens, sondern auch die unzähligen Akten der Kirchenversammlung von Trient durchging er und bereitete das Material zu der vom Kardinal Palavicini herausgegebenen Geschichte des Conzils; ebenso verfaßte er selbst mehrere biographische Abhandlungen und lieferte manchem Geschichtsfreunde, wie dem Ribadeneira, dem Nigronius ꝛc., das Material zu ihren historischen Werken. Mit den berühmtesten Geschichtskennern Roms, Italiens und ferner Gegenden stund er in Briefwechsel und Verkehr; wo er ein historisches Aktenstück erhalten oder Andern mittheilen konnte, da sparte er weder Mühe noch Arbeit. Nach sechs, auf solche Weise in der Urkundenwelt zugebrachten Jahren erhielt P. Lanczycki eine andere Bestimmung. Nachdem derselbe die Quellen zur Ordensgeschichte gesammelt hatte, sandte ihn der General, im Jahr 1606, nach Polen, um in seinem Vaterlande für die Ehre Gottes und das Wohl der katholischen Kirche zu arbeiten.

Bei seinem Abschiede aus Rom erbat er sich drei Gnaden, eine von Gott, eine vom Papst, eine vom General, alle drei wurden ihm gewährt. Den Ordensgeneral ersuchte er um die Begünstigung, seine historischen und aszetischen Manu-

scripte mit sich nach Polen nehmen zu dürfen; er empfieng die Erlaubniß, doch hatte er, oder vielmehr die gelehrte Welt, später, wie wir sehen werden, Ursache, dieses Gesuch zu bereuen. Vom Papste erbat er die Ermächtigung, auf dem Kirchhofe des hl. Calixtus Nachgrabungen nach den Ueberresten der Martyrer anstellen und den Fund zur Verzierung der Kirchen seines Vaterlandes verwenden zu dürfen. Die Aufdeckung war außerordentlich reichhaltig und förderte eine solche Menge Reliquien zu Tag, daß er damit die meisten Jesuitenkirchen der nordischen Länder beschenken konnte. — Gott aber flehte er um die Gnade: Es möchte ihm in seinem Leben niemals an Leiden fehlen, damit er so in der Liebe zum Kreuz stets geübt und gestärkt werde. Auch diese dritte Bitte wurde ihm, wie wir sehen werden, in reichlichem Maße gewährt.

So ausgerüstet mit seinen Schriften, mit seinen Reliquien, und mit dem Wunsche nach Leiden, schied der Jesuit von der Hauptstadt der Christenheit und wanderte nach Polen. Zuerst trat er, gemäß der Weisung seiner Ordensobern, als Professor der Theologie und der alten Sprachen und als **Pater Spiritualis** in dem Kollegium zu Wilna auf. In derjenigen Stadt, in welcher er selbst seine Studien gemacht und das Licht der katholischen Wahrheit gefunden, mußte er nun dasselbe Andern mittheilen und vor Andern leuchten lassen. Später wurde er zum Rektor des päpstlichen und des bischöflichen Seminars in Polen, dann zum Rektor des Kollegiums von Kalisch und desjenigen von Krakau bezeichnet, endlich zum Vorsteher der gesammten lithauischen Provinz ernannt.

Als Provinzial kam P. Lanczycki in Berührung mit den ersten geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Reichs, mit dem Hofe, mit der königlichen Familie. Sowohl Sigmund **III** als sein Nachfolger Wladislaus **IV** hielten denselben in besten Ehren und schenkten ihm ihr besonderes Zutrauen. Vorzüglich setzte König Wladislaus großen Werth in seine

Klugheit und sein Gebet, in den wichtigsten Angelegenheiten fragte er ihn um Rath, seinen heilsamen Erinnerungen lieh er stets ein aufmerksames Ohr und mitten im Waffenlager und Kriegsgetümmel stund er mit ihm in Briefwechsel. Von welchem Geist der Jesuit in seinem Verkehr mit dem König geleitet war, das bezeugt folgender Brief, den Kojalowicz aufbewahrt hat.

„Erhabener König!

„Wenn der König, wegen seinen vielen Geschäften, nicht viel beten und seine und seines Reiches Bedürfnisse dem König der Könige nicht in langen Gebeten vortragen kann, so soll er die langen Gebete und Bitten dadurch ersetzen, daß er durch seine Regierung in sich und seinem Volke die Sünden vermindert, den Dienst Gottes und die Verehrung der Heiligen mehrt, für sich das Seelenheil und eine segensreiche Herrschaft, für seine Untergebenen aber Friede und Wohlfahrt anstrebt. Dies kann auf zweifache Weise geschehen. Erstens, durch gerechte Gesetze zum Schutze der Kirche und des Volkes, und zweitens durch vernünftige Handhabung der Sittlichkeit unter allen Ständen; hierin soll sich der König durch seine eigene Einsicht und den Rath jener Männer, deren Treue gegen Gott und den Fürsten erprobt ist, leiten lassen. — Mag aber der König noch so sehr beschäftigt sein, so soll er dennoch täglich einigemal, wenigstens schnell, sein Gemüth zu Gott erheben und in kurzen Worten sagen: „Mein Gott und Herr! wegen meinen vielen Geschäften kann ich nicht lange beten, aber an der Stelle des Gebetes opfere ich dir, in Vereinigung mit den Verdiensten Jesu Christi, mein Vorhaben auf, die Sünde zu meiden, das Laster bei meinen Untergebenen zu verhindern, die Ehre und den Dienst Gottes zu verbreiten; gieb hiezu deine Gnade, damit ich das Vorhaben getreulich vollziehe, dich niemals beleidige und reich an Verdiensten in deiner Gnade selig sterbe, Amen!“ Diese Gemüthserhebung soll des Tages wenigstens dreimal geschehen, am Morgen beim Erwachen, dann

zur Zeit der hl. Messe, besonders bei der hl. Wandlung, und endlich am Abend vor dem Schlafe. Eine solche gute Meinung und eine solche Aufopferung, wenn sie aus ganzem Herzen kömmt, ist der göttlichen Majestät gefälliger, als ein langes mündliches Gebet." *)

Um so zu seinem König sprechen und schreiben zu dürfen, mußte der Jesuit wahrlich das Ansehen eines Heiligen haben; in diesem Rufe stund auch derselbe seiner hohen Tugenden, seiner Demuth und seiner höheren Erleuchtung wegen, beim ganzen Hofe. Als der Provinzial eines Tages in Ordensgeschäften dem König ein Schreiben seines Generals mitzutheilen hatte, schien die Sonne auf das Papier und blendete den lesenden Pater: schnell erhob sich der König, breitete seinen königlichen Mantel vor dem Fenster aus und hielt so während der ganzen Zeit die Strahlen der Sonne zurück. Diese außerordentliche Verehrung des Königs für den armen Gottesmann galt nicht seiner Person, sondern seiner Heiligkeit. Die geistlichen und weltlichen Fürsten, der Adel, das Volk wetteiferten mit einander in der Liebe und Hochschätzung des Paters; wo sich dieser in den Straßen der Stadt zeigte, da eilte Groß und Klein herbei, küßte ihm die Hand, bat um seinen Segen und empfahl sich seinem heiligen Gebete.

Diese Ehrfurchtsbezeugungen fielen dem Ordensmann äußerst lästig; um ihnen auszuweichen, blieb er beinahe immer zu Hause, auch haschte er nach jeder Gelegenheit, um diese Gunst der Welt von sich abzuwälzen. Durch treue Pflichterfüllung hoffte er zuerst die Gewogenheit der Welt einzubüßen. So, als ihn der König einmal in einer weltlichen Angelegenheit als Gesandten nach Rom senden wollte, da reichte ihm der Pater statt aller Antwort die Ordensstatuten und zeigte ihm das Verbot, sich in solche Angelegenheiten zu mischen. Wladislaus, über diese ungewohnte Weise zu antworten zuerst erstaunt, faßte sich jedoch sogleich und sprach: „Die sehr kluge und weitstehende

*) Vita Lancicii P. I. cap. XV.

Vorschrift eueres Ordens gefällt mir, auch deine Heilighaltung der Ordensregel lobe ich: wisse also, deine Ablehnung wird weder dir noch deinen Mitbrüdern in der königlichen Huld irgendwelchen Eintrag thun." — Ein andermal wurden auf dem Reichstage Vorschläge gegen die Immunität der Kirche gemacht und verschiedene kirchenfeindliche Anträge gestellt. Sogleich setzte sich P. Lanczycki an den Schreibtisch, verfaßte eine eindringliche Abhandlung über die kirchliche Freiheit und sandte sie geradenwegs dem Senat. Dieser, statt der strengrechtlichen Erörterung des Jesuiten zu zürnen, verdankte vielmehr die Arbeit und trug den Bemerkungen desselben in seinen Beschlüssen vollständige Rechnung. *) Wieder ein andermal kamen im Reichsrathe verschiedene, gegen die Protestanten zu ergreifende Maßregeln zur Sprache; die Einen wollten dieselben mit Gewalt aus dem Reiche vertreiben, die Anderen nur durch Mittel der Belehrung und der Liebe einschreiten. Auch die Vorsteher der geistlichen Orden waren zur Berathung geladen und Jedermann wartete mit Ungeduld und Spannung auf die Ansicht des Jesuitenprovinzials. Dieser sprach in wohlbegründeter Rede für die Mittel der Liebe und der christlichen Wachsamkeit; seinem begeisternden Vortrag hatten die Protestanten es zu verdanken, daß sie nicht gewaltsam mit einem Schlag aus dem Reiche ausgestoßen wurden. Zwar waren einige Eiferer mit dem Benehmen Lanczycki's nicht zufrieden, sie warfen ihm eine geheime Anhänglichkeit für seine ehemaligen Religionsgenossen vor und brachten ihre Anklagen selbst vor den Ordensgeneral, allein sowohl der König als der Erzbischof und die sämmtlichen Bischöfe Polens, Lithauens und Rußlands gaben ihm ein so glänzendes Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit und seines Religionseifers, daß auch diese Angelegenheit nur zum größeren Ruhme des Angeschuldigten diente; seine Demuth vertrug sich nicht mit dem ihm überall begegnen-

*) Diese Schrift findet sich unter dem Titel „de immunitate ecclesiastica" im 2. Bande seiner Werke.

den Ruf der Heiligkeit, der ihm den Aufenthalt im Vaterlande zu einer unerträglichen Pein machte.

Dieses gesteigerte Ansehen steigerte auch sein Mißbehagen; dringend und wiederholt ersuchte er den Ordensgeneral um die Versetzung in eine andere Provinz, allein dieser hielt dem Begehren ein taubes Ohr entgegen und so hatte der Gottesmann Gelegenheit, den seiner Zeit von Gott erflehten Leidenskelch täglich, wenn auch in unerwarteter Weise, zu leeren. Da schien endlich Gott sich des Angeklagten erbarmen zu wollen, eine schwere Krankheit warf ihn auf das Lager und versprach ihm baldige Befreiung von den Banden des irdischen Lebens. Er glaubte so sicher an seine Erlösung, daß er in einem Rundschreiben bereits von sämmtlichen Kollegien der Provinz Abschied nahm und sich ihrem freundschaftlichen Andenken empfahl. In diesem Schreiben gab er seinen Brüdern unter andern folgende Lehren: „Da es vielleicht von Nutzen sein kann, wenn auch Andere die Mittel kennen, welche ich zur Erlangung der Vollkommenheit für mich verwendete, so will ich sie Euch vor meinem Tode mittheilen. 1) Immer habe ich eine große Ehrfurcht für unseren Orden gehabt und dessen Wohlfahrt auf alle mögliche Weise zu fördern gesucht. 2) Auch die kleinsten Regeln hielt ich für wichtig und befolgte dieselben auf das gewissenhafteste, namentlich die Vorschrift des Stillschweigens. 3) Immer unterstützte ich die Obern in ihren Befehlen, Handlungen und in der Handhabung der Disziplin. 4) In meinem Verkehr mit der Welt suchte ich immer die Gottesfurcht zu befördern, nicht nur alles Unerlaubte zu vermeiden, sondern auch durch äußere Haltung die Mitmenschen zu erbauen. 5) In meinem Verkehr mit den Ordensbrüdern sah ich nicht auf das, was denselben, sondern was Gott gefällig sei, ohne Noth enthielt ich mich von allen kränkenden Maßregeln. Dadurch erreichte ich, 1) daß alle Geschöpfe mir Gelegenheit gaben, Gott zu lieben, und daß sie mich in dieser Liebe mehr unterstützten, als hinderten. 2) Daß der Körper der Seele diente,

indem diese jenen zur Geduld ermahnte und auf die baldige Belohnung in einem besseren, unvergänglichen Leben hinwies."

Wider alle Erwartungen nahm Lanczycki's Krankheit eine bessere Wendung; nach einiger Zeit erholte er sich vollständig und so mußte er seine segensreiche Thätigkeit in Polen und Lithauen wieder fortsetzen, bis endlich ein anderes Ereigniß ihm eine andere Bestimmung gab.

Aquaviva's Tod, im Jahr 1615, machte eine Generalversammlung des Ordens nothwendig; als Abgeordneter der polnischen Provinz erschien P. Lanczycki in Rom. Der neugewählte General, Mutius Vitellesci, beschäftigte sich mit der Ausführung eines schon von seinem Vorgänger gefaßten Plans. Zur besseren Regierung der Gesellschaft Jesu sollten die Verordnungen und Erlasse sämmtlicher Generäle in einen Kodex gesammelt und dadurch gleichsam ein Gesetzbuch für den Orden gebildet werden. Diese wichtige Arbeit übertrug Vitellesci dem mit dem Archive wohlvertrauten Lanczycki und behielt ihn zu diesem Zwecke in Rom zurück. Mehrere Jahre widmete dieser nun wieder dem Akten- und Urkundenstudium, verfertigte mit großem Fleiße die Sammlung der Generals-Verordnungen und verfaßte nebenbei mehrere historische und biographische Schriften.

Die zurückgezogene und unter dem Aktenstaub verborgene Stellung in Rom war dem ebenso frommen als gelehrten Mann höchst erwünscht; allein schon im Jahr 1628 schickten die Jesuiten aus Böhmen einen Abgeordneten nach Rom und verlangten ihn für ihre Provinz. Böhmen war durch den Ordensgeneral soeben von Oesterreich getrennt und zu einer eigenen Provinz erhoben worden, die junge Kolonie bedurfte erfahrner Führer und wendete ihre Augen auf den berühmten ehemaligen Provinzial von Polen. General Vitellesci nahm das Begehren gut auf; da er jedoch den Archivar in Rom noch nicht entbehren konnte und seiner Hülfe auch noch zu anderen Geschäften bedurfte, so verzögerte er dessen Sendung bis in das Jahr 1635,

wo ein zweites Begehren aus Böhmen einlief und eine längere Verschiebung unmöglich war. Den 1. Dezember 1635 langte P. Lanczycki in seiner neuen Provinz an. Während einer Reihe von Jahren arbeitete er nun als geistlicher Führer in den verschiedenen Kollegien des Böhmerlandes am Seelenheil seiner Mitbrüder und seiner Mitmenschen.

In Ollmütz, in Kremsier, in Königsgratz, in Gitschin, in Glatz, in Prag ꝛc. wirkte er Wunder der Erbauung und der Frömmigkeit, brachte diese Kollegien in einen blühenden Zustand, stiftete auch einige neue Anstalten und wurde allgemein nicht nur von seinen Ordensbrüdern, sondern auch von der Weltgeistlichkeit und dem Volke als „Vater" verehrt.

Das Jahr 1639 war für Böhmen ein Jahr des Unglücks und für P. Lanczycki beginnt damit eine Reihe von Unfällen, die ihn beinahe bis zu seinem Grabe verfolgten. Im Jahr 1639 fiel Banner mit einem feindlichen Heere in das Böhmerland, nahm Leutmeritz, Mielnik, Brin, Königsgratz, belagerte Prag und unterwarf sich nach und nach das ganze Reich. In diesen Kriegsläufen hatten die Jesuitenkollegien viel zu leiden, einige wurden aufgelöst, andere in sicherere Orte verlegt. Unser Pater befand sich gerade im Kollegium zu Gitschin, als die Kriegsflamme am heftigsten loderte; die Jesuiten wurden auf höheren Befehl von da nach Kuttenberg zurückgezogen, allein auch hier war keine Sicherheit und den 31. Mai erhielten dieselben die Weisung, nach Neuhaus zu flüchten. P. Lanczycki sollte mit drei anderen Jesuiten einen Wagen besteigen; allein dieser war mit Schriften und Gepäck schon so angefüllt, daß für ihn kein Platz mehr war, er bestieg daher ein Pferd und folgte in einiger Entfernung dem Wagen. Schon vor der Abreise überfiel den Ordensmann ein geheimes Grauen, eine innere Stimme sagte ihm, daß ein großes Unglück bevorstehe; doch trat er unerschrocken im Vertrauen auf Gott die Wanderung an. Im Anfang nahm die Reise einen ruhigen Verlauf; als sie aber anderthalb Wegstunden von Kuttenberg entfernt waren, da überfielen plötzlich in einer Waldgegend Be-

waffnete den Wagen und feuerten ihre Gewehre auf die Jesuiten; der Eine (P. Maak) erhielt eine Kugel ins Herz und sank mit dem Ausrufe: „Jesus Maria" zusammen, der zweite (Trecozka) wurde durch die Schläfe getroffen und verschied im gleichen Augenblicke, der dritte (Martin) blieb von den Kugeln unbeschädigt, wurde jedoch von den Bewaffneten aus dem Wagen gerissen, mit einem Beil auf das Haupt geschlagen und besinnungslos über den Straßenrand geworfen.

P. Lanczycki, wie er auf die Stelle heranritt und das große Unglück erblickte, stieg schnell vom Pferde und flüchtete sich in das Dickicht des Waldes. Nach einiger Zeit folgten die anderen Jesuiten von Kuttenberg nach und stießen auf den Wagen, in welchem sie aber nichts mehr als zwei Leichname antrafen, alles Gepäck war geraubt und zerstört. Neben der Straße fanden sie den P. Martin an einen Baumstamm gelehnt, den Rosenkranz betend, von P. Lanczycki aber war außer dem Pferde keine Spur. Ihre erste Sorge war nun, den Vermißten aufzusuchen; ihre Mühe blieb lange fruchtlos und schon glaubten sie denselben in Gefangenschaft gefallen, da entdeckten sie ihn endlich wohlerhalten im Dickicht des Waldes. Mit Jubel begrüßten sie den Wiedergefundenen und wünschten ihm Glück zu seiner Rettung, er aber war betrübt bis in das Innerste seines Herzens und sagte jammernd seinen Mitbrüdern: „So hat denn Gott der Herr mich noch nicht würdig gefunden des ewigen Lebens, ach! warum habe ich nicht mit meinen Reisegefährten sterben und zur Anschauung Gottes gelangen können." Die Rettung des Lebens, worüber jeder Andere sich freute, war für ihn eine Ursache der Trauer, denn sie hielt seine nach dem Unendlichen sich sehnende Seele noch länger in den Fesseln dieses Körpers zurück! Der gute Mann blieb untröstlich, bis ihm eine zweite Kunde ward, über die jeder Andere sich grämte, die ihn aber wieder mit Heiterkeit erfüllte. Bei näherer Untersuchung des Wagens zeigte es sich nämlich, daß auch die sämmtlichen Manuscripte des gelehrten Paters weggenommen und zerstört waren. Ueber 100 Hefte historischer

und theologischer Schriften, darunter gegen 300 Biographien großer Kirchenmänner und manche andere unersetzliche historische Arbeiten waren verschwunden und für immer verloren. Diese Einbuße schmerzte allerdings tief den gelehrten, aber sie tröstete den frommen Gottesmann. Dieser erzählt selbst: „Als am Morgen des Unglückstags ein ahndungsvolles Grauen mich überfiel, da überlegte ich im Stillen, ob der Verlust des Lebens oder der meiner Schriften mir schmerzlicher wäre? Unbedingt gelangte ich zur Ueberzeugung, daß die Einbuße der seit mehr als vierzig Jahren mit Mühe und Fleiß gesammelten Schriften mich weit bitterer treffen würde als der Verlust des Lebens. Da nun Gott mir zwar das Leben geschenkt, aber die Schriften genommen und mir somit ein größeres Opfer auferlegt hat, so erfüllt dieser Gedanke mich wieder mit Freude und Seligkeit"*). Es ist dies eine Freude, welche die Welt allerdings nicht begreifen und die nur mit einem höheren Geistesauge erfaßt werden kann. Lanczycki hatte von Allem, was er seit Jahren erarbeitet und besessen, nichts gerettet als sein Brevier, seinen Rosenkranz, einige Reliquien und ein kleines Büchlein frommer Gemüthserhebungen, das er immer auf sich trug; so entblößt von Allem, setzte er seine Reise durch Iglau fort und kehrte, nachdem er noch einige Zeit in Böhmen zugebracht, in sein Vaterland nach Polen zurück**). Von hier aus machte der mehr als siebenzigjährige Greis noch einmal die Reise nach Rom, um im Namen der polnischen Provinz im Jahr 1645 an der durch Vitellesci's Todesfall nöthig gewordenen Wahl eines neuen Generals Theil zu nehmen. Nachdem Caraffa zum Vorsteher bezeichnet und die Ordensgeschäfte erledigt waren, eilte

*) Vit. Nicol. Lanc. L. I. c. XX.

**) Kaiser Ferdinand III, von dem Unglücksfall bei Kuttenberg in Kenntniß gesetzt, hatte strengen Befehl gegeben, die Urheber des mörderischen Anfalls aufzusuchen und alles Mögliche zur Rettung der Lanczyckischen Manuscripte aufzubieten. Einige Schriften wurden zwar später aufgefunden, allein sie waren durch Wind und Regen ganz zerstört. Der Verlust blieb unersetzlich.

der Greis nach Polen zurück. Allein hier traf er bald auf schauerliche Kriegsläufe, die Kosaken stürmten in großer Zahl durch Lithauen, und der greise Mann mußte abermals flüchten und nach Braunsberg und Ermeland wandern. Als später im Jahr 1651 friedlichere, ruhigere Zeiten wiederkehrten, kehrte auch P. Lanczycki in sein Vaterland zurück und vollendete zu Launa in Lithauen im Jahr 1652 seinen achtundsiebenzigjährigen Lebenslauf. Die letzteren Jahre seines Daseins waren ausschließlich dem Gebete und dem beschaulichen Leben gewidmet. Er gelangte zu einer solchen inneren Andachtsgluth und Geisteshöhe, daß seine Seele gleichsam schon in diesem Leben nicht mehr durch die Bande des Fleisches gefesselt wurde, sondern so zu sagen schon auf dieser Erde in der fortwährenden Anschauung Gottes lebte und sich bis zum Unendlichen erschwang. Als er zu Launa das Auge schloß, ging durch das ganze Land der einhellige Ruf: „Ein großer Heiliger ist gestorben.“

Mancinelli,

Missionär in der Türkei.

Gleichwie die Magnetnadel sich immer nach dem Nordpol richtet und rechts oder links weggewendet auf diesen Punkt zurückstrebt: so gibt sich auch im Herzen des Menschen zuweilen ein Hang nach einem besonderen Ziele, ein Drängen nach einem bestimmten Zwecke kund. Einen solchen Herzensdrang empfand der Jesuit Julius Mancinelli (von Macerata in Italien gebürtig), sein Sehnen ging nach der Türkei. Mit zwanzig Jahren (im Jahr 1558) in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, hatte er, nach glücklich vollendeten philosophischen und theologischen Studien, zuerst das Amt eines Novizenmeisters in Rom, dann die Stelle eines Rektors in verschiedenen Kollegien, und endlich den schweren Beruf eines Missionärs und Volkspredigers in mehreren Provinzen Italiens verwaltet. So segensreich und verdienstlich auch dieser mehr als zwanzigjährige Wirkungskreis war, so fühlte Mancinelli doch in seinem Inneren fort und fort eine Stimme, welche ihn nach der Türkei rief. Die Türken waren dazumal mächtige Seefahrer, welche von Konstantinopel aus die christlichen Länder fort und fort beunruhigten, mit ihren zahlreichen Schiffen überall herumkreuzten, bald da bald dort einen Einfall thaten, die Christen gefangen nahmen, mit sich in die Sklaverei fortschleppten und dieselben dann durch List und Gewalt zur Annahme des Islamismus verleiteten. Das Traurige dieser Zustände ging dem Jesuiten tief zu Herzen; mehr als einmal war er auf dem Punkt, sich freiwillig den Ungläubigen zu überliefern, um, als Sklave nach dem Türkenland geführt, die Gelegenheit zu er-

halten, seine unglücklichen Glaubensgenossen zur christlichen Standhaftigkeit zu ermuntern und wo möglich die Türken selbst für die Religion Jesu zu gewinnen. Nur das strenge Verbot seiner Ordensobern konnte ihn von der Ausführung dieses Vorhabens zurückhalten.

Doch sollte sein Herzenswunsch endlich auf eine andere Weise erfüllt werden; die göttliche Vorsehung selbst eröffnete ihm eine Bahn in das Land der Ungläubigen. Im Jahr 1578 verlangte der Erzbischof von Ragusa (Dalmatien) von der Gesellschaft Jesu einen Missionär, um durch denselben die im türkischen Reiche liegenden Theile seiner Diözese mit dem Glaubenslicht neu zu beleben. Die Wahl der Obern fiel auf den vierzigjährigen P. Mancinelli und so sah sich dieser endlich am Ziele, richtiger zu sprechen am Anfange seiner heißersehnten Laufbahn.

Die Gegend, welche der Missionär zu durchwandern hatte, war äußerst wild und arm, noch ärmer und verwilderter waren die Bewohner derselben in geistiger Beziehung. Nicht nur hatten die Türken die Oberhand über die Christen gewonnen und diese in die unfruchtbarsten Gegenden zurückgedrängt, sondern sogar das Licht des wahren Glaubens war schon im Erlöschen. Vernehmen wir hierüber die Angaben des Missionärs selbst.

Die christlichen Kirchen befanden sich ganz im Zerfall, an vielen Orten fehlten Dach und Thüren, die Meßkelche und priesterlichen Gewänder traf er in kaum brauchbarem Zustande. In manchen Pfarrkirchen wurde des Monats nur einmal die hl. Messe gelesen, in anderen des Jahres höchstens ein oder zweimal. Es gab viele Christen, welche seit vierzig Jahren niemals einen Priester gesehen oder das Wort Gottes gehört hatten. Dieser jämmerliche Zustand war leider nicht ohne Schuld der Geistlichkeit entstanden. Viele Glieder derselben hatten sich beim Vordringen der Türken in sichere Gegenden geflüchtet und ihre Gemeinden einigen wenigen Hirten überlassen, welche in der Folge theils durch die Sarazenen verdrängt, theils durch die griechischen Priester ersetzt wurden.

So kam es, daß selbst in den katholisch gebliebenen Ortschaften dennoch eine Unzahl Mißbräuche sich eingeschlichen und der Kultus ein buntes Gemisch römischer und griechischer Zeremonien bildete.

Mit welcher Trauer, aber auch mit welchem Eifer das Herz des Missionärs beim Anblick dieses heillosen Zustandes einer ehemals so blühenden Kirchenprovinz erfüllt wurde, läßt sich besser fühlen als schildern. Mit heiligem Muthe legte er sogleich Hand an das große Werk der Wiedergeburt. Zuerst begann er in den volkreicheren Gegenden sein apostolisches Amt. Dreimal des Tags versammelte er die christliche Bevölkerung aus drei oder vier Ortschaften um sich; brachte zuerst das hl. Meßopfer dar und erklärte dann der horchenden Menge die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Diese Vorträge, welche wegen dem baufälligen Zustande der Tempel meistens im Freien gehalten wurden, fanden ein gutes Erdreich. Die älteren Christen erinnerten sich mit Thränen in den Augen, daß sie die gleichen Religionslehren in ihrer Jugend aus dem Munde glaubenseifriger Priester vernommen hatten; mit freudigem Herzen führten sie ihre Kinder zu den Füßen des Missionärs und baten ihn, den Glauben der Väter in die zarten Seelen einzuprägen.

Nachdem er auf diese Weise die volkreicheren Gegenden durchwandert, suchte er die Christen in den entlegenen Gebirgen auf. Hier war des Elendes keine Grenze. Die Häuser hatten mehr Aehnlichkeit mit Höhlen als mit menschlichen Wohnungen, die Kleidung deckte kaum die Blöße, statt der Schuhe trugen sie Thierfelle unter den Füßen; die Nahrung bestund großentheils aus Kräutern und der Beute, welche Jagd und Fischfang abwarf; Wein und Getreide brachte die Erde nur für den vierten Theil des jährlichen Bedarfs hervor und selbst von diesem mußten die armen Leute noch den zehnten Theil an die Herren des Landes abgeben und den Türken Tribut zahlen. All dieses Elend hinderte den eifrigen Missionär nicht an der Erfüllung seines apostolischen Auftrags. Mit den Armen theilte

er die Höhle und die Nahrung, pilgerte von Gebirg zu Gebirg, von Thal zu Thal, drang bis zu den entlegensten Familien, predigte überall das Wort Gottes, spendete die hl. Sakramente und zündete das Licht des Glaubens in den Herzen dieser armen Menschen wieder an. Waren die Beschwerden und Mühseligkeiten des Missionärs ohne Zahl, so waren anderseits seine Seelenfreuden über die Wiedergeburt dieses braven Volkes nicht minder zahlreich; nicht nur von den Christen sah er sich überall mit Liebe und Zutrauen aufgenommen, sondern selbst von den Türken erhielt er Beweise der Hochachtung und die unbeschränkte Freiheit zur Ausübung seines apostolischen Berufes.

Zwei volle Jahre hatte P. Mancinelli bereits auf diese Weise an den Grenzen des türkischen Reichs gearbeitet: da gab ihm die göttliche Vorsehung eine Gelegenheit, in das Innere, ja selbst bis in das Herz der Türkei vorzudringen.

Papst Gregor **XIII**, unterstützt durch den französischen Hof und die Republik Venedig, faßte den bedeutungsvollen Entschluß, in der Hauptstadt des türkischen Reichs eine Jesuitenanstalt zu gründen. P. Mancinelli erhielt vom Ordensgeneral die Bestimmung, mit zwei Patres und zwei Layenbrüdern nach Konstantinopel zu reisen und da die Residenz zu eröffnen. Die Wanderung ging durch Albanien, Bulgarien, Mazedonien, Thrazien und dauerte (ohne die Seefahrt) 45 Tage. Während dieser Zeit schlief er größtentheils auf bloßer Erde, hie und da in armseligen Hütten, zuweilen in den Grabstätten der Türken, keine einzige Nacht in einem ordentlichen Schlafgemach; den ganzen Tag hindurch sangen die Reisenden Psalmen, Litaneien und fromme Lieder. Die Türken sahen diese Pilgerschaar mit großer Verwunderung an, schienen sich an ihren frommen Gesängen zu erbauen und fügten denselben auch nicht das geringste Leid zu. Ohne Unfall in der Hauptstadt des türkischen Reichs angelangt, traf P. Mancinelli sogleich die nöthigen Anstalten, um in der von den Christen bewohnten Vorstadt Galata ein Residenzhaus zu eröffnen. Unterstützt durch

den Papst, den König von Frankreich, die Republik Venedig, und mehrere in Konstantinopel lebende glaubenseifrige Christen, gelang es dem unermüdlichen, nun ganz in seinem Element sich befindenden Manne, in kurzer Zeit die Anstalt in das Leben zu rufen und die Arbeit in dem längstgewünschten Weinberge zu beginnen.

Was der Jesuit im Laufe der folgenden Jahre in Konstantinopel geleistet und gewirkt, das wollen wir hier in kurzen Umrissen zusammenstellen.

Sein erstes Augenmerk richtete der Vorsteher der Jesuitenresidenz auf die Erhaltung und Belebung des wahren Glaubens unter der christlichen Bevölkerung selbst. Zu diesem Ende veranstaltete er eine Zusammenkunft aller in der Hauptstadt und der Umgegend wohnenden katholischen Geistlichen und trat mit denselben in Berathung über eine gleichförmige Verwaltung der Seelsorge. In dieser Synode wurde unter anderm beschlossen, ein wachsames Auge auf die Verehelichung der Christen mit den schismatischen Griechen zu halten und solche Ehen nur dann einzusegnen, wenn für die Erhaltung der katholischen Religion genügende Sicherheit gegeben werde. Es wurde beschlossen, die Christen ernstlich vor Wuchergeschäften und jeder Betheiligung an solchartigen Unternehmungen zu warnen; es wurde festgesetzt, die Christen zu einem liebevollen Betragen gegen die Türken aufzufordern und ihnen jede Verwünschung und Verfluchung der Muselmänner zu untersagen ꝛc. — Wenn der Jesuit mit solcher Schonung die Andersdenkenden behandelte, war er dagegen unerbitterlich gegen jene Christen, welche durch ihren Lebenswandel oder durch Treulosigkeit den Rechtgläubigen ein böses Beispiel gaben. Mochte der Fehlende noch so hoch stehen, der Missionär rügte unerschrocken das Aergerniß und suchte dasselbe, soweit es in seiner Macht lag, zu verhindern. So als der Gesandte eines katholischen Königs sich in vertrauten Umgang mit einem schismatischen Fürsten einließ und bei demselben selbst an schismatischen Religionshandlungen Theil nahm, da verwies er ihm schonungslos das pflichtwidrige Benehmen und unter-

sagte ihm, trotz seiner hohen Stellung, das Betreten der katholischen Kirche, bis er das gegebene Aergerniß durch öffentliche Buße wieder gut gemacht. Diese Strenge gegen den fehlenden Großen war nothwendig, um den priesterlichen Ermahnungen bei dem gemeinen Volke desto nachhaltigeren Eingang zu verschaffen; auch wurde dasselbe von dem besten Erfolg gekrönt; nicht nur gab der Gesandte seine gefährliche Verbindung auf, sondern das Volk war von nun an desto sorgfältiger in seinem Umgange mit den glaubensuntreuen Griechen.

Sein zweites Augenmerk ging auf die Wiedervereinigung der orientalischen Kirche mit Rom. Bekanntermaßen hatte sich die Kirche des Orients im 11. Jahrhundert von dem Papstthum losgetrennt; die Ursache dieser Scheidung lag nicht sowohl in Glaubensstreitigkeiten, als in dem ehrgeizigen Streben der Patriarchen von Konstantinopel, welche sich von dem Stuhl Petri unabhängig und selbst zu Päpsten machen wollten; auch trug die politische Trennung des Reichs in das morgen- und abendländische Kaiserthum nicht wenig zu diesem Schisma bei. Da die orientalische Kirche beinahe alle Lehrpunkte der katholischen Religion unverändert beibehalten, so schien eine Wiedervereinigung keineswegs zur Unmöglichkeit zu gehören. Im Laufe der Jahrhunderte hatten bereits zu wiederholtenmalen Versuche zu diesem Zwecke, bald mit größerem, bald mit geringerem Erfolg stattgefunden. Ganz vorzüglich geschah dies auf dem Concil zu Florenz im 15. Jahrhundert, bei welchem sich der Patriarch von Konstantinopel in Folge Einladung des Papsts mit Zustimmung seines Kaisers, persönlich einfand und nach längerer einläßlicher Berathung die Wiedervereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche aussprach und unterzeichnete. Diese Aussöhnung, welche den 6. Juli 1439 zu Florenz feierlich ausgefertigt wurde, verkündete Papst Eugen der christlichen Welt mit folgendem Rundschreiben: „Frohlocket ihr Himmel und juble du Erde! Vernichtet ist die Scheidewand, welche die Kirche des Orients und des Occidents getrennt hat. Vereinigt hat Christus Beide

mit dem festesten Bande der Liebe und des Friedens. Nach langem, traurigem Uebel einer vieljährigen Spaltung leuchtet wieder Allen der heitere Glanz ersehnter Einheit. Es freue sich unsere Mutter, die Kirche, über die Einheit ihrer bisher sich streitenden Söhne, sie, die einst während der Trennung bittere Thränen weinte, danke nun Gott in unbegränzter Freude" *).

Leider blieb jedoch diese Wiedervereinigung, theils durch die Arglist griechischer Bischöfe, theils durch den Einfall der Türken im 15. Jahrhundert, ohne nachhaltige Vollziehung und die Trennung der orientalischen Kirche dauerte fort. Jetzt, im 16. Jahrhundert, versuchte der Jesuit diese Aussöhnung wieder anzustreben und er machte dieselbe zu einer Hauptaufgabe seiner Residenz in Konstantinopel.

Mit großer Sorgfalt und Umsicht knüpfte er zu diesem Zwecke Verbindungen mit den Welt- und Ordensgeistlichen des Orients an. Er besuchte nicht nur die Mönche des hl. Basil auf dem hl. Berg, welche einzig in diesem Gebirge 24 Klöster und noch eine weit größere Zahl in den übrigen Theilen des Reichs hatten; sondern er verkehrte auch mit vielen Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen, und wußte durch seinen liebevollen, scharfsichtigen Geist dieselben in kurzer Zeit so zu gewinnen, daß sie ihn selbst in seiner Residenz aufsuchten und über ihre Kirchenverhältnisse beriethen. Auf seine Aufforderung begaben sich bald mehrere griechische Geistliche nach Rom, um an Ort und Stelle die Kirchenfragen zu studiren. Bald darauf brachte er es dahin, daß dreizehn der angesehensten Erzbischöfe der griechischen Kirche dem Papst Gregor XIII eine Zuschrift übersandten, in welcher sie ihre Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl und den Wunsch der Aussöhnung mit Rom aussprachen und unterzeichneten. Selbst der Patriarch von Konstantinopel versprach einen Vertrauten an den Papst zu senden, um die Union mit Rom einzuleiten; nicht minder günstig zeigten sich die Patriarchen von Alexandrien und von Antiochien, sowie der

*) Harduin IX. cap. 414, 1087 etc.

Patriarch der Armenier. In dem Rathschlusse der göttlichen Vorsehung lag es zwar nicht, diese Bestrebungen des Jesuiten mit einem Gesammterfolg zu krönen, doch hatten dieselben immerhin zur Wirkung, daß in der Folge nicht nur viele Einzelne, sondern mehrere Bischöfe mit allen ihren Bisthumsangehörigen und einige ganze Völkerschaften des Orients zur katholischen Kirche zurückkehrten *).

Sein drittes Augenmerk richtete P. Mancinelli auf die Renegaten, d. h. auf solche Christen, welche die Religion Jesu verleugnet und zum muhamedanischen Glauben übergegangen waren. Durch vieljährige Erfahrung hatte er sich überzeugt, daß diese Leute meistentheils nur aus Geldgeiz und Gewinnsucht, oder aus Wollust und Weibersucht die Religion ihrer Väter verlassen hatten und daß sie in ihrem Inneren fortwährend Gewissenszweifel und Beängstigungen bargen, die sich auf dem Todbett oft bis zur Verzweiflung steigerten. Nicht ohne Grund schmeichelte er sich daher mit der Hoffnung, viele dieser Unglücklichen durch liebreiche Belehrung zum Christenthum zurückzuführen. Allein große Schwierigkeiten setzten sich diesem Unternehmen entgegen. Schwer war es, die Renegaten unter den Türken aufzusuchen, sich mit denselben in Unterredung einzulassen und ihr Vertrauen zu gewinnen.

Die Türken hegten gegen die Renegaten großes Mißtrauen und verfolgten sie bei dem geringsten Verdacht bis auf den Tod. Nur mit Umsicht konnte daher der Jesuit zu seinem edlen Zweck gelangen. Er bediente sich hiezu folgender Mittel. Sobald ein europäisches Schiff landete, sandte er einige vertraute Freunde in den Hafen, welche sich mit den Ankömmlingen in Unterredung einließen. Fanden sich unter diesen solche, welche keinen bestimmten Reisezweck angeben wollten oder konnten, so erschie-

*) Diese mit Rom wiedervereinigten Kirchen des Orients werden „Unirte", die nicht vereinigten Schismatischen aber „Nichtunirte" genannt; die Unirten umfassen heutzutage eine Zahl von mehreren Millionen Seelen, welche theils in Europa, theils in Asien, theils in Afrika zerstreut leben.

nen sie nicht ohne Grund der Renegation verdächtig; die Vertrauten beobachteten daher dieselben in ihrem ferneren Aufenthalt in Konstantinopel, knüpften mit ihnen Bekanntschaft an, machten sie nach und nach mit P. Mancinelli vertraut und dieser sparte dann weder Mühe noch Arbeit, um die Unglücklichen von dem unheilvollen Schritte zurückzuhalten, oder, wenn er schon geschehen, von demselben zurückzuführen. Auf diese Weise verhinderte der Jesuit den Fall manches Christen, manchen Gefallenen brachte er zur Religion des Kreuzes zurück. Die Wiederbekehrten durften jedoch um keinen Preis in der Türkei verbleiben, ihr Leben wäre unerbittlich der Rache der Türken verfallen; der Missionär mußte daher nicht nur für die Rettung ihrer Seele, sondern auch ihres Körpers, für die Erhaltung nicht nur ihres ewigen, sondern auch ihres zeitlichen Lebens sorgen. Zu diesem Ende hatte er sich einige vertraute Häuser aufgesucht, verbarg in denselben die bekehrten Renegaten, brachte sie dann bei günstiger Gelegenheit auf ein europäisches Schiff und half ihnen so zur Flucht in die Heimath. Von den vielen auf diese Weise bekehrten und geretteten Renegaten wollen wir hier nur zwei anführen.

P. Manzinelli wußte, daß ein ehemaliger Priester und Doktor der römischen Kirche in Folge einer zu Rom erhaltenen Bestrafung sich nach Konstantinopel geflüchtet, den Glauben verleugnet und sich zum Muselmann gemacht hatte. Lange bemühte er sich, denselben aufzufinden und mit ihm in Berührung zu treten; endlich war er so glücklich, mittels eines anderen Renegaten ihn zu entdecken. Beim ersten Besuch nahm er den Gefallenen mit außerordentlicher Liebe auf und sprach demselben nur von Italien und der Heimath. Durch diese Erinnerung an das Vaterland wurde derselbe so gerührt, daß er bald den Jesuiten aufsuchte, ihm seine große Sünde entdeckte, zum Christusglauben zurückkehrte und mehrere Monate in seiner Wohnung verborgen blieb, bis sich eine sichere Gelegenheit zur Flucht nach Europa darbot.

Der Andere war der bekannte und gefürchtete Kriegsheld

Urbano. Wegen seinen vielen und großen Verbrechen und Vergehen aller Art aus allen italienischen Staaten verbannt und von venetianischen Soldaten scharf verfolgt, hatte er sich in die Hände des türkischen Woiwoden zu Castelnovo geworfen und vor ihm, um der vertragsgemäßen Auslieferung zu entgehen, den Islam angenommen. Nach längerem Aufenthalt in Konstantinopel machte er die Bekanntschaft des P. Mancinelli und kehrte, aufgemuntert durch dessen Zusprüche, in bitterer Reue über seine Sünden zum christlichen Glauben zurück. Die Flucht nach Europa mißlang jedoch, er wurde von den Türken gefangen und längere Zeit in finstere Kerker geworfen. Pater Mancinelli gab sich alle Mühe, dessen Leiden zu mildern und abzukürzen und die Unterstützung des Papst Sixtus V für ihn zu gewinnen. Während diesen Bemühungen des Missionärs wußte Urbano durch Verstellung sich wieder in die Gunst der Türken zu setzen und sogar die Stelle eines Schiffsaufsehers zu erhalten. Kaum hatte er jedoch dieses Amt angetreten, so flüchtete er sich in der Kleidung eines portugiesischen Matrosen auf ein Handelsschiff und kehrte, unterstützt durch das Geld des Missionärs, nach Italien zurück. In Ankona gelandet und erkannt, wurde Urbano von den Behörden sogleich ergriffen und neuerdings in den Kerker geworfen, bis er durch die Erklärung des P. Mancinelli Zutritt zum Papste und von diesem die Freiheit und die Stelle eines Hauptmanns in der Reiterei erhielt. Als solcher zog er später gegen die Türken in den Krieg, zeichnete sich durch Kühnheit und Tapferkeit aus, stieg bis zur Würde eines Oberanführers der Reiterei und blieb das ganze Leben hindurch seinem Retter dankbar und erkenntlich.

Minder glücklich war der Missionär in der Bekehrung der Türken, auf welche er ebenfalls sein Augenmerk richtete. Dieses orientalische Volk war zu sinnlich für die Reinheit des Christenthums; die Vielweiberei und der Fatalismus sagten den Leidenschaften dieser Morgenländer besser zu als die erhabenen Sittenlehren, welche ihnen der christliche Priester verkündete. Auch war jeder Uebertritt eines Muselmanns zur Religion Jesu

mit Lebensgefahr verbunden; Mancinelli hatte zwar den Muth, den Ungläubigen zu rufen, allein nicht Alle hatten die Kraft, diese Stimme anzuhören und Wenige nur den Muth, ihr zu folgen.

Mit glücklicherem Erfolge wurde die Wirksamkeit des Missionärs in einer andern Richtung gekrönt. Während seinem vieljährigen Aufenthalt in Konstantinopel widmete er seine Aufmerksamkeit auch den — Christensklaven und in dieser Beziehung hat er wahre Wunder gewirkt. — Diese unglücklichen Menschen — zu den verächtlichsten Arbeiten bestimmt, lagen zu Hunderten in den Thermen zusammengesperrt. Nicht besser als ihr körperlicher war ihr Seelenzustand. Den ganzen Tag hindurch während der Arbeit hörte man nichts als Gotteslästerungen und Fluchen; des Nachts aber ging das Laster in jeder Gestalt und Form herum und machte diese Thermen zu wahren Teufelshöhlen. Das zeitliche und noch mehr das ewige Unglück dieser erbarmungswürdigen Menschen ging dem seeleneifrigen Priester tief zu Herzen. Er fing daher an, dieselben zu besuchen, sie in ihren Leiden zu trösten, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auf die Gefahren ihrer Seele aufmerksam zu machen. Das gutgemeinte Wort fand bei Vielen, ja bei den Meisten gute Aufnahme, das Erscheinen des Missionärs wurde bald zu einem Freudenfeste in den Thermen, nicht nur die unglücklichen Sklaven ersuchten denselben, bald wiederzukehren, sondern selbst die türkischen Aufsichter, erstaunt über die Sinnesänderung ihrer Gefangenen, luden denselben ein, seine Besuche öfters zu wiederholen. P. Mancinelli traf nun die Uebereinkunft, jeden Donnerstag Abends denselben in ihren Kerkern Gottesdienst zu halten. Zuerst verrichtete er einige Gebete, dann sang er mit den Sklaven Kirchenlieder, hierauf hielt er eine Predigt und hörte die Unglücklichen Beicht. Gewöhnlich dauerte diese Arbeit bis zur Morgenstunde; wie größer und zahlreicher die Sünden, desto unerschöpflicher wurde auch seine Geduld. Beim Tagesanbruch las er die hl. Messe, ertheilte den Reu- und Bußfertigen das hl. Sakrament des Altars und

kehrte von dem Segen der für die Tugend wieder Gewonnenen begleitet, in seine Wohnung zurück, wo bereits neue Arbeiten seiner warteten. Die Christensklaven wurden die besten Freunde des Missionärs, die Donnerstagsbesuche sein wahres Lieblingsgeschäft, das er nur im höchsten Hinderungsfalle einem seiner Ordensbrüder anvertraute. Seine Zuneigung für diese unglückliche Menschenklasse wurde so heftig, daß er sich mit den Thermen von Konstantinopel nicht begnügte, sondern die Christensklaven auch in den Nachbarstädten aufsuchte und einmal von Konstantinopel bis nach Algier und den anderen afrikanischen Raubstaaten drang, um den unglücklichen Christen den Trost der Religion zu bringen, denselben wenn nicht die Freiheit des Körpers, doch die Freiheit der Seele zu verschaffen und ihnen, wenn nicht die Fesseln des Kerkers, doch die Fesseln der Sünde zu lösen.

Auf dieser thatenreichen Laufbahn wuchsen dem frommen Ordensmann jedoch nicht nur Rosen, sondern auch Dornen. Fanatische Muselmänner und unverbesserliche Renegaten vereinigten sich gegen den Missionär und verfolgten ihn in der Türkei mit dem gleichen Hasse, mit welchem die Kirchengegner seine Ordensbrüder in Europa befeindeten und fortwährend befeinden. Jetzt wiegelten sie den Pöbel gegen den christlichen Priester auf und ließen ihm in den Gassen Schimpfereien nachrufen, jetzt wurde er hinterlistig angefallen, mit Stockprügeln verfolgt und mit Steinen beworfen; ein andermal klagten ihn die Fanatiker als europäischen Spion an, brachten ihn in den Kerker und bedrohten ihn drei volle Tage lang mit dem Tode, bis endlich seine Unschuld an das Licht trat. Und wie vergalt der Jesuit diese Befeindungen und Verfolgungen? Wie es sich für einen Jünger Jesu geziemt, mit gesteigerter Nächstenliebe. Hiezu gab ihm die Pest, welche zweimal während seinem Aufenthalt in Konstantinopel wüthete, die schönste Gelegenheit. Unerbittlich strich der Tod von Haus zu Haus, mähte schonungslos mit seiner Sense und sammelte sich eine unzählige Beute. Die Schaar der Dahingerafften wurde um so größer,

da die Muselmänner aus Aberglauben keine Arzneimittel kannten und auch keine Aerzte gebrauchen wollten. Da trat der Jesuit wie ein rettender Engel unter die unglückliche Bevölkerung; Tag und Nacht besuchte er die Kranken, die Renegaten, Ungläubigen und Fanatiker wie die Christen, tröstete sie in den Leiden und Schmerzen und gab ihnen einen aus Heilkräutern bereiteten Trunk, welcher sehr vielen die Genesung und den Meisten Linderung in den Schmerzen gewährte. So rächte sich die christliche Liebe.

Nach vieljährigem Wirken in der Hauptstadt des türkischen Reichs wurde P. Mancinelli endlich durch seine Ordensobern von dem mühe- und sorgevollen Posten in Konstantinopel abberufen; vor seiner Rückkehr nach Italien mußte jedoch der sprachen- und völkerkundige Mann noch eine apostolische Reise in ferne Länder unternehmen.

Konstantinopel verlassend, schiffte er nach Asien hinüber, durchwanderte Natholien, besuchte Chalzedon und Sardos, drang bis zu den Ruinen des Dianatempels, schiffte durch das schwarze Meer und besuchte die ehemaligen Bischofssitze zu Constantia und Mesembria. Diese in der alten Kirchengeschichte so berühmten Kirchenprovinzen fand er nun ganz verlassen uud verödet; ein trauriges Vorbild des Ruins, dem die schönsten Länder anheimfallen, wenn sie der Religion untreu werden!

Durch die Mündung der Donau stieg er sodann stromaufwärts nach der Walachei und Moldau. Hier traf er die ehemals katholische Bevölkerung in der größten Versunkenheit. Nicht nur die Griechen, sondern auch die Lutheraner machten auf dieselbe förmlich Jagd und in Ermanglung rechtgläubiger Priester war beinahe die ganze Einwohnerschaft, mehr aus Unwissenheit als aus Absicht, der katholischen Kirche untreu geworden. P. Mancinelli wollte in der Hauptstadt des Woiwoden Gottesdienst halten, allein er fand die katholische Kirche bereits ganz verunstaltet; im Innern des Tempels waren statt der Heiligenbilder Waffen und Trophäen angebracht, auf dem Kirchhofe stund kein einziges Kreuz mehr, die priesterlichen Ge-

wänder befanden sich in den Händen eines lutherischen Töpfers, selbst der Altar war theilweise zerstört. Der Missionär suchte in Eile die Kirche zum Gottesdienst möglichst herzustellen; ein beim Woiwoden in hohem Ansehen stehender Beamteter, welcher dem christlichen Glauben treu geblieben war, stund ihm hilfreich bei und so wurde es möglich, nach vieljähriger Unterbrechung wieder einmal katholischen Gottesdienst zu halten. Aus der ganzen Provinz strömte eine unzählige Menge Orientalen, Italiener, Griechen, Deutsche herbei, selbst viele Lutheraner fanden sich ein; die Menge erbaute sich so an der Predigt und der Messe, daß sie den Pater nicht mehr fortlassen, sondern mit Gewalt zu ihrem Bischof erheben wollte. So gerne der Jesuit auf diesem fruchtbaren Ackerfeld gearbeitet hätte, so durfte er dem Drange seines Herzens dennoch nicht folgen, der Gehorsam gegen seine Ordensobern rief ihn weiters.

Seine Wanderung ging durch Podolien nach Rußland und von da nach Polen. In Leopol nahm ihn der Erzbischof wie einen Bruder auf; in Krakau aber stiftete er eine Kongregation glaubenseifriger Jünglinge, hielt der Geistlichkeit einige anregende Vorträge und wirkte heilsam auf den Geist der Universität. Von Polen pilgerte er nach Schlesien, Mähren, Böhmen, zog dann nach Wien, verweilte einige Zeit in der Hauptstadt Oesterreichs und kehrte endlich gemäß dem Befehle seiner Obern nach Italien zurück.

Auf dieser großen Missionsreise durch die halbe Welt hatte P. Mancinelli unverrückt die Erhaltung und Belebung des Glaubens im Auge; überall in den asiatischen, türkischen, griechischen, slavischen, deutschen Ländern sammelte er die katholischen Elemente um sich, verschaffte sich eine genaue Kenntniß ihrer Zustände, tröstete, ermunterte, warnte die Gläubigen und suchte ihren Bedürfnissen bestmöglich abzuhelfen.

Nachdem P. Mancinelli so in drei Erdtheilen, in Asien, Afrika und Europa als apostolischer Glaubensbote gewirkt, besonders aber in der Türkei sich unsterbliche Verdienste erworben hatte, vollendete er den vielbewegten Lebenslauf im 81. Alters-

jahr zu Neapel im Jahr 1618 im Rufe der Heiligkeit; sein Leichnam wurde auf das Ansuchen der Stadt unter dem Hauptaltar der Jesuitenkirche feierlich beigesetzt und mit großer Ehrfurcht aufbewahrt.

P. Mancinelli hat ein Tagbuch über seine Lebensschicksale vom Jahr 1583 bis 1589 hinterlassen, ebenso eine Beschreibung seiner Reisen in der Türkei und den nördlichen Ländern; er verfaßte eine geographische Karte, in welcher er alle Städte, Dörfer und Kirchen, die er in den drei Welttheilen besuchte, besonders anmerkte; auch schrieb er eine Anleitung zu Land- und Seereisen, eine Abhandlung über den Loskauf der Sklaven, eine Anweisung für den Missionär; überdieß fand man in seinem Nachlasse eine Menge theologischer und aszetischer Manuskripte, fünf Bücher über die christlichen Tugenden, zwei Bände Predigten ꝛc. *).

*) Jakob Celleste berichtet in seiner Schrift: „Vita magni servi Dei P. Julii Mancinelli“ (Oeniponti 1677): Derselbe habe die Gabe der Wunder und der Prophezeihung besessen. Auch wurde in Neapel folgendes Elogium auf ihn gemacht:

Pater Julius Mancinellus Maceratensis,
Sacerdos, Professus Societatis Jesu
Prophetiæ dono, vitæ puritate et Sanctitate
Miraculorum gloria illustris.
Anno Act. LXXXI; religionis LXI. Obiit Neapoli d. XIV Aug.
Anno MDCXVIII. in Dom. Prof. in cujus Templo sub
Ava maxima Illius Corpus Neapolitanæ Urbis
Rogatu honorifice amovatur.

Franz von Xaver,

Apostel Asiens.

Im Jahr 1497, zur Zeit, als die Portugiesen sich einen Weg nach dem Orient öffneten und mit ihren Schiffen bis nach Indien drangen, erblickte in Spanien auf dem Schlosse Xaver ein Kind das Tageslicht, welches von der Vorsehung bestimmt war, in der asiatischen Welt die Oriflamme des Christenthums zu verbreiten.

Franz wurde von seinem Vater Johann Jassus, Präsident des königlichen Raths von Navarra, und von seiner Mutter Maria Azpilqueta mit aller Sorgfalt in Gottesfurcht und Tugend erzogen. Als der Jüngste der Familie war er zum geistlichen Stande bestimmt. Nachdem seine ersten Studien auf dem väterlichen Schlosse vollendet waren, erhielt der Jüngling die Erlaubniß, sich nach Paris zu begeben, um auf dieser weltberühmten Universität die Philosophie und die Theologie anzuhören. Franz widmete sich während seinem mehrjährigen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt mit großem Eifer den Wissenschaften, doch lag seinem Fleiße nicht sowohl ein höheres religiöses Ziel, als vielmehr der ehrgeizige Wunsch zu Grunde, sich durch Kenntnisse den Weg zu hohen Kirchenwürden zu eröffnen und durch diese den Glanz seiner Familie zu erhöhen.

Anders aber lag es im Rathschlusse Gottes. In Paris machte er die Bekanntschaft des Ignaz von Loyola, welcher daselbst ebenfalls den theologischen Studien oblag. Die beiden Landesgenossen wurden bald Freunde und nahmen eine gemeinschaftliche Wohnung. Ignaz, welcher mit seinem geistigen

Scharfblick das Herz seines Freundes sogleich ergründete, suchte ihn durch sanfte, liebevolle Zusprüche allmälig von der Nichtigkeit der Weltehren zu überzeugen. Durch anhaltende Belehrung war er so glücklich, in dem Herzen des jungen Spaniers eine solche Veränderung hervorzubringen, daß dieser sich zum Gelübde der ewigen Armuth entschloß und am Feste der Himmelfahrt Mariens im Jahr 1534 in der Liebfrauenkirche auf dem Martyrerberg mit Ignaz von Loyola und einigen gleichgesinnten Freunden den Bund zur Gründung der Gesellschaft Jesu schloß.

Gemäß der getroffenen Verabredung begab sich Franz von Xaver gleich seinen Genossen im Jahr 1537 nach Italien, um da die kirchliche Genehmigung ihrer Verbrüderung auszuwirken. In Erwartung derselben brachte er die Zwischenzeit theils in Venedig, theils in Rom, theils in Bologna mit Uebung guter Werke zu. In Venedig besorgte er den Spital der Unheilbaren, in Bologna unterrichtete er die Kinder in der christlichen Religion und predigte auf offenen Straßen, in Rom sammelte er während der ausgebrochenen Theurung Lebensmittel für die Armen und speiste damit täglich bei 3000 Menschen. *)

Während Franz von Xaver auf diese Weise in Italien bereits Großes zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit wirkte, kam in Rom eine Gesandtschaft des portugiesischen Königs Johann III an, welcher vom hl. Vater einige Priester zur Verkündung des Evangeliums in Indien verlangte und hiefür das Augenmerk auf die Genossen Loyola's warf. Seine Heiligkeit nahm das Gesuch freudig auf, übertrug diese Angelegenheit dem Ignaz und dieser bezeichnete den Franz von Xaver und den Rodriguez als Missionär des Orients.

Wer schildert die Seelenfreude, mit welcher Franz diese Botschaft aus dem Munde seines geistlichen Vaters empfing? Im gleichen Augenblicke ergriff er den Wanderstab, nahm sein

*) In Bologna wurde das Zimmer, welches Franz bewohnt, später in eine Kapelle umgewandelt, die noch gegenwärtig in großen Ehren steht.

Brevier in die Hand und erklärte sich zur Abreise nach Indien bereit. Ignaz mußte ihn zur Annahme einer wärmeren Kleidung, die er sich selbst entzog, nöthigen; unter Freudenthränen trennten sich die beiden Gottesmänner; ausgerüstet mit dem apostolischen Segen verließ Xaver in wenigen Stunden Rom, um selbst ein Apostel zu werden.

Die Reise ging vorerst durch Frankreich und Spanien nach Lissabon. Jenseits der Pyrenäen kam er nahe beim väterlichen Schlosse vorbei, allein sein Herz schlug nur noch für die Völker des Orients; ohne von seiner Familie Abschied zu nehmen schritt er weiter und traf Mitte Juni 1540 in der portugiesischen Hauptstadt ein. Hier wurde jedoch seinem Eifer durch höhere Fügung Halt geboten; bis zum Frühling des folgenden Jahrs ging kein Schiff nach Indien, Xaver und Rodriguez mußten sich bequemen, den Winter in Lissabon zuzubringen. Die Königsstadt war dazumal durch den ostindischen Handel äußerst blühend, aber auch äußerst sittenlos, der Hof Johanns III galt als der reichste Europas; wo aber großer Reichthum, da sind gewöhnlich auch große Laster. Die beiden Jesuiten benutzten ihre Rastzeit, um an der sittlichen Bekehrung Lissabons zu arbeiten, und dieses Werk gelang mit solchem Erfolg, daß der König die beiden Männer nicht mehr entlassen, sondern in Portugal zurückhalten wollte. Sein Begehren kam nach Rom, Papst Paul III und Ignaz entschieden, Rodriguez solle in Portugal bleiben, Franz aber nach Indien reisen.

So sah sich Franz denn endlich am Beginne seiner großen Laufbahn; von dem Papst zum apostolischen Nuntius für den ganzen Orient ernannt, von dem König mit den besten Empfehlungsschreiben an alle königlichen Beamteten in Indien ausgerüstet, im Herzen eine brennende Liebe, Christus zu verkünden, verließ er den 7. April 1541 Europa und ging mit der portugiesischen Flotte in Gesellschaft Don Souza's, Vicekönigs von Indien, unter Segel.

Die Seefahrt schritt langsam vorwärts, fünf volle Monate waren nothwendig, um von Lissabon nach Mozambique an der afrikanischen Küste zu gelangen. Hier machte die Flotte Rast; die Schiffsmannschaft, durch Anstrengungen und Entbehrungen geschwächt, durch furchtbare Hitze erschöpft, durch Krankheiten aufgezehrt, verweilte ein halbes Jahr in dieser Gegend. Xaver benützte diese Zeit, um einerseits die kranken Soldaten zu pflegen und zu trösten und anderseits den herbeiströmenden Negern die Lehren des Christenthums mitzutheilen. Den Tag hindurch verkündete er das Evangelium, während der Nacht pflegte er die Kranken, so theilte er seine Zeit zwischen den Negern und den Portugiesen, bis er endlich selbst der Anstrengung unterlag und von einem heftigen Fieber nur durch seine kräftige Natur befreit wurde.

Von Mozambique ging die Fahrt glücklich nach Socotora, wo die Flotte abermals Rast machte. Diese Insel liegt gleichsam als Wächterin vor dem arabischen Golf; sie ist äußerst dürr und unfruchtbar, die Aloe ist die einzige Pflanze, welche gedeiht. Die Frauen dieser Insel behaupteten, Abkömmlinge der Amazonen zu sein; auch führten sie fortwährend das Regiment. Das Kreuzeszeichen, welches man häufig auf dem Lande antraf, zeigte, daß das Christenthum ehemals hier geblüht, noch jetzt nannte sich die Bevölkerung christlich, obschon ihr Gottesdienst mit dem christlichen wenig Aehnlichkeit hatte. Franz von Xaver suchte den reinen Glauben an den Erlöser herzustellen, und da er der Landessprache nicht kundig war, so predigte er durch Zeichen. Die Bevölkerung wurde durch das Auftreten des Missionärs gerührt, die alten Erinnerungen lebten in ihrem Gedächtnisse auf, sie brachten ihre Kinder in zahlreichen Schaaren zur Taufe und baten den christlichen Priester, bei ihnen zu verbleiben. Tief ergriffen durch das Flehen dieses nach dem Heile dürstenden Volks war derselbe auf dem Punkte, dem Begehren zu entsprechen; da erinnerte ihn der Vicekönig Souza, daß ein größeres Feld auf ihn warte; mit thränenden Augen entriß er sich den Armen der betrübten Menge, vom Borde des

scheidenden Schiffs segnete er noch einmal die Bevölkerung aus der Fülle seines Herzens.

Jetzt steuerte die Flotte in gerader Linie nach Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Indiens. Herzog Albuquerque hatte dieselbe im Namen des Königs von Portugal im Jahr 1510 erobert, aus der Gewalt der Sarazenen befreit und zu einem Hauptsitz des portugiesischen Handels erhoben. Schon der hl. Apostel Thomas hatte das Glaubenslicht in diese Gegend gebracht, allein im Laufe der Zeit wurde dasselbe wieder verdunkelt. Die Portugiesen suchten ihren glänzenden Sieg zur Wiederbelebung des Christenthums zu benützen und dadurch zugleich ihre Herrschaft im Orient zu sichern. Die ersten Anfänge waren gut gewesen, die junge Ansiedelung war von einem christlichen Geist belebt, der wohlthätig auf ganz Indien wirkte und die alten christlichen Erinnerungen wieder erweckte; allein bald trat an dessen Stelle wieder der Geist des Geizes, der Wollust und des Lasters. Die Europäer führten nach wenig Jahren in Goa ein Leben, ob welchem selbst die Eingebornen erröthetten. Dieses war der Sittenzustand, in dem Franz von Xaver die Hauptstadt des portugiesischen Indiens bei seiner Landung den 6. Mai 1542 antraf.

Sein erstes Anliegen war, die christliche Bevölkerung aus ihrer Versunkenheit und Verkommenheit aufzuwecken; auf diese richtete er daher zuerst sein Augenmerk.

Nach dem Vorbilde Ignaz von Loyola's wandte er sich hiefür an die Kinderwelt; die Jugend wollte er dem bösen Beispiel der Alten entziehen, und durch die heranwachsende Generation die Menschheit retten. Mit einer Glocke in der Hand durchlief er die Straßen der Stadt und forderte die Eltern auf, die Kinder in den christlichen Unterricht zu senden. Hatte sich eine zahlreiche Schaar um ihn versammelt, so zog er mit derselben in die Kirche und erklärte da den lieben Kleinen das apostolische Glaubensbekenntniß und die Gebote Gottes. In dem Herzen dieser unschuldigen Jugend faßte die Liebe Gottes bald Flammen, mit heiligem Eifer erzählten die Kinder

zu Hause wieder das Gelernte und so wurden sie selbst zu Missionären im Schooße ihrer Familien. Bald folgten auch die Erwachsenen dem Rufe des christlichen Predigers in die Kirche; unermüdet drang derselbe auf Sinnesänderung und Buße; sein Gebet, sein Ermahnen, sein Beispiel, seine Zureden brachten endlich Früchte; der Geist der christlichen Bevölkerung änderte sich, dem Wucher, dem Golddurst, der Wollust wurde entsagt, Goa wurde wieder christlich.

Franz von Xaver benutzte diese glückliche Stimmung, um in Goa die Errichtung eines Kollegiums der Gesellschaft Jesu zu beschleunigen. Goa sollte nach seinem Plane die Pflanzschule des Christenthums für ganz Indien werden. Mit Eifer ging der Vizekönig auf diesen Gedanken ein, schon den 20. September 1542 konnte der eifrige Missionär dem Ignaz von Loyola nach Rom melden: „Seit kurzer Zeit wird hier ein Kollegium gebaut. Nichts ist hier nothwendiger als ein solches Haus zum Unterrichte der Neugetauften und zur Bekehrung der Heiden. Der Bau nimmt einen guten Fortgang, der Vicekönig hält denselben für die Verbreitung der christlichen Religion höchst zuträglich und unterstützt uns auf das kräftigste. Neben dem Kollegium wird eine Kirche errichtet. Die Zeichnung derselben ist sehr schön, das Mauerwerk steht bereits vollendet und gegenwärtig wird der Gipfel und der Dachstuhl gesetzt. Künftigen Sommer soll die Kirche eingeweiht werden, sie ist noch einmal so groß als die Kirche der Sorbonne in Paris. Das Kollegium in Goa erhält hinlängliche Einkünfte, um wenigstens hundert Zöglinge ernähren zu können; ich hoffe jedoch, daß die Zahl derselben innerhalb sechs Jahren auf drei hundert ansteige. Zöglinge von verschiedenen Nationen und Sprachen sollen in dasselbe aufgenommen und zu Verkündern des Evangeliums für ganz Indien herangebildet werden. Ich vertraue auf Gott, daß er durch das Kollegium von Goa Männer hervorrufe, welche seine hl. Religion nicht nur in dieser Stadt befördern, sondern weitumher verkünden und ausbreiten" *).

*) Die Briefe des hl. Franz Xaver sind so viel möglich gesammelt

Nach fünfmonatlichem Aufenthalt in Goa unternahm Franz von Xaver apostolische Streifzüge in die umliegenden Länder und Inseln. Seine erste Missionsfahrt ging nach der Fischerküste, welche unterhalb dem komorischen Vorgebirg vierhundert Meilen von Goa entfernt liegt. Was er hier gearbeitet und gewirkt hat, das berichtet er selbst in einem Briefe nach Rom folgendermaßen:

„Sobald ich der malabarischen Sprache, welche auf der Fischerküste gesprochen wird, einigermaßen mächtig war, ging ich in allen Dörfern herum und rief mit einem Glöcklein sowohl die Männer als Jünglinge zusammen. Hatte ich dieselben an einem Orte in größerer Zahl vereinigt, so erklärte ich ihnen zweimal des Tages die christliche Lehre; in einem Monat hatten die Knaben dieselbe gewöhnlich vollständig aufgefaßt und erzählten zu Hause das Gelehrte wieder ihren Eltern, Hausgenossen und Nachbarn. An Sonntagen rief ich hierauf Männer und Weiber, Knaben und Mädchen zusammen. Alle kamen mit Vergnügen und großer Wißbegierde. Da begann ich mit dem Bekenntniß der heiligsten Dreifaltigkeit, betete das Gebet des Herrn, den englischen Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß in der Landessprache mit lauter Stimme vor; die guten Leute wiederholten die Gebete und hatten große Freude

---

und in drei Bänden veröffentlicht worden. Die deutsche Ausgabe (Augsburg 1794) umfaßt 137 Briefe. Der 1. Band enthält die Briefe vom Jahr 1540 bis 1547, welche Zeit Xaver theils auf der Reise nach Indien, theils in Indien selbst und den dazu gehörigen Inseln zubrachte. Der 2. Band fängt mit den Briefen vom Jahre 1548 an, wo Xaver den Entschluß faßte, nach Japan zu gehen und erstreckt sich bis 1551. Der 3. Band endlich bringt die Briefe vom Jahre 1552, wo er sich zur Reise nach China entschloß und geht bis auf den 13. November 1552, wo er auf der Insel Sanzian (den 2. Dezember) starb. Diese Briefsammlung bildet die Quelle, aus welcher wir unsere Schilderung der apostolischen Arbeiten des großen Missionärs entnommen; so viel möglich führen wir dessen Berichte wörtlich an. (Obiger Bericht über das Kollegium in Goa ist dem 10. Briefe [1. Band 63. Seite] enthoben.)

daran. Hierauf wiederholte ich das Glaubensbekenntniß, erklärte jeden Artikel im Einzelnen und fragte sie allemal an, ob sie an den erklärten Artikel glaubten oder ob sie noch Zweifel hätten? „„Wir glauben““, war ihre einhellige, mit kräftiger Stimme und kreuzweis über der Brust zusammengelegten Händen gegebene Antwort. Nach der Auslegung des Glaubensbekenntnisses prägte ich ihnen die zehn Gebote Gottes ein und lehrte sie, daß nur derjenige, welcher diese Gebote gewissenhaft beobachte, ein guter Christ und des ewigen Heils gewiß sei; wer aber auch nur Eines derselben mißachte, der sei ein schlechter Christ und seiner warte die ewige Strafe. Sowohl die Heiden als die Neubekehrten hörten diese Lehren mit großer Theilnahme an und bewunderten die Wahrheit und Weisheit des christlichen Gesetzes.

„Wie groß die Zahl derjenigen ist, welche dem Gesetz Christi huldigten, möget ihr daraus entnehmen, daß mir beim Taufen öfters die Hände aus Mattigkeit einsanken (oft taufte ich Tag für Tag ganze Dörfer) und daß mir öfter die Stimme beim Vorbeten und Predigen den Dienst versagte. Die Früchte, welche die Taufe bei den Kindern und Knaben hervorbrachte, sind unglaublich. Dieselben zeigten eine außerordentliche Begierde, das christliche Gesetz weiter zu verbreiten, verwiesen ihren Eltern den abergläubischen Götzendienst, fielen von selbst über die Götzenbilder her, zertrümmerten, zertraten, zermalmten sie und ließen nicht ab, bis auch ihre Eltern, Freunde und Bekannte sich zum Christenthum bekehrten.

„Täglich kam eine große Zahl Kranke zu mir, täglich wurde ich in viele Wohnungen gerufen, um über die Leidenden zu beten. Die Zahl dieser Besuche mehrte sich so sehr, daß mir keine Zeit zum Unterricht, zum Taufen, zur Begrabung der Todten und anderen christlichen Werken übrig blieb. Doch durfte ich diesen Unterricht nicht unterlassen, aber auch die Kranken wollte ich nicht abweisen. Ich wählte daher einige der frömmsten Knaben und sandte dieselben zu den Leidenden. Wie sie in ein Haus der Kranken kamen, riefen sie — nach meiner

Anweisung — sämmtliche Genossen und Nachbarn zusammen, legten mit denselben laut das Glaubensbekenntniß ab, erweckten in dem Kranken das Vertrauen und die Hoffnung auf Gott, und beteten dann über demselben die feierlichen Kirchengebete. Dieß genügte. Gott ertheilte auf das Vertrauen und das Gebet der Knaben und der Uebrigen mehreren Leidenden die Gesundheit sowohl des Leibes als der Seele. Die Güte Gottes gegen diese Menschen war um so größer, da er sie durch die Krankheit des Körpers zur Gesundheit der Seele und gleichsam mit Gewalt zum christlichen Glauben führte.

„Durch eben diese Knaben lasse ich in Privathäusern, auf den Gassen und Straßen den Unwissenden die Anfangsgründe der christlichen Lehre beibringen. Wie ich bemerke, daß das Christenthum auf diese Weise in einem Dorfe Fortschritte macht, so wandere ich in ein anderes, verfahre auf die gleiche Weise und bearbeite so alle Dörfer. Ist die Reihe fertig, so fängt die Arbeit in der gleichen Ordnung wieder an und ich mache wiederum die ganze Runde durch. Beim Weggehen lasse ich in jedem Dorf einen Abriß der christlichen Lehre zurück, und befehle dieselbe abzuschreiben und dem Gedächtniß einzuprägen. Auch verordne ich, daß an den Festtagen Alle an einem Orte sich versammeln und die Anfangsgründe des christlichen Glaubens absingen. Zu diesem Zwecke habe ich in jedem christlichen Dorfe, deren über dreißig sind, einige bewährte Männer aufgestellt, welche vorsingen. Wahrlich! wenn in diesem Lande nicht alle Einwohner Christen werden, so liegt die Ursache einzig darin, weil Niemand da ist, der ihnen das Christenthum verkündet. Wie oft wollte ich nach allen Akademien Europas und besonders nach Paris eilen und da unter den Gelehrten Arbeiter für den Weinberg Gottes aufsuchen! Liebe Brüder! bittet den Herrn, daß er Arbeiter sende zur Ernte! — Unterdessen geht wenigstens der Bau unseres Kollegiums in Goa fleißig vorwärts. Das Gebäude ist, wie ich vernehme, großentheils fertig. Bereits werden viele Heiden aus den verschiedensten Nationen daselbst unterrichtet; die Einen lernen latein, die Anderen schreiben und

lesen. Der Rektor liest ihnen täglich die Messe, hört ihre Beichten und ertheilt ihnen unabläßig heilsame Lehren. Das Kollegium wird Platz für mehr als 500 Zöglinge gewähren, auch empfängt dasselbe Einkünfte und Almosen genug zum Unterhalt derselben. Ich hoffe, daß die Zöglinge dieses Kollegiums, welches den Namen „zum hl. Glauben" führt, in kurzer Zeit das Christenthum weithin im ganzen Orient verbreiten werden"*).

Sein zweiter Missionszug hatte das Königreich Travancor zum Ziele. Dieses Reich liegt an der malabarischen Küste, hat einen Umfang von mehr als achtzig Meilen und ist in dreißig verschiedene Gebiete getheilt. Von hier aus schrieb er den 27. Jenner 1545 folgenden herzlichen Brief an seine Ordensbrüder in Rom: „Gott weiß es, wie viel lieber ich mich mit Euch mündlich statt schriftlich unterhalten würde, ist es doch ungewiß, ob dieser Brief bei der weiten Entfernung je in Euere Hände gelangt! Allein wenn wir auch jetzt nach dem Rathschlusse Gottes weit von einander getrennt sind, so schwächt doch diese körperliche Entfernung die Bande unserer gegenseitigen Liebe nicht. Wenn wir auch nicht wie ehemals bei und mit einander leben, so sind wir im Geiste doch immer mit einander vereinigt. Die wahre und aufrichtige Freundschaft ist so stark, daß auch getrennte Freunde dennoch mit einander leben, und daß Abwesende sich im Geiste stets sehen, sprechen und mit einander Umgang pflegen. Liebste Brüder, ihr lebt und schwebt ganz in meinem Herzen.

„Im Reiche Travancor, wo ich gegenwärtig bin, hat Gott sehr viele Seelen zum Glauben an seinen Sohn Jesus Christus geführt. In Zeit von einem Monat habe ich mehr als zehntausend Menschen zu Christen gemacht. Dabei ging ich so zu Werke. Kam ich in ein Dorf, so versammelte ich Männer, Weiber und Knaben um mich und erklärte ihnen zuerst die Grundlehren des Christenthums, den Glauben an einen Gott in drei Personen. Dann lehrte ich sie das Kreuzzeichen ma-

*) 13. Brief (I. Bd. 83—92. S.)

chen, daß Vater Unser, Ave Maria, den Glauben beten; hierauf unterrichtete ich sie ausführlich in den zwölf Glaubensartikeln und den zehn Geboten Gottes. Fand ich sie hinreichend unterrichtet, so fragte ich jeden einzeln an, ob er jedem Glaubensartikel ohne Zweifel beistimme? Im Bejahungsfalle taufte ich ihn und gab ihm seinen Namen auf einen Zettel geschrieben. — Nach erhaltener Taufe bringt mir gewöhnlich Jeder seine Frau und Kinder ebenfalls zum christlichen Unterricht. Sind auf solche Weise alle getauft, so werden die Götzentempel sofort zerstört und die Götzenbilder zertrümmert. Welche Freude meine Seele bei diesem Anblick empfindet, kann ich euch nicht schildern, mein Herz jubelt vor Freude, wenn ich sehe, wie diese Menschen, welche so eben noch Abgötterer waren, nun mit eigenen Händen die Götzentempel vernichten. — In jeder Stadt und in jedem Dorfe lasse ich eine Abschrift der christlichen Lehre zurück und verordne, daß täglich Vor- und Nachmittags Etwas daraus vorgelesen wird. Habe ich auf solche Weise ein Dorf bekehrt, so wandere ich in ein anderes und thue das Gleiche. So gehe ich auf der ganzen Landschaft herum und führe die Einwohner überall in den Schafstall Christi mit einer Seelenfreude, die ich weder mündlich noch schriftlich auszusprechen vermag"*).

Den dritten großen Missionszug unternahm Franz Xaver nach den molukkischen und mauricischen Inseln; diese apostolische Wanderung dauerte zwei volle Jahre (1545—1547) und war mit einem glänzenden Erfolg gekrönt. Die Fahrt ging über Meliapur, die Grabstätte des hl. Apostels Thomas, und Malaca nach dem weiten Inselreich. Nicht nur hatte das Schiff wiederholt mit Seeräubern und Stürmen zu kämpfen, sondern dreitausend Meilen weit fuhr dasselbe stets zwischen Steinklippen und Sandbänken vorbei und drohte jeden Augenblick zu stranden. „Da sah ich — schreibt der Glaubensbote in einem seiner Briefe — viele Thränen, Sorgen und Kümmer-

*) 44. Brief (I. Thl. 200.—202. S.)

nisse; Alle erwarteten mit jedem Augenblick den Tod. Allein Gott wollte uns nicht zu Grunde gehen lassen, sondern durch diese Gefahren nur belehren, wie schwach die menschliche Kraft und die menschliche Hülfe ist" *).

Nach mehrmonatlicher Fahrt endlich am Ziele seiner Reise angelangt, schritt der zweite Apostel Thomas sofort an die Bekehrung dieses Inselreichs, welches theils von Heiden, theils von Sarazenen, theils von ehemaligen Christen bewohnt war. Vernehmen wir hierüber seinen eigenen Bericht:

„Das molukkische Reich besteht aus einer Unzahl Inseln, von denen es ungewiß ist, ob nicht einige mit dem Festlande zusammenhangen. Fast auf allen Inseln sind Dörfer, deren Einwohner große Empfänglichkeit für das Christenthum zeigen. Hätte die Gesellschaft Jesu in diesem Lande ein Kollegium, die meisten Einwohner würden Christen werden. Kämen jährlich nur zwölf eifrige Missionärs hieher, das ganze Land würde sich zu Gott bekehren. Die Sarazenen sind erst seit etwa 70 Jahren aus Arabien hier eingedrungen, sie leben mit den eingebornen Heiden in großer Feindschaft und diese folgen weit lieber der Lehre Christi als der Mahomeds. Die Sarazenen selbst haben hier die richtige Kenntniß der mahomedanischen Religion verloren und ich hoffe, daß auch sie für Christus zu gewinnen sind.

„Die Eingebornen sind grausam, barbarisch, untreu und undankbar. Auf einigen Inseln wird Menschenfleisch gespeist; das Fleisch der im Schlachtgewühl gefallenen Feinde ist vorzugsweise beliebt. Stirbt ein Familienglied, so werden dessen Hände und Füße als Leckerbissen genossen. Die Unmenschlichkeit wird — wie man mir berichtet — so weit getrieben, daß bei großen Gastmälern ein Nachbar dem Andern seinen alten Vater zum Schlachtopfer zuführt. Neben dieser Grausamkeit sind diese Leute außerordentlich wollüstig, alle Laster der Unzucht sind im Schwunge."

*) 52. Brief (I. Bd. 235. S.)

„Die Luft ist auf den molukkischen Inseln sehr gemäßigt. Dieselben werden durch hohe, dicke Bäume beschattet und durch häufigen Regen erquickt. Ringsum liegen viele Felsen und Steine, welche den Einwohnern im Krieg zur Vertheidigung dienen. Die Inseln werden durch häufige Erdbeben unter gewaltigem, unterirdischem Krachen und Donner erschüttert, auch speien mehrere derselben Feuer und Flammen aus. Es ist als habe Gott durch diese Naturerscheinungen die wilden Menschen an den Tod erinnern und dadurch vor Sünde und Laster zurückschrecken wollen! Möchten diese Menschen hierin das Bild des ewigen Feuers, welches auf die Lasterhaften wartet, erkennen und durch diesen schauerlichen Anblick ergriffen, sich von ihrem ruchlosen Lasterleben losreißen lassen.

„Auf den molukkischen Inseln werden verschiedene Sprachen geredet, oft trifft man im gleichen Dorfe mehrere Sprachen; doch verstehen alle die Malacaische. Deßwegen habe ich denn auch schon zu Malaca das apostolische Glaubensbekenntniß und dessen Auslegung, die offene Schuld, das Gebet des Herrn, den englischen Gruß, die zehn Gebote Gottes in diese Sprache übersetzen lassen, um den Eingebornen bei unserer Ankunft sofort in einer verständlichen Sprache die Lehren des Christenthums mittheilen zu können. — Von wissenschaftlicher Bildung zeigen sich hier keine Spuren. Die Einwohner wissen in der Regel weder zu lesen noch zu schreiben; die wenigen, die des Schreibens kundig, bedienen sich arabischer Buchstaben, welche sie den Sarazenen verdanken; vor der Ankunft der Mahomedaner wußte man hier nichts von dem Gebrauche der Schriftzeichen.

„Sehet, liebe Brüder! das ist die Lage des Landes, das sind die Zustände der Menschen, denen ich hier das Evangelium zu verkünden habe. O geliebteste Väter und Brüder! betet unablässig zu Gott für mich, ihr sehet ja, wie sehr ich der Hülfe bedarf! *)

„Zuerst brachte ich — so schildert Franz Xaver in einem

*) 52. Brief. (d. d. Insel Amboine, 10. Mai 1546.) I. Bd. 238. S.

späteren Briefe seine evangelischen Arbeiten. — Zuerst brachte ich drei Monate auf der Insel Amboine zu, wo sich wegen des Nelkenhandels (Cariopfylus) immer viele Portugiesen aufhalten. Sämmtliche Dörfer dieser Insel habe ich durchwandert und viele Kinder getauft. Auch kamen während dieser Zeit sieben Schiffe aus Europa an, deren Bemannung mir viele Arbeit gab. Kaiser Karl hatte dieselben zur Entdeckung neuer Seeküsten ausgesandt. Alle Sonn- und Feiertage predigte ich, täglich hörte ich Beicht, stündlich hatte ich Kranke zu besuchen und andere Werke der christlichen Barmherzigkeit zu verrichten. Nach Verlauf von drei Monaten segelte die Flotte nach Goa, ich aber setzte auf die Insel Moluccus über, wo sich ebenfalls Portugiesen aufhalten. Auch hier verweilte ich drei Monate mit Predigen, Beichthören, Unterrichten, Bekehren, Taufen. An den Feiertagen hielt ich zwei Predigen, die eine während dem Morgengottesdienst für die Portugiesen, die andere Nachmittags für die Neubekehrten; täglich ertheilte ich den Heiden und Sarazenen Unterricht im christlichen Glauben. Gott erweckte in den Herzen der Neubekehrten einen solchen Eifer, daß die molukkischen Knaben auf der Gasse, die Mädchen und Weiber in den Häusern, die Arbeiter auf dem Felde, die Fischer auf dem Meere laut das christliche Glaubensbekenntniß sangen und durch diesen christlichen Gesang die albernen, geilen, heidnischen Lieder verdrängten. In kurzer Zeit war die ganze Einwohnerschaft mir zugethan und zu dem Christenthum geneigt. Selbst der König von Molucus, obschon er eine Sarazene ist, zeigte sich mir gewogen. Derselbe hängt an der mahomedanischen Religion nur, weil sie ihm die Freiheit zu einem wollüstigen, zügellosen Leben läßt. Er hat mehr als hundert Weiber. Dieser König empfieng mich so freundschaftlich, daß es ihm die Großen des Reichs übelnahmen. Er versicherte mich seines Wohlwollens, erbat sich meine Freundschaft und machte mir sogar Hoffnung, später die christliche Religion anzunehmen. So oft ich ihn besuchte, schien er an meinem Gespräche eine besondere Freude zu haben, doch konnte ich es nicht weiter brin-

gen, als daß er einen seiner Söhne, welchem das mauriſche Reich beſtimmt iſt, taufen ließ; er ſelbſt wollte ſich nicht taufen laſſen."

„Von den molukkiſchen Inſeln ging ich auf die mauriciſchen, welche ſechzig Meilen weiter entfernt liegen. Auf dieſen fand ich viele chriſtliche Dörfer, welche jedoch ſeit langer Zeit jeder Seelſorge entbehrten. Die Eingebornen hatten vor mehreren Jahren den einzigen chriſtlichen Prieſter dieſer Inſel gemordet, ſeither kam kein Geiſtlicher in dieſe Gegend.

Drei volle Monate weilte ich auf dieſen Inſeln, durchwanderte alle Ortſchaften, taufte eine Menge Kinder und gewann die Erwachſenen für Chriſtus. Der Aufenthalt auf den mauriciſchen Inſeln iſt ſehr gefahrvoll; die Einwohner haſſen ſich gegenſeitig auf den Tod, liegen immer mit einander in Krieg, ſind ganz verwildert und barbariſch. Keiner weiß ſeinen Namen zu ſchreiben oder zu leſen. Gewöhnlich räumen ſie ihre Feinde mit Gift aus dem Wege; die Zahl der Vergifteten iſt jährlich bedeutend. Selbſt der Boden iſt roh und unfruchtbar; es gibt weder Hornvieh noch Schafe, nur Wildſchweine ſind in Menge vorhanden. Die Einwohner machen ſich Kleider aus der Rinde eines großen Baumes; ihr Unterhalt beſteht aus Reis und einigen Baumfrüchten. Einer dieſer Volksſtämme iſt ſo blutdürſtend, daß er die Tödtung eines Menſchen als verdienſtliches Werk anſieht; findet er keinen Fremden, ſo ſchlachtet er ſeine eigenen Weiber und Kinder. Ueberdies wird die Inſel durch Erdbeben und feuerſpeiende Berge und Aſchenregen oft ganz verwüſtet. Wie heftig die Erdbeben ſind, mögt ihr daraus entnehmen, daß der Altar, auf welchem ich am Feſttage des hl. Erzengels Michael die Meſſe las, beinahe zuſammenſtürzte. Ihr ſehet, geliebte Brüder, welchen Ueberfluß an himmliſchen Freuden dieſe Inſeln für einen chriſtlichen Prieſter gewähren. Alle dieſe Gefahren und Leiden, wenn ſie um Chriſtus willen erduldet werden, ſind ebenſoviele Schätze himmliſcher Tröſtungen. Thränen der Seligkeit vergieße ich auf dieſen Inſeln, niemals erinnere ich mich

so reine und so unausgesetzte Seelenfreuden genossen zu haben wie hier; nicht „Mohren-Inseln", sondern Inseln „der süßen Hoffnung" sollte man sie nennen.

„Nachdem ich alle christlichen Dörfer auf den mauricischen Inseln durchwandert, kehrte ich nach Molucus zurück und brachte da abermals drei Monate mit Predigen, Taufen, Beichthören, Bekehren der Ungläubigen und Stärkung der Neubekehrten zu.

„Mit Gottes Gnade blühte auf solche Weise das Christenthum in diesem Inselreich schön heran; ich entschloß mich daher nach Malaca zurückzukehren, um anderwärts das Erdreich für die christliche Saat vorzubereiten. Um dem Weinen und Schluchzen der Freunde und Neubekehrten beim Abschiede zu entgehen, begab ich mich heimlich um die Mitternachtsstunde an Bord. Aber auch so blieb meine Abreise nicht verborgen; ich wurde entdeckt; und die Trennung von meinen in Christus geborenen Kindern schnitt tief in das Herz.

„In Malaca hielt ich mich vier ganze Monate auf, eine günstige Witterung zur Rückkehr nach Goa abwartend. Diese Zeit ging jedoch keineswegs verloren, ich hatte mit geistlichen Werken, Predigen, Katechisiren, Beichthören mehr zu thun als meine Kräfte erlaubten. Auch traf ich da die Anordnung, daß zur Nachtzeit ein Mann mit einer Laterne und einem Glöcklein in der Stadt herumging, welcher in allen Gassen und Straßen mit lauter Stimme rief: „Betet für die Seelen der Christgläubigen, die im Fegfeuer gepeinigt werden." Und: „Betet für die Sünder, welche für ihre Todsünden keine Buße thun." Durch diesen ersten Zuruf werden die Guten zur Frömmigkeit angetrieben, die Gottlosen aber vor ihren Schandthaten abgeschreckt" *).

Im Jenner 1549 traf Franz Xaver endlich wieder in Goa, dem Hauptsitze des portugiesischen Indiens ein; die Seefahrt von Malaca nach Cochin war äußerst stürmisch, drei Tage und

*) 64. Brief (d. d. Cochin, 21. Jenner 1549. (II. Bd., S. 49—67.)

drei Nächte tobte das Ungewitter, alle Waaren und Schätze wurden über Bord geworfen, die kühnsten Seefahrer verloren den Muth, nur Franz Xaver blieb unerschrocken und ruhig; er erkannte im Glück wie im Unglück die göttliche Vorsehung. Gleichen Starkmuth und gleiches Vertrauen hatte derselbe einige Monate früher in einer ebenso schwierigen Lage zu Malaca bewiesen.

Während seinem dortigen Aufenthalte drohte nämlich dieser Stadt eine große Gefahr, von welcher sie nur durch die Standhaftigkeit des christlichen Missionärs befreit wurde. In der Nacht vom 8/9 Oktober 1549 überfiel Alaradin, König von Achem, plötzlich mit einem zahlreichen Heere die Stadt, bemächtigte sich durch einen Handstreich des Hafens, steckte die Flotte in Brand und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Die Portugiesen versammelten sich bei ihrem Gouverneur de Mello, beriethen sich hin und her, und verzweifelten an der Vertheidigung. Da wurde auch Franz von Xaver in die Versammlung berufen; mit Gottesvertrauen sprach der Missionär den Christen Muth zu, zeigte ihnen die Gefahr, welche aus der Uebergabe an den heidnischen König Alaradin für den christlichen Glauben Malaca's entstünde, forderte sie zum Vertrauen auf Gottes Beistand auf, rieth ihnen, einige alte Schiffe zu bewaffnen und einen Angriff auf den Feind zu wagen. Die Christen folgten der Stimme des Priesters. In Eile wurden einige kleine Schiffe ausgerüstet, bewaffnet und bemannt; Franz Xaver segnet die Mannschaft und diese schreitet zum Angriff. Der Kampf ist hitzig und blutig, endet jedoch mit einem glänzenden Siege der Christen, sämmtliche Schiffe Alaradins wurden verbrannt, seine ganze Armee vernichtet, und triumphirend kehrten die Christen in die Stadt zurück, Gott und dem guten Rathe des Missionärs die Ehre und das Glück des Tages zuerkennend.

Während Franz von Xaver auf solche Weise in Indien und den umliegenden Reichen an der Verbreitung des Christen-

thums arbeitete, kam aus einem fernen Lande ein junger Mann zu ihm, um aus dem Munde des gelehrten Europäers Aufschluß über die Wahrheiten der Religion zu empfangen. Dieser lernbegierige Mann hieß Anger, das Reich aber, aus welchem er stammte, war Japan. Portugiesische Schiffleute hatten in jenen Tagen zum erstenmal den Weg nach diesem Land entdeckt und da ein solches Lob von den erhabenen Lehren ihres indischen Missionärs gemacht, daß Anger sich entschloß, mit ihnen die Reise nach Indien anzutreten, um sich durch diesen Gotteslehrer unterrichten zu lassen. Die Gnade Gottes war mit dem Jüngling; in kurzer Zeit überzeugte er sich von der Wahrheit und der Heiligkeit der christlichen Religion, empfieng die hl. Taufe und nahm den Namen Paulus an. Seinem Beispiel folgten noch zwei andere Jünglinge aus dem fernen Reiche; diese drei Jünglinge machten dem Franz Xaver ein solches Bild von ihrem Vaterland, daß in seinem Herzen der heißeste Wunsch entstund, selbst nach Japan zu ziehen und da den Samen des Christenthums auszustreuen. Hören wir seine eigenen Worte: „Da meine Person hier (in Indien) nicht mehr nöthig ist, so schrieb Xaver auf den Knieen an den Ordensgeneral Ignaz nach Rom*), und ich sichere Nachricht empfangen habe, daß an China ein großes Reich gränzt, welches Japan heißt, dessen Volk im Heidenthum liegt und das eine große Wißbegierde nach göttlichen und menschlichen Kenntnissen hat, so bin ich entschlossen, sogleich dorthin zu wandern. Ich trete diese Reise mit großer Seelenfreude und mit noch größerer Hoffnung an, denn ich bin sicher, daß unsere Bemühungen bei dieser Nation einen großen und dauerhaften Erfolg haben werden. Im Kollegium zu Goa haben wir drei Jünglinge aus diesem Lande, die voriges Jahr mit mir von Malaca dahin kamen. Diese erzählen Wunderdinge von Japan. Es sind Jünglinge von sehr guten Sitten und scharfsinnigem Verstand; Paulus besonders zeichnet sich aus. In acht Monaten

*) Brief d. d. Cochin, 14. Jenner 1549.

lernte er die portugiesische Sprache reden und schreiben, erwarb sich genügende Kenntnisse in der christlichen Religion und machte große Fortschritte in den geistlichen Wissenschaften und Uebungen. — Diese drei Jünglinge und zwei unserer Patres gedenke ich mit mir nach Japan zu nehmen. So Gott will, reisen wir im künftigen Monat April ab. Japan ist von der Stadt Goa mehr als 1300 Meilen entfernt. Die Reise geht bei der Stadt Malaca und an der Küste von China vorbei. Ich kann nicht aussprechen, welche Wonne die Wanderung in diese Gegend bei mir erregt! Der Weg dahin ist sehr vielen Gefahren ausgesetzt, Ungewitter, Sandbänke, Seeräuber machen denselben unsicher; die Seefahrer schätzen sich glücklich, wenn sie auf je zwei Schiffe nur eines verlieren. Ich aber bin innerlich so festen und guten Muths, daß ich von meinem Vorhaben nicht abstünde, wenn ich auch gewiß wüßte, daß noch größere Gefahren mir drohten. So groß ist die Hoffnung, welche Paulus oder vielmehr Gott durch ihn in mir für die Bekehrung dieses Landes erweckt hat. — Dich aber, Vater Ignaz, Vater meiner Seele: Dich bitte ich auf der Erde knieend — denn so schreibe ich diesen Brief — fußfällig bitte ich dich, höre nicht auf, Gott für mich in deinen Meßopfern und Gebeten zu bitten, daß er mir während meinem Leben die Gnade gibt, seinen heiligsten Willen ganz zu erkennen und vollkommen zu erfüllen"*).

Den 25. April 1549 segelte Xaver mit seinen Gefährten nach Japan. Die Reise ging von Cochin nach Malaca, von Malaca nach Cochinchina, den chinesischen Häfen Canton und Cinceu und von da endlich nach Japan.

Er selbst schildert seine Seefahrt folgendermaßen: „Auf der Fahrt von Cochin nach Malaca brachten wir nicht ganz vierzig Tage zu. Ohne die geringste Unpäßlichkeit kamen wir daselbst an, auch hatten wir auf der ganzen Fahrt sehr gute Witterung. Von den Seeräubern erblickten wir nicht eine Spur. Dank sei dem allmächtigen Gott für diese große Begünstigung!

*) Auszug aus dem 62. Brief. II. Band, Seite 34—46.

Den letzten Mai stiegen wir in dem Hafen von Malaca ans Land. Der Statthalter Petrus de Sylva und die ganze Stadt, vom Vornehmsten bis auf den Niedrigsten, empfiengen uns mit außerordentlichen Freudenbezeugungen. Dem Statthalter entdeckte ich bei der ersten Zusammenkunft meinen Reiseplan nach Japan. Derselbe erbot sich, sein Möglichstes beizutragen; zuerst wollte er ein eigenes portugiesisches Schiff zu unserer Ueberfahrt ausrüsten lassen, als sich aber kein taugliches im Hafen vorfand, so schloß er für uns einen Vertrag mit einem chinesischen Kaufmann, dessen Familie in Malaca wohnt. Dieser verpflichtete sich, uns geraden Wegs nach Japan zu führen, ohne an der chinesischen Küste (deren Betreten allen Fremden unter Todesstrafe verboten ist) irgendwo zu landen, und setzte zur größeren Sicherheit sein Weib und sein Hauswesen in Malaca zum Unterpfande ein. Ueberdies versah uns der Statthalter auf das vorsichtigste und freigebigste mit allen Reisebedürfnissen, auch gab er uns 200 Dukaten als Geschenk für den König von Japan, um diesen dadurch für uns günstig zu stimmen" *).

„Am Geburtsfeste Johann des Täufers verließen wir Malaca. Die Witterung war günstig. Allein statt diese zur schnellen Fahrt zu gebrauchen, änderte unser Schiffsherr auf treulose Weise den Reiseplan, landete bald da bald dort auf den Inseln und ließ den günstigen Wind unbenützt vorüberstreichen. Zwei Punkte schmerzten uns sehr. Erstens die traurige Aussicht, an der Küste von China überwintern zu müssen, und dann zweitens die Wahrnehmung, daß unsere Schiffsleute auf ihrem Fahrzeuge ein Götzenbild mit sich führten, dem sie trotz unserer Einsprachen und Belehrungen göttliche Ehre erwiesen und das sie von Zeit zu Zeit durch das Loos befragten, ob es rathsam sei, nach Japan zu fahren oder nicht, ob die Reise glücklich oder unglücklich ausfalle und dergleichen? Auf

*) Auszug aus einem Briefe, welchen Xaver von Malaca am Frohnleichnamsfeste 1549 an seine Brüder nach Goa schrieb. (72. Brief. II. Bd., S. 144—159.)

einer Insel der chinesischen See stellten sie abergläubische Opfer an und zogen das Loos, um von dem Götzenbilde zu vernehmen, ob günstige Winde eintreten? Glücklicherweise versprach das Loos gute Winde, wir lichteten unverzüglich die Anker und spannten freudig die Segel aus — die Schiffsleute, im Vertrauen auf das Götzenbild, das sie im Hintertheil des Schiffs mit Wachslichtern und Rauchwerk verehrten, wir aber im Vertrauen auf Gott, den Beherrscher des Himmels, der Erde und des Meeres und auf seinen Sohn Jesus Christus, dessen Religion zu verbreiten der Zweck unserer Reise war. Während der Fahrt fiel es ihnen in Sinn, das Loos zu ziehen, ob das Schiff von Japan wieder nach Malaca zurückkehren würde? Die Antwort lautete, daß das Fahrzeug zwar glücklich nach Japan, aber von Japan nicht mehr nach Malaca gelangen werde. Diese Aussage des Götzenbilds machte sie stutzig und führte sie zum Entschluß, den Winter in China zuzubringen und erst das künftige Jahr nach Japan zu segeln. Wie war uns zu Muthe, da über unsere ganze Reise das blinde Loos eines Götzenbilds entschied! Nach langsamer Fahrt gelangten wir zu dem chinesischen Seehafen Cochinchina. Hier begegnete uns ein entsetzliches Unglück, das uns Alle an den Rand des Untergangs führte. Während wir vor Anker lagen, erhob sich ein grauses Ungewitter, welches unser Schiff plötzlich so gewaltsam herumpeitschte, daß einer unserer christlichen Japaner in die Schiffsgrube fiel und nur mit Mühe gerettet wurde, die Tochter des Schiffsherrn aber, über Bord geworfen, vor den Augen des Vaters jämmerlich in den Wogen zu Grunde ging. Da erhoben die unglücklichen Leute den ganzen Tag und die folgende Nacht ein furchtbares Geheul, brachten dem Götzenbilde Opfer, schlachteten ihm Vögel, setzten ihm Speisen vor und fragten endlich dasselbe durch das Loos über die Ursache dieses Unglücks. Die Antwort lautete: „Wäre der Japaner zu Grunde gegangen, so wäre die Tochter gerettet worden.“ Welche Gefahr schwebte in diesem Augenblick über unserem Haupte! Ueber unser Leben wurde das Loos gewürfelt; Gott fügte das Schicksal zu unserem Besten.“

„Nachdem das Ungewitter nachgelassen, lichteten wir die Anker, spannten die Segel aus und setzten unsere Reise unter Thränen fort. In wenigen Tagen erreichten wir den chinesischen Hafen Canton. Hier wollte der Schiffsherr überwintern. Vergebens suchten wir ihn durch Bitten und durch Drohungen zu einem andern Entschluß zu bringen, er blieb auf seinem Satz, bis er endlich plötzlich die Anker lichtete und bei günstigem Winde nach Cinceu, einem anderen chinesischen Hafen, fuhr, um da zu überwintern. Schon waren wir im Begriffe in den Hafen einzulaufen, als uns plötzlich ein Bot zueilte mit der Nachricht, derselbe sei von Seeräubern besetzt und es sei um uns geschehen, wenn wir uns nähern. Der Schiffsherr, da er die Seeräuber in einer Entfernung von 4000 Schritten erblickte, beschloß sogleich Cinceu zu verlassen und nach Canton zurückzukehren; allein nach dieser Richtung ging ein heftiger Gegenwind, und so steuerten wir gegen den Willen des Schiffsherrn und des Schiffsvolks — Japan zu. Auf solche Weise langten wir endlich in diesem uns so erwünschten Lande an, es war am Festtage der Himmelfahrt Maria's 1549 *)."

Vernehmen wir nun Franz Xavers Bericht über seine erste Wirksamkeit in dem Japanischen Lande.

„Die Landung erfolgte zu Cangoxima, der Vaterstadt unseres Paulus. Seine Verwandten und Freunde empfiengen uns wohlwollend, auch der Statthalter, die vornehmsten Bürger und die ganze Stadt begegneten uns mit Freundlichkeit. Alle blickten die neuen Priester aus Portugal mit großer Verwunderung an. Dem Paulus trugen sie es durchaus nicht nach, daß er die christliche Religion angenommen, im Gegentheil, sie achteten ihn noch mehr und wünschten ihm Glück, daß er die Reise nach Indien gemacht und da Kenntnisse erworben habe, die bis jetzt in Japan unbekannt waren. — Der Fürst, d. h. der Herr einiger Städte, war bei unserer Ankunft nicht in Cangoxima, sondern in einem sechs Meilen entfernten Orte.

*) 83. Brief, II. Bd. S. 214.

Paulus begab sich zu ihm und wurde freundlich empfangen. Der Fürst freute sich über seine Zurückkunft und fragte ihn Vieles über die Sitten, die Macht und den Reichthum der Portugiesen. Vor einem Bilde der Jungfrau Maria und des Kindes Jesu, das ihm Paulus zeigte, fiel er sogleich auf die Kniee, verehrte dasselbe gottesfürchtig und befahl allen Anwesenden, das Gleiche zu thun. Auch die Mutter des Fürsten hatte große Freude an dem Bilde und verlangte eine Abzeichnung desselben, sowie auch eine schriftliche Zusammenstellung der vorzüglichsten christlichen Lehren.

„Ihr sehet also, daß ein fruchtbares Feld unserer Thätigkeit eröffnet ist. Wären wir der japanischen Sprache schon mächtig, wir hätten bereits viele Seelen zum wahren Gott bekehrt. Paulus predigt seinen Verwandten und Bekannten Tag und Nacht, schon hat er sein Weib, seine Tochter und mehrere Freunde bekehrt. Da beinahe alle Japaner lesen können, so lernen sie bald unsere Gebete. Gott gebe, daß wir ihre Sprache bald verstehen. Dann werden auch wir das Christenthum zu verbreiten suchen, denn bis jetzt sind wir wie stumme Statuen unter diesem Volke. Die Einwohner fragen und sagen uns manches, allein wir müssen stumm bleiben, da wir ihre Sprache nicht verstehen. Wir müssen also gleichsam wieder Kinder werden und zuerst reden lernen, wollte Gott wir würden auch in Beziehung auf die Herzenseinfalt wieder Kinder.

„Zum Schlusse des Briefes habe ich euch eine gute Botschaft mitzutheilen, ich habe sie absichtlich auf das Ende aufbewahrt, damit ihr desto mehr euch erfreuet und Gott preiset. Am Tage des hl. Michaels waren auch wir bei dem Fürsten von Cangoxima. Derselbe empfieng uns mit vieler Achtung und ermahnte uns, die Bücher des christlichen Gesetzes wohl aufzubewahren; fände er dieselben gut und wahr, so wolle auch er denselben huldigen. Wenige Tage nach unserem Besuch erlaubte er Allen, welche unter seiner Herrschaft und in seinem Gebiete leben, die christliche Religion anzunehmen. Diesen Winter werden wir also in Cangoxima zubringen, und die

Hauptstücke des christlichen Glaubens in japanischer Sprache zusammenschreiben, wozu uns Paulus durch treue Uebersetzung sehr behülflich ist; diese Schrift gedenken wir später drucken zu lassen, um so die christliche Religion auch in jene Gegenden zu verbreiten, in die wir wegen überhäufter Arbeit nicht selbst hindringen können. — Unsere Absicht ist, sobald möglich nach Meaco zu dringen, welches die größte Stadt Japans und der Sitz des großen Königs ist. Meaco liegt 300 Meilen von Cangorima und erst in fünf Monaten soll der Wind zur Ueberfahrt günstig werden. Man erzählt uns Wunder von der Größe dieser Stadt. Sie soll eine Unzahl Häuser, mehr als zwanzig sogenannte Klöster, eine berühmte Akademie haben; in kleiner Entfernung um die Stadt liegen noch mehrere andere Akademien, von denen jede 3500 Schüler zählen soll. Von der Größe dieser Anstalten berichtet man so wunderliche Dinge, daß wir dieselben selbst sehen müssen, um Euch etwas Zuverlässiges melden zu können" *).

Ueber den ferneren Fortgang des großen Missionswerks in Japan erstattet Franz Xaver im folgenden Jahre 1551 folgenden Bericht aus Amanguzi: „Mit gegenwärtigem Brief will ich euch erzählen, was Gott seit dem letzten Jahr durch uns gethan hat. Mehr als 12 Monate blieben wir in Cangorima. Während dieser Zeit führten wir mehr als hundert Seelen in den Schafstall Christi, studirten die japanische Sprache und übersetzten die Hauptpunkte des Evangeliums in die Landessprache. Wie aber unsere Sache einen guten Fortgang machte, da beklagten sich die Bonzen (die heidnischen Priester) bei dem Fürsten. Sie bedeuteten demselben, daß, wenn er seine Untergebenen den christlichen Glauben annehmen lasse, so gehe sein ganzes Reich zu Grunde, die vaterländischen Götter — sie heißen dieselben Pagoden — würden verachtet und auch die alten heiligen Gesetzgeber verschmäht. Er solle daher die Annahme des Christenthums unter Todesstrafe verbieten. Der

*) Auszug aus F. Xavers Brief, d. d. Cangorima, 5. Nov. 1549, an die Gesellschaft Jesu in Goa. (83. Brief, II. Bd. S. 214—253.)

Fürst, durch die Einflüsterungen der Bonzen eingenommen, gab ihrem Gesuche nach und verbot die weitere Verbreitung des Christenthums in seinem Gebiet. Unter solchen Umständen beschloßen wir, die Stadt zu verlassen; den Neubekehrten, welche bei dieser Nachricht in Thränen zerflossen, ließ ich ihren Mitbürger Paulus zur Tröstung zurück, wir aber gingen nach Amanguzi.

„Diese Stadt ist der Sitz eines mächtigen Fürsten, zählt mehr als 10,000 Familien und besteht ganz aus hölzernen Häusern. Da sowohl die Vornehmen als die Gemeinen sich sehr begierig nach der Kenntniß des christlichen Gesetzes zeigten, so hielten wir, da wir der Landessprache noch nicht mächtig genug waren, für das Beste, auf den offenen Straßen der Stadt zweimal des Tags unser japanisches Buch herabzulesen und auf diese Art dem Volke die Religion Christi bekannt zu machen. Einige Vornehme luden uns zu sich in ihre Häuser, um mit Bequemlichkeit sich über unsere Lehren zu erkundigen. Einige derselben nahmen unsere Vorlesungen mit Beifall auf, andere lachten darüber und schalten uns. So oft wir auf solche Weise durch die Straßen der Stadt zogen, folgte uns eine Menge Knaben gemeiner Leute unter Gespött und Geschrei: „„Seht, das sind die Lehrer des neuen göttlichen Gesetzes."" Bereits hatten wir einige Tage die Lehre Jesu in der Stadt verkündet, da ließ uns der König zu sich berufen und fragte uns: „„Woher und warum wir nach Japan gekommen?"" Unsere Antwort lautete: „„Wir sind Europäer und sind in dieses Land gewandert, um das Gesetz Gottes zu verkünden. Niemand kann selig werden, wenn er nicht Gott und seinen Sohn Jesum Christum, den Erlöser und Richter aller Völker, in Tugend und Reinheit ehrt."" Hierauf befahl uns der König, ihm das Gesetz Gottes näher zu erklären. Wir sagten ihm also einen großen Theil unseres Buches her; während der ganzen Vorlesung, welche mehr als eine Stunde währte, hörte er uns fleißig und aufmerksam zu und entließ uns dann in Gnaden. Wir fuhren also fort, das Evangelium in den Gassen und Straßen der

Stadt zu predigen; Viele hörten die Lehren Christi mit großer Aufmerksamkeit, vernahmen die edlen Handlungen desselben mit Bewunderung und beweinten sein bitteres Leiden und seinen Tod, allein nur Wenige bekehrten sich zum Christenthum.

„Da unsere Arbeit in Amanguzi nur mit geringem Erfolge gesegnet war, so verließen wir die Stadt, um nach Meaco zu reisen. Zwei volle Monate brachten wir auf der Pilgerfahrt zu, diese war äußerst gefahrvoll, denn im ganzen Land loderte die Kriegsflamme, der vielen Straßenräuber und der heftigen Kälte nicht zu gedenken.

„In der Hauptstadt suchten wir vorerst zum Könige zu gelangen, um von ihm die Erlaubniß zur Verkündung des Evangeliums auszuwirken. Alle Zugänge zum Thron waren jedoch verschlossen und wir mußten unser Predigtamt ohne königliche Bewilligung eröffnen. Der Versuch schlug gänzlich fehl. Die Einwohner, mitten im Kriegsgewühl, hatten nur Augen und Ohren für die Waffen, nicht aber für die friedlichen Lehren des Evangeliums. Meaco, vormals eine der größten und berühmtesten Städte, ist durch die vieljährigen Kriegsunruhen großentheils zerstört und verwüstet, die Stadt soll ehemals 180,000 Häuser gezählt haben und der Umfang der Mauern macht diese Angabe nicht unwahrscheinlich, gegenwärtig hat sie trotz der Kriegsverwüstungen noch über 100,000 Wohnungen.

„Diese ungünstigen Zeitverhältnisse nöthigten uns, nach Amanguzi zurückzukehren und da unsere Arbeiten fortzusetzen. Diesmal war der Erfolg segensreicher. Gleich bei der Ankunft übergaben wir dem Könige einige Briefe und Geschenke, welche der Vizekönig von Indien uns für ihn nach Japan geschickt hatte. Der König war darüber höchst erfreut und ließ uns zur Belohnung ein großes Gewicht Gold und Silber zustellen. Wir aber sandten ihm dies Geschenk zurück mit der Bitte: „Wenn er uns Fremdlingen eine angenehme Gabe machen wolle, so solle er uns die Bewilligung ertheilen, das Gesetz Gottes in seinem Gebiete zu verkünden.“ Sehr gerne gab der

König diese Erlaubniß; an allen Ecken der Stadt ließ er verkünden, daß es uns gestattet sei, das himmlische Gesetz zu lehren und daß es jedem Unterthan freistehe, dasselbe anzunehmen. Gleichzeitig ließ er uns ein leeres Kloster zur Wohnung anweisen.

„Nun kam eine zahllose Menge Volks aller Stände und Alter zu uns. Alle wollten die neue Religion kennen lernen. Zweimal des Tags predigten wir; auf jede Predigt folgte eine öffentliche Unterredung, in welcher wir über die an uns gestellten Fragen und Einwürfe Aufschluß ertheilten. So waren wir beinahe den ganzen Tag mit Predigen und Erörterung der Einwürfe beschäftigt. Bei unseren Vorträgen erschienen auch viele Bonzen und Vornehme des Reichs. Fort und fort war unser Haus mit Besuchen angefüllt, so daß oft Manche wegen Enge des Raums keinen Platz fanden. Die von den Bonzen aufgeworfenen Fragen gaben uns Gelegenheit, die Falschheit ihrer Gesetze und die Wahrheit unserer Religion nachzuweisen. Nach langem Wortstreit und vielem Fragen erklärten sich in einiger Zeit Viele der Zuhörer aufgeklärt und zur Annahme des Christenthums bereit. Unter diesen Neubekehrten befanden sich einige von hohem Ansehen, welche uns große Dienste leisteten. Durch sie erhielten wir bestimmte Kenntniß über die Geheimnisse oder richtiger zu sagen über die Thorheiten der japanischen Sekten. Mit den Lehren derselben genau vertraut, stellten wir die Gründe und Beweise zu ihrer Widerlegung zusammen und begannen nun unsererseits die Bonzen anzugreifen und mit Fragen und Einwürfen so in die Enge zu treiben, daß sie uns nichts mehr zu antworten wußten. Dieses Verstummen der Bonzen machte einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer; die Neubekehrten fühlten sich in ihrem Glauben gestärkt, die Heiden aber waren in ihrer Religion erschüttert und wankten, da sie ihre Bonzen selbst wanken sahen. In Zeit von zwei Monaten zählten wir bereits über 500 Christen und diese Zahl nimmt, Gott sei Dank, täglich zu. Es ist unglaublich, wie sehr uns die Neubekehrten

lieben; sie bestürmen uns mit ihrer Güte und ihren Liebesdiensten, der Allmächtige lohne es diesen guten Seelen" *).

Täglich drang Franz Xaver tiefer in den Geist und das Leben der Japaner ein, täglich erwarb er sich eine gründlichere Kenntniß ihres Charakters, ihrer Sitten, ihrer Sprache, ihres Landes, ihrer Religionsgebräuche, ihrer gesammten Denk- und Handlungsweise. Diese Kenntnisse waren für den eifrigen Missionär zur Verbreitung des Christenthums äußerst wichtig, nicht nur entdeckte er dadurch die beste Art und Weise, die Irrthümer der Eingebornen wurzelhaft auszurotten und das Christenthum desto tiefer in ihr Herz zu pflanzen; sondern diese Kenntnisse gaben ihm auch die Mittel an die Hand, seine Ordensbrüder in Europa über die japanischen Zustände zu belehren, dieselben für die Mission dieses Landes vorzubereiten und so für die christliche Zukunft des Orients zu sorgen.

Vernehmen wir einige der wichtigsten Notizen, welche Franz Xaver in dieser Beziehung über Japan an den Ordensgeneral der Gesellschaft Jesu nach Europa schrieb; sie gewähren uns einen interessanten Blick sowohl in das Leben dieses Volks als in das Streben des Missionärs.

„Die Landschaft Japan ist sehr weitschichtig und besteht ganz aus Inseln; dieselbe wurde erst vor acht oder neun Jahren durch die Portugiesen entdeckt. Die Japaner streben sehr nach Ehre und Ansehen; sie glauben, alle Nationen an Waffenruhm und kriegerischer Tapferkeit zu übertreffen. Die Waffen halten sie in großen Ehren und Werth, nichts gefällt ihnen so sehr, wie in Silber und Gold glänzende Waffen. Den ganzen Tag tragen sie Schwerter und Dolche bei sich, des Nachts hängen sie dieselben über ihrem Haupte auf. Sie sind die geschicktesten Bogenschützen, sie streiten meistens zu Fuß, obschon sie viele Pferde haben. Von Natur aus kampflustig, liegen sie mit einander beständig im Kriege; wer die meisten Kräfte hat,

*) Auszug aus Franz Xavers Brief d. d. Amanguzi an die Gesellschaft Jesu in Goa im Jahr 1550. (88. Brief, II. Bd. S. 277—286.)

der herrscht am weitesten. Unter sich sind sie dienstfertig, Fremden begegnen sie mit Verachtung.

„Ich gab mir viele Mühe zu erforschen, ob den Japanern der Name unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus bekannt sei? Aus ihren schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen überzeugte ich mich endlich, daß sie nichts von Jesus Christus gehört haben. Der Fürst von Cangorima führt zwar ein weißes Kreuz in seinem Familienwappen, doch ist der Name Christus ihm im Grunde unbekannt.

„Als Urheber ihrer Religion verehren sie den Xaca und Amida. Ich erkundigte mich genau, ob dieser Xaca und Amida weise Menschen gewesen und bat die Neubekehrten um deren Lebensbeschreibung. Auf diese Weise erfuhr ich, daß diese beiden Hauptstifter der japanischen Sekten tausend oder gar zwei tausend Jahre gelebt und daß Xaca achttausendmal geboren wurde.

„In ganz Japan gibt es eine große Menge Männer und Weiber, welche ein Mönchsleben führen und sich Bonzen nennen. Dieselben tragen entweder ein graues oder schwarzes Kleid und scheiden sich nach dieser Farbe in zwei feindselige Klassen. Diese Bonzen, sowie das Volk theilen sich überdies in neun verschiedene Sekten, von welchen jede behauptet, daß ihr Stifter während zwei oder dreitausend Jahren in der Wüste freiwillig Buße gethan und sich gezüchtigt habe. Jede rühmt ihren Stifter auf das höchste und behauptet, daß derselbe freiwillig die grausamsten und langwierigsten Leiden erduldet habe, um dadurch die unbußfertigen Sünder zu erretten. Sie glauben, daß jene Menschen, welche ihre Sünden nicht selbst abbüßen, dennoch von aller Strafe befreit bleiben, wenn sie den Stifter ihrer Sekte mit großem Vertrauen anrufen und alle ihre Hoffnung auf denselben setzen. Auf diese Weise hoffen sie selbst aus der Hölle wieder befreit zu werden. — Von diesen Sekten haben einige dreihundert, andere fünfhundert Gebote, doch kommen alle darin überein, daß es fünf vorzüglich und besonders nothwendige Gebote gebe. 1. Man soll nicht tödten,

noch etwas Getödtetes speisen. II. Man soll nicht stehlen. III. Man soll nicht ehebrechen. IV. Man soll nicht lügen. V. Man soll sich des Weins enthalten. Diese fünf Gebote sind allen Sekten gemein; doch erklären die Bonzen dem Volk, es sei unmöglich, daß die in zeitliche Geschäfte verwickelten Weltmenschen alle fünf Gebote halten; um das Unheil, welches aus der Verletzung entstehen könnte, abzuwenden, genüge es, daß das Volk die Bonzen mit Geld und Einkünften unterstütze und in Ehren halte. In diesem Falle versprechen die Bonzen, die Gebote statt des Volkes zu halten und durch ihre Fürbitte die Sünder von den Höllenpeinen zu erretten. Das Geld, welches man den Bonzen in diesem Leben gibt, werde man nach dem Tode in zehnfachem Maße und in der gleichen Münze, in welcher man es gegeben, zurückerhalten. Auf diese Weise wissen sich die Bonzen viel Geld zu verschaffen und bei dem Volke in großen Ehren zu erhalten; beim Tode lassen die Japaner die Handschriften, welche ihnen die Bonzen für das geschenkte Geld ausgestellt, in das Grab legen, dadurch hoffen sie vor dem Teufel sicher zu sein.

„Die Japaner bedienen sich beim Gebete einer ziemlich langen Reihe kleiner Kugeln, und rufen unter dem Beten bei jedem Kügelchen den Stifter ihrer Sekte an. Jedem steht es frei, derjenigen Sekte sich anzuschließen, welche er für die beste hält. So ereignet es sich, daß oft im gleichen Hause der Mann dieser, die Frau jener, die Kinder einer dritten Sekte angehören. Da jeder leben kann, wie er will, so entsteht dadurch keine Verwirrung; doch ergeben sich zuweilen Streitigkeiten über die Vorzüge der einzelnen Sekten und diese arten mitunter in Handgemenge aus.

„Auf der Erde gibt es kein Volk, das so wißbegierig und so zudringlich im Fragen ist, wie das japanische. Im Ausforschen, Antworten, Widersprechen und Einwürfemachen sind sie unermüdlich. Vor unserer Ankunft wußten sie nichts vom Laufe der Sonne und der Gestirne, sie wußten nicht einmal, daß die Erde rund ist. Als wir ihnen hierüber, sowie über die Ursa-

chen des Blitzes, des Regens ꝛc. Aufschluß ertheilten, da bestürmten sie uns mit Fragen, bezeugten große Freude und hielten uns für gelehrte Männer. Die Achtung, welche sie für unsere Gelehrsamkeit hatten, eröffnete uns den Weg zu ihrem Herzen. Die Gesetze der Japaner stammen aus China und sind mit chinesischen Buchstaben geschrieben. Die Japaner selbst haben zweierlei Buchstaben, die einen für das männliche, die andern für das weibliche Geschlecht; beinahe Jedermann kann lesen. Die Bonzen unterrichten die Knaben, die Bonzinen die Mädchen in ihren Klöstern, die Vornehmen und Reichen lassen die Kinder durch Hauslehrer erziehen.

„Vormals wurden die Bonzen und Bonzinen, welche eines der fünf Hauptgebote übertraten, mit dem Tode bestraft. Ein Bonze, welcher Unzucht getrieben, einen Diebstahl begangen, eine Lüge gesprochen, ein lebendes Wesen getödtet, oder von einem Getödteten gespeist oder Wein getrunken, hatte das Leben unabänderlich verwirkt. Gegenwärtig ist ihre Zucht ganz zerfallen. Die Meisten trinken Wein, essen heimlich Fleisch, ergeben sich den Lügen, schänden öffentlich die Ehe, treiben widernatürliche Unzucht, und predigen sogar, dieses sei keine Sünde. Das gemeine Volk aber sagt: „Wenn dies den Bonzen erlaubt ist, warum soll es den Weltleuten verboten sein? So ist die Sittlichkeit im Zerfall" *).

Gestützt auf diese näheren Kenntnisse der japanischen Zustände verlangte Franz Xaver für dieses Reich Missionärs, welche sich nicht nur durch Tugend, sondern auch durch Wissenschaften und Gelehrsamkeit auszeichnen. Gemäß den Erfahrungen — schreibt er dem Ordensgeneral nach Rom — welche ich in Japan gemacht habe, müssen die für dieses Land bestimmten Missionärs vor Allem zwei Eigenschaften haben. Erstens müssen sie in den Widerwärtigkeiten und Gefahren des Lebens große Erfahrungen gemacht haben, eine tiefe Selbst-

*) Auszug aus F. Xavers Brief an die Gesellschaft Jesu in Europa, d. d. Cochin, 29. Jenner 1552. (91. Brief, Bd. III. S. 19—44.)

kenntniß besitzen und in der Tugend und Gottseligkeit fest begründet sein, denn in Japan warten ihrer Ungemächlichkeiten und Versuchungen aller Art; der Spott der Bonzen, der Stolz und die Neugierde der Eingebornen, der Mangel der Lebensmittel, die Strenge des Klima's, die Unsicherheit der Straßen bereiten ihnen große Prüfungen und lassen ihnen wenig oder keine Zeit zur Verrichtung der täglichen Gebete und frommen Uebungen, ja selbst zur Darbringung des hl. Meßopfers finden sie nicht sichere Gelegenheit. Da sie also dieser Gnadenmittel entbehren müssen, so bedürfen sie außerordentlichen Starkmuths und Tugendsinns. Zweitens müssen die Missionärs in Japan gelehrte und scharfsinnige Männer sein, damit sie im Stande sind, die Fragen der zudringlichen, unermüdlichen Japaner schnell und schlagend zu beantworten. Besonders müssen dieselben in der Philosophie und der Dialektik bewandert sein, damit sie sofort die streitsüchtigen und hartnäckigen Japaner von dem Widerspruch ihrer Sätze und Lehren überweisen können. Auch wünschte ich, daß dieselben der Sternkunde mächtig wären, denn die Eingebornen haben eine brennende Begierde über die Ursachen der Sonnen- und Mondsfinsternisse, der Auf- und Abnahme des Monds, der Kometen, des Regens, Schnees, Hagels, Donners, Blitz ꝛc. etwas zu vernehmen. Es ist unglaublich, wie sehr die Erklärung dieser Naturerscheinungen zur Gewinnung der Japaner beiträgt. Nur wer die Sitten und Zustände dieses Landes kennt und zu benützen weiß, ist ein guter Missionär für Japan; auf diese Zustände muß also bei der Auswahl der Missionärs vorzüglich Rücksicht genommen werden" *).

Diese gründlich erforschten Zustände berücksichtigt denn auch Franz von Xaver bei seinen Missionsarbeiten in Japan mit großer Sorgfalt; dadurch gelang es ihm mit glänzendem Erfolg, die Heuchelei der Bonzen niederzuschmettern und den Aberglauben der Eingebornen auszurotten.

---

*) 113. Brief. (III. Bd. 174. S.)

In Amanguzi zumal verrichtete er wahre Wunder der Bekehrung. Der Ruf seiner Lehren und Thaten drang von hier aus in die entferntesten Gegenden des Inselreichs, selbst aus Bungo kam ein Schreiben des Königs an den christlichen Missionär mit der Einladung, er möchte auch diesen Theil Japans besuchen und mit seinen Lehren aufklären. Franz von Xaver folgte diesem Rufe um so lieber, da er vernommen, daß in jenen Tagen ein portugiesisches Schiff in Bungo gelandet. In seiner gewohnten apostolischen Demuth wollte Franz Xaver als armer Missionär vor dem König erscheinen, allein seine Landsleute widersetzten sich mit Gewalt diesem Vorhaben, sie stellten ihm den schlechten Eindruck, welchen dies auf den an Glanz und Pracht gewohnten Hof machen würde und den daraus für das Christenthum entspringenden Nachtheil so lebhaft vor, daß der Gottesmann sich endlich zwingen ließ, Gott zu Lieb einen neuen Priesterrock, ein weißes Ueberkleid und eine sammetene mit Gold gestickte Stole anzuziehen und in diesem kirchlichen Ornat seinen Einzug zu halten. Die Portugiesen ihrerseits lösten bei seiner Ankunft alle Schiffskanonen, holten ihn in feierlichem Zuge ab; dreißig der Vornehmsten in Seide gekleidet, mit Edelsteinen und Juwelen reich geschmückt, begleiteten ihn an den Hof, die fünf ihm zunächst Stehenden trugen das hl. Evangelium, ein Bild der göttlichen Mutter, einen Sonnenschirm, Pantoffel und Stab mit großem Gepränge, der Schiffshauptmann Gama aber schritt entblößten Hauptes einher, um so der ganzen Stadt zu zeigen, mit welcher Ehrfurcht die christlichen Europäer ihren Priestern begegnen. Die Militärmusik an der Spitze langte der Zug vor dem königlichen Palast an und schritt durch die zahlreiche Wache in das Innere. Hier wurde dem Franz von Xaver die Sammet-Pantoffel angelegt, der goldgezierte Bengelstab in die Hand gegeben, der kostbare Sonnenschirm über seinem Haupte ausgespannt; der Träger des Evangeliums stellte sich zu seiner Rechten, der Träger des Marienbilds zu seiner Linken; so schritt der Missionär, umgeben von seinem Gefolge, durch die Gallerien des

Palasts, wo die Vornehmsten des Reichs ihn grüßten und bewunderten, bis in das Gemach des Königs. Franz Xaver wollte nach der Landessitte auf den Boden sich werfen und die Füße des Königs berühren; allein dieser widersetzte sich der Ehrfurchtsbezeugung, neigte sich vielmehr selbst dreimal vor dem christlichen Priester und nöthigte ihn, sich neben ihn auf die gleiche Bank zu setzen und ihm die Geheimnisse der christlichen Religion zu erklären. Franz Xaver entwickelte die Hauptpunkte des Christenthums mit solcher überzeugenden Kraft, daß der König ihn als einen Boten des Himmels betrachtete und verehrte. Nach vollendeter Unterredung lud der König den Missionär zu seiner Mahlzeit, während welcher alle Anwesenden auf den Knieen lagen und die außerordentliche Gunst des Fremdlings anstaunten. In feierlichem Zuge und hocherfreut über den glücklichen Erfolg führten die Portugiesen ihren Landsmann in die Stadt zurück; dieser aber vertauschte sofort die Pracht und den Glanz seines Aufzugs mit der ärmlichen Kleidung des Missionärs und beeilte sich, den christlichen Samen in dieses fruchtbare Erdreich zu säen. Das Volk von Bungo, aufgemuntert durch das Beispiel des Fürsten, nahm den christlichen Lehrer mit Vertrauen und Ehrfurcht auf, hörte mit Liebe seine Vorträge, zerstörte mit eigener Hand seine Götzenbilder und verlangte mit Ungeduld die hl. Taufe. Franz Xaver war jedoch mit der Ertheilung des hl. Sakraments zurückhaltend, nur wer durch längere Prüfung seine Standhaftigkeit bewiesen, dem wurde die Weihe der christlichen Wiedergeburt ertheilt. Diese Fortschritte des Christenthums in Bungo waren von desto größerer Bedeutung, da um diese Zeit der Bruder des Fürsten auf den Thron von Amanguzi gelangte und so diese beiden großen Reiche Japans unter dem gleichen, für das Christenthum günstigen Fürstenhause stunden. Rasch und nachhaltig waren nun die Fortschritte des Missionärs in Japan, das Zeichen des Kreuzes erhob sich siegreich in den Städten und Dörfern, die Bonzen wichen zurück oder bekehrten sich, die Götzenbilder verschwanden mehr und mehr.

Dritthalb Jahre arbeitete und wirkte Franz von Xaver bereits auf diese Weise in Japan: die schönsten Hoffnungen erfüllten sein Herz für die Zukunft dieses Volkes, er sah dasselbe im Geiste bereits für das Christenthum gewonnen und sein Herz jubelte in seliger Freude. Vernehmen wir hierüber Andeutungen aus seinen eigenen Briefen: „Wenn meine Haare auch schon über und über grau sind, so fühle ich mich dennoch gesünder und stärker als jemals. Die Arbeit für dieses heilsbegierige Volk erfüllt mich mit Vergnügen. Nie war ich fröhlicher und heiterer als zu Amanguzi, wo das Volk uns förmlich umlagerte. Ich sah, wie Gott den Geist der Bonzen durch uns brach und den herrlichsten Sieg über die größten Feinde davontrug. Wieder sah ich die Freude der Neubekehrten über die gefundene Wahrheit, ihren Eifer zur Belehrung der heidnischen Mitbrüder; ihr Frohlocken, wenn es ihnen gelang, den finstern Aberglauben aus dem Herzen ihrer Landsleute auszurotten und dieselben zur hl. Taufe zu führen. Diese Erscheinungen überströmen meine Seele mit Wonne und lassen mich all Ungemach und Leiden vergessen. Wollte Gott, daß die Akademiker in Europa diesen Seelengenuß verkosten könnten! Gewiß würde eine Menge Studierender sich der Bekehrung der Heiden widmen, wenn sie einen Vorgeschmack dieser himmlischen Wollust hätten. Wäre es in Europa bekannt, wie bereitwillig die Japaner zur Annahme des Christenthums sind, gewiß viele gelehrte Männer würden ihren Büchern entsagen, viele Weltpriester und Prälaten ihre reichen Pfründen verlassen und nach Japan eilen, um da die Religion des Kreuzes zu verbreiten"*). „Ich habe mich überzeugt — schreibt er ferner — daß die Japaner die christliche Religion nicht nur gerne annehmen, sondern die einmal angenommene auch standhaft vertheidigen und auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Deßwegen glaube ich, daß unsere Arbeit in diesem Lande gut angewendet ist und daß Japan den Vorzug vor allen orientalischen Völkern verdient. Japan

*) 81. Brief, 43. Seite.

gibt am meisten Hoffnung für eine feste und dauerhafte Begründung des Christenthums; Japan wird, so viel ich mich auskenne, einzig und allein in diesem Welttheil die christliche Religion beständig und unerschütterlich bewahren, doch wird das nicht ohne die größten Drangsale und Kämpfe geschehen"*).

„Gebe Gott, daß in Zukunft jährlich neue Ordensbrüder nach Japan kommen und zu Amanguzi ein Haus für unsere Gesellschaft gegründet werde, dann können die aus Europa anlangenden Väter sich daselbst mit der Sprache der Japaner und den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Sekten sogleich vertraut machen und mit Erfolg für die Verbreitung des Christenthums wirken"**). „Wenn Gott mir noch zehn Jahre lang das Leben schenkt, so hoffe ich, daß des Guten Vieles geschehen wird und zwar nicht nur durch die europäischen Missionäre, sondern auch durch die bekehrten Eingebornen. Christus der Herr gebe uns die Kraft, seinen Willen vollkommen zu erfüllen!"***)

Erfüllt mit diesen Hoffnungen und glücklichen Aussichten, beschäftigte sich Franz Xavers Geist mit einem neuen Plan, das Christenthum in Asien zu verbreiten. Er hatte sich in Japan überzeugt, daß die Völker des Orients eine große Hochachtung für die Chinesen haben, daß sie geneigt sind, Alles nachzuahmen, was aus China kommt und daß die meisten Sekten ihren Ursprung aus diesem Reiche herleiten. Der apostolische Missionär richtete daher mehr und mehr sein Augenmerk nach China in der Ueberzeugung, daß wenn es ihm gelänge, in dieses Reich einzudringen und da das Panier der christlichen Religion aufzupflanzen, der Sieg des Kreuzes von da aus in ganz Asien leicht und gewiß wäre. „Japan gegenüber — so schrieb

---

*) 90. Brief, III. Bd., 14. S.
**) 91. Brief, III. Bd., 39. S.
***) 83. Brief, II. Bd., 250. S.

er nach Europa — liegt das Reich China, welches sehr groß, friedfertig und wie die portugiesischen Handelsleute sagen, an Gerechtigkeitssinn allen christlichen Nationen überlegen ist. Die Chinesen, welche ich sowohl in Japan als anderwärts sah, sind gleich den Japanesen weiß von Farbe, scharfsinnig und lernbegierig; an Verstandesschärfe übertreffen sie selbst die Japanesen. China hat Ueberfluß an allen Dingen, es giebt viele, große, mit prachtvollen Häusern gezierte Städte, auch das Land ist sehr fruchtbar und reich besonders an Seide. Chinesen selbst berichteten mich, daß in ihrem Lande viele Nationen und Sekten sind; soviel ich ihren Reden entnehmen konnte, muß es daselbst auch Juden und Sarazenen geben; ob auch Christen, konnte ich nicht entziffern. China ist in der That ein Reich, wo der Saame des Evangeliums weit und breit ausgesäet werden kann. Und nehmen einmal die Chinesen die christliche Religion an, so werden auch die Japanesen dem Beispiel von selbst folgen. Ich hoffe, Gott werde dereinst den Eingang in China nicht nur unserer Gesellschaft, sondern allen geistlichen Orden öffnen und so allen frommen, heilsbegierigen Christen ein weites Feld anweisen, wo sie ihren Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen ausüben können. Daher bitte ich alle Gläubigen, welchen die Verbreitung der christlichen Religion am Herzen liegt, Gott durch das hl. Meßopfer und Gebete zu bestürmen, daß er uns den Weg nach China eröffne"*).

Ganz von diesem Gedanken ergriffen, beschloß Franz Xaver von Japan nach Indien zurückzukehren und da die Vorbereitungen zu einem Zuge nach China zu treffen. Er übertrug daher die Leitung der in Japan gegründeten christlichen Gemeinden seinen eifrigen Ordensbrüdern, verließ den 20. November 1551 Bungo, traf den 24. Jenner 1552 in Cochin ein und ging von da nach Goa, dem Hauptsitze der indischen Niederlassung. Ueberall traf der große Apostel seine Missionen im blühendsten Zustande. Auf den Fischerinseln zählt man mehr als 500,000

*) 91. Brief (III. Bd., 41. S.).

Christen; in einem nicht minder glücklichen Zustande befanden sich die christlichen Gemeinden auf den molukkischen und mauricischen Inseln, in Meliapor, in Bazain und an der malabarischen Küste. Beim Anblick dieses gesegneten Zustandes vergoß Franz von Xaver Thränen himmlischer Freude, er erblickte in dieser Blüthe eine neue Aufforderung, um so schneller nach China zu pilgern, um von da aus das große Werk der christlichen Widergeburt in Asien zu vollenden.

Von diesem Vorhaben gab er dem hl. Ignaz von Loyola mit folgendem Briefe nähere Kenntniß: „China ist ein sehr weit ausgedehntes und friedfertiges Reich, dasselbe wird durch eine große Menge auserlesener Gesetze regiert und steht unter einem Monarchen, dessen Wink alles gehorcht. Es ist ein sehr reiches Land und hat Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen. Eine kleine Meerenge trennt dasselbe von Japan. Das chinesische Volk hat Verstand, verlegt sich auf die Wissenschaften und hat eine ungemeine Vorliebe für die Rechtskenntniß und die Politik. Die Einwohner sind weiß, unbärtig und haben kleine Augen. Sie besitzen meistens ein redliches Gemüth und lieben vorzüglich den Frieden.

„Tritt kein neues Hinderniß dazwischen, so hoffe ich noch in diesem Jahre (1552) nach China zu gelangen; mich zieht die Hoffnung dahin, Gott allda große Ehren und den Chinesen sowohl als den Japanern große Dienste zu erweisen. Sobald die Japaner erfahren, daß die Chinesen ihre Sekten verlassen und das Christenthum annehmen, so werden auch sie ihre aus China stammenden Sekten aufgeben und von selbst das Panier der christlichen Religion ergreifen. Ich lebe daher der zuverlässigen Hoffnung, daß wir nicht nur China, sondern durch China auch ganz Japan für Christus gewinnen werden. Bei diesem Anlasse muß ich eines sonderbaren Umstandes bezüglich der Sprache dieser beiden Völker erwähnen. Die Chinesen und die Japaner haben eine ganz verschiedene Sprache, der eine versteht den andern nicht, wenn er ihn sprechen hört, dagegen versteht der Japaner den Chinesen, wenn er selbst seine Schrift

liest. Die chinesischen Buchstaben, unzählig an Zahl, drücken nämlich nicht, wie die europäischen, die verschiedenen Töne der menschlichen Stimme aus, sondern sie bezeichnen die Sachen selbst. Deßwegen lernen die Japaner nicht den Wortlaut, sondern die Sachdeutung der chinesischen Buchstaben kennen und wissen auf diese Art mit Leichtigkeit den Inhalt der chinesischen Schrift zu entziffern. Die Japaner zeichnen auf einer Tafel die chinesischen Buchstaben ab und fügen jedem in einem Bilde die Sache bei, welche er bedeutet; z. B. dem Buchstaben, welcher einen Menschen bedeutet, das Bild eines Menschen. Daher kommt es, daß die Japaner, wenn sie eine chinesische Schrift lesen, durch den Anblick der Zeichen erinnert, an eben die Dinge denken, an die der Chinese, da er schrieb, dachte; wenn sie aber das, was sie lesen, mündlich aussprechen wollen, so gebrauchen sie die japanischen Worte, welche diese Dinge bedeuten und welche daher der Chinese, wenn er zuhört, nicht versteht, gleichwie auch der Japaner, wenn ein Chinese die gleiche Schrift vorliest, deren Inhalt nicht begreift.

„Gegenwärtig schreiben wir ein Buch über den Ursprung der Welt und das Leben Christi mit chinesischen Buchstaben, damit wir den Chinesen bei unserer Ankunft sogleich schriftlich vorzeigen können, was wir ihnen, sobald uns ihre Sprache besser bekannt, mündlich vorzutragen gedenken. Du aber, hl. Vater, bete täglich für mich, erinnere dich beständig meiner in dem hl. Meßopfer und laß alle unsre Brüder für mich beten, daß Gott mir Kraft und Stärke gibt, das zu erfüllen, was sein heiliger Wille mir auferlegt" *).

In Goa traf Franz Xaver mit möglichster Beförderung alle Anstalten zur Reise nach dem himmlischen Reich. Vom König von Portugal hatte er die Gnade nachgesucht und erhalten, daß Jakob Pereira, ein reicher und frommer Handelsmann, als königlicher Gesandter nach China abgeordnet und er demselben als Begleiter beigegeben werde. Auf diese Weise hoffte

*) 90. Brief. Bd. III, S. 12 ꝛc.

er ohne Schwierigkeit in das chinesische Land einzudringen und bis zum Thron des Fürsten zu gelangen. Schon im April 1552 waren alle Anordnungen zur Abreise nach China in Richtigkeit und unterm 10. April zeigte er dem König Johann III von Portugal die Abfahrt mit folgenden Worten an: „Nach fünf Tagen werde ich von Goa nach Malaca und von da nach China segeln in Begleit des Jakob Pereira, Gesandten an den König von China. Wir bringen dem Fürsten viele, in der That sehr kostbare Geschenke, welche Pereira theils mit des Königs, theils mit seinem eigenen Geld angekauft hat. Wir bringen demselben aber überdieß ein Geschenk, das kostbarer ist als alle Geschenke, welche ein König einem andern König seit Menschengedenken gegeben hat, ich meine das Evangelium Christi. Wenn der König von China dieses Evangelium vernimmt, dessen Werth einsieht, so wird er dasselbe sicher allen anderen noch so großen Schätzen seines Reichs vorziehen. Ich hoffe, daß Gott auf dieses so große Reich und Volk endlich einmal gnädig herabblicken, diesen nach seinem Ebenbild erschaffenen heidnischen Menschen die Augen öffnen und denselben den Weltheiland offenbaren wird. Wir reisen unserer drei aus der Gesellschaft Jesu mit Pereira nach China, um die da gefangenen Portugiesen in Freiheit zu setzen, zwischen dem König von China und den Portugiesen Freundschaft zu schließen und dem Teufel sammt seinen Verehrern den Krieg anzukünden. Wir werden also zuerst dem König, dann den Uebrigen im Namen des himmlischen Königs bedeuten, daß sie nicht mehr den Teufel, sondern Gott den Erschaffer und Jesum Christum den Erlöser der Menschen verehren sollen. Das Unternehmen, einem so mächtigen Könige und Volke eine Strafrede zu halten und die Wahrheit zu verkünden, scheint kühn, allein wir schreiten muthig zur That, denn Gott hat uns dieselbe in den Sinn gegeben und wir vollziehen sie im Vertrauen auf seine Güte und Macht, welche unendlich größer ist als die des Königs von China. Dieses Unternehmen liegt ganz in der Hand Gottes, darum haben wir keine Furcht und keinen Zweifel; unsere Zuversicht ist im Ge-

gentheil um so größer, je untauglicher und unnützer die Menschen sind, welche Gott zu seinen Werkzeugen hiefür ausgewählt hat" *).

Die Seefahrt von Goa nach Malaca war günstig; allein hier stieß Franz Xaver auf unerwartete Hindernisse, welche sein Herz um so mehr betrübten, da sie von Seite eines Christen kamen. An die Stelle des Petrus de Sylva war dessen Bruder Don Alvarus als königlicher Statthalter in Malaca getreten. Dieser hatte sich früher dem Franz Xaver günstig gezeigt und versprochen, seine Reise nach China eben so eifrig zu unterstützen, als dies früher sein Bruder für die Reise nach Japan gethan. Allein jetzt, wo Don Alverus das Versprechen durch das Werk bewähren sollte, that er gerade das Gegentheil. Statt das dem Missionär vom Vizekönig bestimmte Schiff „das hl. Kreuz" ausrüsten zu lassen, belegte der Statthalter vielmehr dasselbe mit Beschlag, unter dem eitlen Vorwande, er bedürfe dasselbe zur Sicherung Malaca's gegen einen Einfall der Japaner. Als dieser Vorwand sich später als nichtig herausstellte, erklärte derselbe geradezu die Gesandtschaft Pereira's als unausführbar und bestimmte das Schiff zu einer Handelsreise nach Sancian. Die wahre Ursache dieses feindseligen, arglistigen Betragens war der Neid Alveru's gegen Pereira; er hatte gehofft, selbst zum königlichen Gesandten nach China ernannt zu werden und als dieser Plan fehlgeschlagen, so suchte er nun, dessen Abreise zu hintertreiben. Sein Haß ging so weit, daß Pereira sich in Malaca gleich einem Verbrecher verbergen mußte und an die Ausführung des königlichen Auftrags wenigstens für jetzt nicht mehr denken durfte, da bei der weiten Entfernung des Vizekönigs jede Abhülfe gegen den gewaltthätigen Statthalter unmöglich war. In solchen traurigen Verhältnissen entschloß sich Franz Xaver, einzig mit den Handelsleuten nach Sancian zu fahren, um wenigstens dem gewünschten Reiseziel näher zu kommen. Den Schmerz, welchen dieses unerwartete Ereigniß in der Seele des Missionärs

*) 114. Brief, III. Theil, S. 180.

erregte, spiegelt sich am besten durch folgende Zeilen, welche er dem in Malaca verborgenen Pereira vor seiner Abfahrt zukommen ließ: „Ich gehe sogleich an das Bord des Schiffs, um da die Abfahrt abzuwarten, denn ich kann den Anblick der Ihrigen nicht aushalten, welche mich immer weinend und schluchzend umstehen. Gott vergebe es dem, welcher die Ursache so vieler und großer Uebel ist. Um Eines bitte ich Sie; kommen Sie nicht zu mir, um Abschied zu nehmen, vermehren Sie durch Ihren Schmerz nicht meinen Schmerz. Ich hoffe, der König, an den ich geschrieben, werde Ihre edle Aufopferung belohnen. Von dem Statthalter, der kein Bedenken trug, die für die Verbreitung des Christenthums so wichtige Reise zu hintertreiben, habe ich mich beurlaubt. Gott verzeihe es ihm. Mich dauert er, denn er wird schwerer dafür gestraft werden, als er es ahnet. Gott, unser Herr, sorge für Ihr Heil und sei mein Führer und Geleiter in meinem Unternehmen"*). Im gleichen Schmerzgefühl schrieb er vom Bord des Schiffes dem Rektor nach Goa: „Du kannst nicht glauben, welche Unruhe mich in Malaca quälte; es ist mir unmöglich, Dir dieselbe zu schildern. Entblößt von aller menschlichen Hülfe reise ich nun nach den Inseln, welche China gegenüber liegen. Ich hoffe, die Heiden werden mir von da den Weg in dieses Reich eröffnen, welchen mir die Christen abgeschnitten haben. Wehe diesen Christen, sie laden den Zorn Gottes und die Strafen der Kirche auf sich!"**)

Die Fahrt von Malaca nach Sancian war zuerst günstig, bald aber legte sich der Wind und das Schiff blieb lange Zeit unbeweglich. Mehr als 500 Reisende waren an Bord, der Vorrath des Wassers ging aus und das Fieber stellte sich ein. Dieses Elend gab dem menschenfreundlichen Missionär Gelegenheit, die Größe seiner Liebe zu bewähren; Tag und Nacht pflegte, tröstete und ermunterte er die Kranken, Tag und

*) 119. Brief (III. Bd., 210. S.).
**) 122. Brief (III. Bd., 217. S.).

Nacht wachte er am Lager der Sterbenden; Tag und Nacht flehte er zu Gott um Abwendung der Gefahr. Endlich erhörte Gott auf wunderbare Weise das Gebet seines getreuen Dieners, der Wind hob sich und das Schiff segelte ohne ferneren Unfall in die Gewässer von Sancian. Die Inseln dieser Meerenge dienen den chinesischen und europäischen Handelsleuten als Waarenlager; auf diese Inseln bringen die Chinesen ihre Produkte, bis hieher dürfen auch die Europäer fahren; der chinesischen Küste sich noch mehr zu nähern, ist unter Todesstrafe verboten.

Im Herbst 1552 landete Franz Xaver im Hafen von Sancian; von hier aus hatte er Canton und die chinesische Küste, das Ziel seiner Reise, bereits im Angesicht. Von hier aus schrieb er den 22. Oktober seinem Ordensbruder Perez nach Cochin: „Mit Gottes Hülfe haben wir den Hafen von Sancian, welcher nur 120,000 Schritte von Canton entfernt ist, erreicht. Sobald wir aus dem Schiffe gestiegen, ließ ich eine kleine Hütte aufführen, wo ich täglich die hl. Messe las, bis ich erkrankte. Fünfzehn Tage lang litt ich am Fieber, nun aber befinde ich mich mit Gottes Gnade wieder wohl. Hier fehlt es mir nicht an Gelegenheit zu gottseligen Werken, wie Frieden stiften, Beicht hören ꝛc. Täglich kommen viele chinesische Kaufleute wegen Handelsgeschäften hieher. Die Portugiesen gaben sich schon viele Mühe, einen derselben für meine Ueberfahrt zu gewinnen; allein alle schlugen es rund ab, weil sie dadurch Gefahr für ihr Vermögen und ihr Leben laufen. Endlich fand sich, wie ich glaube nicht ohne Gottes Schickung, ein Kaufmann von Canton, welcher verspricht, uns gegen 200 Dukaten auf einem kleinen Schiff an die chinesische Küste zu bringen. Außer seinen Kindern und einigen Knechten soll Niemand die Fahrt mitmachen, damit der Statthalter nicht später durch die Aussage der Schiffleute erfahre, wer uns hinübergeführt. Auch verspricht derselbe, uns nach der Ueberfahrt drei oder vier Tage in seinem Hause aufzunehmen und uns dann am frühen Morgen zu dem Stadtthor und auf die Straße zu geleiten, welche

nach der Statthalterei führt. Meine Absicht ist, geradenwegs zum Statthalter zu gehen und ihm anzuzeigen, daß ich nach China komme, um dem Könige das Gesetz Gottes zu offenbaren. Ich weiß, daß bei diesem Unternehmen besonders zwei Gefahren mitlaufen. Erstens, daß dieser chinesische Kaufmann nach empfangenem Gelde das Wort bricht und uns statt an die Küste zu führen, auf irgend einer öden Insel aussetzt oder gar über Bord wirft. Zweitens, daß der Statthalter von Canton bei unserer Ankunft uns sogleich festsetzen und zu Tode martern läßt, oder doch zur lebenslänglichen Dienstbarkeit verurtheilt, um durch dieses Beispiel alle Europäer von einem ähnlichen künftigen Versuche abzuschrecken. Ueberdies stehen uns noch andere, geheimere, weit größere Gefahren bevor, die ich hier nicht alle aufzählen will. Allein wenn Gott mit uns ist, so werden wir leicht alle diese Gefahren überwinden. Christus selbst sagt ja: „Wer seine Seele in dieser Welt liebt, der wird sie verlieren, wer aber seine Seele um meinetwillen verliert, der wird sie finden.“ Und ferner: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht fähig für das Himmelreich.“ Da somit die Gefahren der Seele größer und gewisser sind als die Gefahren des Leibs, so halten wir für das Beste, die Gefahren des sterblichen Lebens zu verachten, um nicht in die Gefahr zu gerathen, das ewige Heil zu verlieren. Kurz, wir sind fest entschlossen, nach China zu gehen. Gott segne unsere Reise. Ist Gott mit uns, wer ist wider uns?

„Von Canton aus hoffe ich Euch nächstens meinen Eintritt in das chinesische Reich zu melden. Meine Gefährten sind immer krank. Alle Chinesen, welche wir hier kennen lernten, sind uns sehr freundlich und sehen unsere Reise in ihr Vaterland gerne. Sie sind bereits überzeugt, daß unser Gesetz besser sei als das ihrige und wünschen daher, wenn auch nur aus Neugierde, daß wir dasselbe dort verkünden; allein aus Furcht vor der Todesstrafe wagen sie es nicht, uns hinüberzuführen.

„Täglich erwarte ich nun den Kaufmann, mit welchem ich

den Vertrag wegen der Ueberfahrt geschlossen. Wolle Gott, er betrüge uns nicht. Sollte er wider Erwarten nicht kommen, so weiß ich noch nicht, was ich in diesem Fall thun werde. Vielleicht gehe ich nach Sion, dessen König, wie ich vernehme, eine Gesandtschaft nach China senden will, und versuche auf diese Weise in das Reich einzudringen; oder aber ich reise nach Indien zurück. Christus stehe uns mit seiner Hülfe und seinem Rathe bei!" *)

In seiner Verlassenheit auf der Insel Sancian fühlte Franz Xaver recht tief den großen Schaden, welchen der trügerische Statthalter von Malaca der chinesischen Mission geschlagen; statt mit dem königlichen Botschafter, den königlichen Briefen und Geschenken geradewegs zu dem König von China zu gelangen, mußte er sich jetzt wie ein Verbrecher in das chinesische Reich einschleichen und von Glück sprechen, wenn es ihm nur gelingen würde, bis zum Statthalter von Canton zu kommen! Da überdieß aus Malaca statt Zeichen der Besserung stets nur neue Klagepunkte gegen Don Alvero de Sylva eingingen, so erinnerte sich Franz Xaver in seinem bitteren Schmerze auf der Insel Sancian zum erstenmal seit zehn Jahren, daß er nicht nur Missionär, sondern auch päpstlicher, vom König von Portugal anerkannter Legat Indiens sei und in Folge dieses hohen Amtes Recht und Pflicht habe, gegen gottlose Christen einzuschreiten. Unterm 13. November sandte er daher von Sancian folgendes Urtheil nach Indien: „Weil Don Alvero, Statthalter von Malaca, sich den päpstlichen Bullen und Vollmachtsbriefen widersetzt und mit Gewalt meine Reise nach China verhindert hat; weil derselbe die von dem Vicekönig mir ertheilte Vollmacht mißachtet und durch aufrührerischen Widerstand vernichtet hat; weil derselbe überdieß dem königlichen Vorsteher halsstarrig den Gehorsam verweigert hat; weil derselbe dadurch nicht nur des Hochverraths gegen den König, sondern auch des in der päpstlichen Bulle angedrohten Kirchenbanns sich schuldig

*) 130. Brief (III. Bd., 243. S.).

gemacht hat: so wollen wir, daß diese Schuld an dem Orte, wo das Verbrechen begangen wurde, öffentlich ausgesprochen und der Schuldige öffentlich von der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschlossen werde. Dieses Urtheil soll durch den Bischof förmlich ausgefertigt und zu Malaca von der Kanzel dem versammelten Volke mitgetheilt werden". Die Gründe, welche den liebevollen päpstlichen Legaten zu einer so strengen Maßregel bewogen, bezeichnet er selbst in dem Begleitschreiben folgendermaßen: „Zwei Ursachen haben mich vorzüglich zu diesem Schritte bestimmt. Die erste ist die Hoffnung, dadurch, soweit es in meiner Kraft liegt, das Wohl des Schuldigen zu befördern. Der Unglückliche erbarmt mich. Vielleicht kennt er das große Unglück nicht, in das er sich gestürzt; vermuthlich wird er, durch die öffentliche Erklärung des Bannstrahls, den er auf sein Haupt gezogen, in heilsame Furcht versetzt und zur Buße bewogen, durch werkthätige Besserung die kanonische Lossprechung zu erhalten suchen und so zu Gott zurückkehren. Die zweite Ursache ist die Nothwendigkeit, ähnlichen Gewaltstreichen gottloser Menschen, welche die Verkündung des Evangeliums hindern, zuvorzukommen. Ich sehe, daß unsere apostolischen Arbeiter in den indischen Häfen öfters Gelegenheit finden, nach Japan, Molukus und ähnlichen Orten zu fahren, daß jedoch die Statthalter dieser Orte aus Geiz, Neid oder andern verwerflichen Ursachen sie zurückhalten und ihre Reise hintertreiben. Es ist daher nothwendig, daß einmal ein öffentliches Beispiel der kirchlichen Strenge und zwar an einem Vornehmen gegeben werde, damit diese Leute dadurch in ihrem gottlosen Unterfangen zurückgehalten und durch die Furcht der bevorstehenden Strafen in ihrem frevelhaften Muthwillen gezähmt werden"*).

Von Sancian aus schrieb Franz Xaver auch dem Pereira, drückte demselben nochmals seinen Schmerz über die fehlgeschlagene Reise aus und ermunterte denselben, Alles anzuwenden, um die Gesandtschaft im folgenden Jahre vollziehen zu können.

*) 137. Brief (III. Theil, 270—273 S.).

„Segnet Gott — so lauten seine Worte — mein Vorhaben, so erwarte ich Sie am chinesischen Hofe, insofern mich nicht Kerkerfesseln in Canton zurückhalten. Wenn mir der gütige Himmel den Eingang in China eröffnet, so werden Sie mich an einem der zwei entgegengesetztesten Orte und in einer der zwei verschiedensten Lagen antreffen, entweder finden Sie mich im Kerker zu Canton, oder aber im Palast des Königs zu Peking. Gott der Herr gebe es, daß wir uns, wenn es so zu seiner größeren Ehre gereicht, in China wieder sehen; hat der Herr aber etwas Anderes beschlossen, so möge er uns in dem Paradies wieder vereinigen" *).

Gott hatte es wirklich anders beschlossen! Weder in dem Kerker zu Canton, noch in dem königlichen Palast zu Peking sollte Pereira den großen Apostel wieder finden, Gott hatte ihn für den Himmel reif gefunden. Wenige Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, überfiel ihn ein hitziges Fieber, seine ohnehin angegriffenen Lebenskräfte zehrten schnell dahin, schon den 2. Dezember 1552 war der Heilige eine Leiche. „Ich werde nicht eher sterben, als Gott es will, so schrieb er ahnungsvoll in seinem letzten Briefe an den Rektor in Goa — „doch ist das Leben mir schon lange zur Last und der Tod mein Wunsch. Vergebens klügelt der Mensch über die Stunde desselben, diese ist im ewigen Rathschlusse Gottes festgesetzt" *). Franz von Xaver starb Angesichts des chinesischen Reichs, nach dem sein Herz sich so sehr gesehnt. Sein sterbendes Auge sah das „irdische", sein Geist aber ging ein in das „ewige himmlische Reich".

So lebte, wirkte und starb der Apostel Indiens. Die Botschaft von seinem Tode widerhallte in Asien und Europa und erweckte überall Gefühle der Trauer und des Schmerzes. Sein Leichnam wurde im Triumphe von Sancian nach Goa zurückgeführt, auf der weiten Fahrt strömten überall Fürsten und

*) 134. Brief (III. Theil, 259. S.).
**) Sancian, 13. November 1552 (III. Bd., 275. S.).

Völker herbei, um demselben die letzten Ehren zu erweisen, selbst Gesandte des Großmoguls erschienen, um sich vor den zeitlichen Ueberresten des großen christlichen Priesters niederzuwerfen. In Goa wurde sein der Verwesung widerstehender Leichnam feierlich in der großen Jesuitenkirche beigesetzt, noch jetzt ruht er daselbst in der Mitte einer Kapelle in einem reich verzierten Sarge*). Papst Urban VIII hat den großen Missionär in das Verzeichniß der „Heiligen" aufgenommen. „Xaver — so sagt die Bulle vom 6. August 1623 — sah seine in Christus gebornen Kinder sich vermehren wie die Sterne am Himmel und die Sandkörner am Meere. Sein Apostolat war ausgezeichnet durch die Gaben der Sprachen, der Wunder und der Prophezeiung und hatte alle Zeichen der göttlichen Sendung in sich." **)

*) Orlandini, Livre XII, S. 112. und L. XIV, S. 141. — Perrin (Voyage de l'Indostan) T. I. p. 165.

**) Die vielen durch F. Xaver in Asien gewirkten Wunderthaten wurden durch Orlandi (Hist. de la C. d. J.) und in dem Canonisationsprozeß ausführlich und aktenmäßig erörtert.

Ricci und Schall,

Missionäre in China.

Franz Xaver, der Apostel Asiens, war bis an die Grenze des chinesischen Reichs gedrungen, hier aber rief die göttliche Vorsehung den heiligen Glaubensverkünder zu sich; wie Moses hatte Franz Xaver das gelobte Land gesehen, allein nicht Er, sondern erst seine Nachfolger sollten das Licht des christlichen Evangeliums in das chinesische Reich tragen. Diese Nachfolger waren P. Ricci und P. Schall.

China*) ist ein unermeßliches Kaiserreich mit mehr als 225 Millionen Einwohner. Dasselbe liegt zwischen dem Ozean, der Tartarei, dem russischen Reich, Hindostan, Birman und Annam. Das Land ist sehr fruchtbar und ergiebig, die Erde birgt Gold, Silber und Edelgestein in ihrem Schooße, die Bewohner beschäftigten sich mit Landwirthschaft und Industrie. Die Zahl der Städte steigt über 4000, unter diesen sind Peking, Nanking und Canton die größten. Die Stärke der Armee wird auf 600,000 Mann Fußvolk und 200,000 Reiter angegeben.

Die Chinesen zeichnen sich durch einen eigenen Nationalstolz aus; sie behaupten, das älteste und gebildetste Volk nicht nur Asiens, sondern der ganzen Welt zu sein; sie verachten daher Alles, was nicht aus ihrem Lande stammt, sie hassen Alles, was nicht chinesisch ist und verbieten jedem Fremden das Betreten ihres Reichs. Durch eine 300 Meilen lange,

*) Zur Vervollständigung der Nachrichten des hl. Franz v. Xaver über China lassen wir hier einen Ueberblick über das chinesische Reich folgen. Vergl. die Biographie Fr. Xavers, IV. Abschnitt.

20 Fuß hohe und 5 Fuß breite Mauer haben sie schon vor 2000 Jahren ihr Land auf der Nordseite umgeben und so das „himmlische Reich", wie sie China nennen, von dem Verkehr mit den Nachbarvölkern abgeschnitten.

Die Mission nach China war wohl die schwierigste der Welt. Die ungeheure Entfernung von Europa, die gefahrvolle Seereise, die Unkenntniß der Sprache, der stolze, mißtrauische Charakter des Volks, die gegen jeden Fremden gleich einer Festung gesperrte Grenze, alles dieses ließ schon den Gedanken einer Bekehrung China's als eine Unmöglichkeit erscheinen. Allein gerade das Schwierige der Aufgabe war eine Aufmunterung für die Gesellschaft Jesu, diesem Reiche ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; Kriegshelden, welche zu Großem sich berufen glauben, lieben die Gefahr; warum sollte der Streiter Christi, welcher nicht in seiner, sondern in Gottes Hand die Stärke sucht, sich nicht auch zum Gefahrvollen hingezogen fühlen?

Mathias Ricci wurde von der Gesellschaft Jesu als Vorkämpfer des christlichen Evangeliums nach China bestimmt. Aus Macerata in der March Ankona stammend, erblickte derselbe das Licht der Welt im Augenblick, wo der hl. Franz Xaver, der Apostel Asiens, sein wunderreiches Leben schloß (i. J. 1552). Nachdem Ricci seine Studien mit Erfolg gemacht und in Rom unter Klavius große mathematische Kenntnisse sich erworben, wurde derselbe unter der Leitung des ausgezeichneten P. Valignani zum Missionär herangebildet, mit den Sprachen, mit der Geschichte und der Geographie des Orients bekannt gemacht und von seinen Obern nach China gesandt.

Unter dem Titel eines Gelehrten gelang es dem Missionär, in Chao-Hing sich einzuführen und mit den chinesischen Astronomen bekannt zu werden. Diese glaubten, die Erde sei ein Viereck und China nehme den größten Theil derselben ein, alle übrigen Theile der Welt seien nur kleine Punkte, und nur dazu bestimmt, um durch ihre Kleinheit die Größe des himmli-

schen Reichs desto mehr hervorzuheben. Ricci, durch seine Studien mit dem Charakter der chinesischen Gelehrten vertraut, hütete sich wohl, den Stolz dieser Astronomen zu verletzen; ohne daher ihren Eigendünkel anzugreifen, suchte er sie durch allmälige Belehrung selbst zu einer richtigern Ansicht über die Weltlage zu führen. Zu diesem Zweck zeichnete er eine geographische Karte, in welcher er den ersten Meridian durch China zog und diesem Lande den ersten Rang anwies, aber den übrigen Ländern die gehörige Rücksicht trug und so ohne den Stolz der Chinesen zu beleidigen dennoch die Wahrheit aufdeckte. Die Astronomen überzeugten sich von der Gelehrsamkeit des Fremdlings, faßten Vertrauen zu ihm und bald genoß der Missionär einen solchen Ruf, daß selbst der Vicekönig von Chao-Hing ihn zu sprechen verlangte und ihm die Erlaubniß ertheilte, sich in dieser Stadt festzusetzen. P. Ricci kaufte sich hierauf ein Haus und lebte mit den Gelehrten in täglichem Verkehr. Die Unterredungen über die Gestirne führten ihn natürlicher Weise auch auf den Schöpfer des Himmels zu sprechen. Die Wissenschaft der Erde diente ihm als Brücke zur Wissenschaft des Himmels. Die chinesischen Gelehrten vernahmen die Vorträge des europäischen Missionärs über die Religionswahrheiten mit großer Aufmerksamkeit; das Leben und die Lehren des Messias erschienen ihnen vortrefflich und erhaben; allein da der Messias in Palästina und nicht in China aufgetreten war, so verlor derselbe dadurch in ihren Augen wieder die Achtung, die sie ihm sonst zu zollen geneigt waren. Ricci fand daher unter den Gelehrten nur wenig Anklang für seine religiösen Vorträge, täglich überzeugte er sich mehr, daß nur mit der größten Vorsicht und Klugheit der Same des Christenthums im himmlischen Reich ausgestreut werden dürfe, wenn man nicht das ganze Werk der Gefahr gänzlichen Scheiterns aussetzen wolle.

Mehrere Jahre brachte der geduldige Glaubensbote auf diese Weise in Chao-Hing mit der Vorbereitung des Erdreichs zu. Erst als er mit Zuversicht auf einen guten Erfolg hoffen konnte, ging er in seiner Mission einige Schritte weiter und

suchte sich einige Zöglinge zur Heranbildung im Christenthum. Da durchkreuzte aber ein unerwartetes Ereigniß seinen Plan. Im Jahr 1589 kam ein neuer Vicekönig nach Chao-Hing, dieser fand an dem Hause des europäischen Gelehrten ein solches Wohlgefallen, daß er ohne weitere Umstände Besitz von demselben nahm und dessen Eigenthümer daraus entfernte. Ricci verließ die Stadt und begab sich nach Chao-Tcheou, wo er unter den Gelehrten einige Bekannte hatte. Diese nahmen ihn mit Freuden auf und hier begann er nun den Unterricht mit einigen Zöglingen. Chiu-Taiso war der ausgezeichnetere seiner Schüler. Sein Vater nahm eine hohe Stellung im himmlischen Reich ein und stund wegen seiner Gelehrsamkeit in hohem Ansehn. Der Sohn zeigte eine besondere Vorliebe für die Mathematik; Ricci pflegte diese Neigung in dem talentvollen Jüngling und brachte denselben bald zu einer ungewohnten Stärke. Mit den mathematischen Kenntnissen träufelte der Glaubensapostel aber auch die Lehre des Christenthums in das Herz des aufmerksamen Schülers und mit heiliger Freude nahm er wahr, daß hier der Same auf ein sehr fruchtbares Erdreich falle. Die außerordentlichen Fortschritte des jungen Chiu-Taiso in allen Fächern der Gelehrsamkeit erregten bald allgemeines Aufsehen; die Mandarine aus den Nachbarstädten eilten herbei und wollten Zeuge dieser Vorgänge sein, selbst die Mandarine von Canton erließen an den gelehrten Bonzen Ricci die Einladung, zu ihnen zu kommen und ihnen seine Wissenschaften vorzutragen. Allein dem Missionär war es nicht um persönliches Ansehen zu thun, die Bekehrung einiger talentvoller Chinesen zum christlichen Glauben war für jetzt seine Hauptaufgabe, die Gelehrsamkeit sollte ihm nur als Mittel zu diesem Zwecke dienen. Er verwandte daher sein ganzes Augenmerk auf den Unterricht dieser jungen Chinesen, welche er zu künftigen christlichen Priestern heranzubilden hoffte. Mehrere derselben verlangten schon nach kurzer Zeit die Taufe, allein Ricci fand dieselben nicht reif für diesen Schritt, er wollte lieber

langsam, aber sicher zu Werke gehen und ertheilte die Taufe nur einigen Ausgezeichneten als besondere Gnade.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren jedoch nicht genügend, um jedem Fehlgriffe vorzubeugen. In übergroßem Eifer stürzten eines Tages einige Schüler Ricci's ohne Wissen des Lehrers in die Tempel der Götzendiener, rissen die Idole von den Altären, verbrannten und zerstörten dieselben. Eine solche unbesonnene Handlungsweise reizte das ungebildete Volk auf, dieses warf seinen Haß von den Schülern auf den Lehrer, bestürmte seine Wohnung und schlug zwei seiner Genossen so jämmerlich, daß diese in wenigen Tagen in den Armen des Missionärs ihren Geist aufgaben. Die von der Unschuld des P. Ricci überzeugten Mandarine mißbilligten dieses Betragen des Volks und leiteten eine Untersuchung gegen die Anstifter ein. Da erfolgte ein in Chao-Tcheou noch nie erlebter Auftritt. Am Tage des Gerichts erscheint P. Ricci vor dem Richterstuhl, um für die Mörder seiner Genossen um Gnade zu flehen. Eine solche in der christlichen Liebe wurzelnde Handlung war den nur an Klag- und Strafbegehren gewohnten chinesischen Richtern ganz unbegreiflich und im ganzen Lande zollten alle Gebildeten dem fremden Bonzen ihren Beifall.

Mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen immer besser vertraut, erkannte der Missionär, daß die christliche Mission beim Volke des himmlischen Reichs nur dann Eingang finde, wenn er zuerst die Mandarine und die Großen des Landes für dieselbe gewinne; er erkannte ferner, daß die Großen sich nur dann für das Evangelium erklären würden, wenn der Kaiser selbst hiefür das Beispiel gebe. Die Gewinnung des Kaisers war daher der Riesengedanke, der in dem strebsamen Geiste des kühnen Jesuiten immer mehr hervortrat.

Mit dieser Idee beschäftigt, lauerte P. Ricci auf eine Gelegenheit, um an den kaiserlichen Hof zu gelangen. Die Ankunft einiger neuen Jesuiten aus Europa gewährte dem

unternehmenden Manne mehr Freiheit. Während diese den Unterricht der christlichen Schüler besorgten, durchreiste P. Ricci in der Kleidung eines chinesischen Gelehrten mit einer hohen Mütze auf dem Haupte die Umgegend, immer einen Anlaß suchend, in das Innere des Reichs und in die Nähe des Kaisers zu dringen.

Da geht im Jahr 1595 in Peking die Botschaft ein, Taicosama, Herrscher von Japan, habe Corea mit Krieg überzogen und bedrohe auch die chinesischen Gränzen mit einem Einfall. Sogleich versammelt Van-Lie, Kaiser des himmlischen Reichs, seinen Kriegsrath und beruft die Kriegsobersten aus allen Theilen des Landes nach der Hauptstadt. Unter den Herbeieilenden befindet sich der Präsident des Kriegsgerichts, welcher seinen einzigen Sohn todkrank zu Hause zurückläßt. Die chinesischen Aerzte hatten dem bekümmerten Vater alle Hoffnung auf die Genesung seines Sohns benommen: wie dieser daher Kunde von der Gelehrsamkeit eines fremden Bonzen erhält, entschließt er sich, auf seiner Durchreise in Chao-Tcheou denselben zu berathen. Der Jesuit erklärt dem Präsidenten, „daß er keine Macht habe, über die Kräfte der Natur zu gebieten, wohl aber habe Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, das Leben aller Menschen in seiner Gewalt; zu Gott wolle er für die Erhaltung seines Sohns flehen." Zufrieden mit dieser Antwort, stellte der hohe Beamtete dem Gelehrten die Wahl, eine Gnade zu erbitten; P. Ricci benutzte diesen erwünschten Anlaß und verlangte als einzige Belohnung die Gnade, den Präsidenten auf seiner Reise begleiten zu dürfen. So gelang dem armen Jesuiten, was bis jetzt noch kein Europäer erreicht, er durfte das Innere China's durchwandern. P. Ricci begleitete den Präsidenten bis in die Provinz Kiangsi und bewunderte überall die industrielle Thätigkeit und den ungeheuren Reichthum des Landes; er war der erste Europäer, welcher den Fuß in die volkreichen Städte des himmlischen Reichs setzte, der erste, welcher die fruchtbaren Thäler desselben durchwanderte, der erste, welcher die großen, mit rei-

zenden Ufern begränzten Flüsse befuhr. So gelangte Ricci nach Nanking. Die Kriegsgerüchte hatten jedoch die Chinesen mißtrauischer als je gemacht; überall glaubten sie Aussendlinge der Japaner zu erblicken; die Klugheit nöthigte daher den katholischen Missionär, sich nur auf die Erfahrung und Betrachtung des Landes zu verlegen und jede Anknüpfung höherer Bekanntschaften zu vermeiden. Von Nanking ging die Reise in die Hauptstadt Peking. Allein beim Hofe waren die Verhältnisse noch ungünstiger; um daher der Zukunft nichts zu vergeben, schiffte sich der christliche Wanderer auf dem gelben Fluß wieder ein, der Hoffnung lebend, in besseren Tagen nach der Hauptstadt wieder zurückzukehren.

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Taicosama wurde durch den Tod dahingerafft; mit seinem Hinscheiden war der gefürchtete Krieg zu Ende und Friedensjubel herrschte im ganzen Reiche. Von dieser freudigen Stimmung Gebrauch machend eilte P. Ricci nach Nanking. Hier hatte er das Glück, mehrere Chinesen zum christlichen Glauben zu bekehren. Der erste unter diesen war ein höherer Offizier, Namens Sin. Dieser erhielt in der hl. Taufe den Namen Paul und zog bald die Bekehrung seiner ganzen Familie nach sich. So wurde die erste christliche Gemeinde in Nanking gestiftet. P. Ricci wußte aber wohl, daß sein Gebäude bald wieder in Trümmer zerfalle, wenn er nicht den Schutz des Kaisers erhalte. Mehr als je fühlte er daher die Nothwendigkeit, bis zum Kaiser vorzudringen. Zu diesem Zwecke setzte er sich mit den portugiesischen Handelsleuten von Macao und Goa in Verbindung, erhielt durch dieselben allerlei reiche Stoffe und astronomische Werkzeuge und reiste damit nach Peking, um sie dem Kaiser zum Geschenke zu bringen. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt. Auf der Reise wird er durch einen Gouverneur angehalten, dieser läßt sich die Geschenke vorweisen und faßt den Plan, sich derselben zu bemächtigen. Der arme Jesuit wird daher als „Fremder" festgenommen, seiner reichen Stoffe beraubt und so abermals von seinem Reiseziel weit zurückgewor-

fen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Um allen Verdacht von sich abzuwälzen, hielt der Gouverneur für klug, eine verblümte Anzeige von dem Vorfall an die Oberbehörde zu machen. Er schrieb daher nach Peking, es sei ihm gelungen, einen Fremdling zu ertappen, welcher eine Glocke, die von selbst läute, bei sich gehabt habe. Der Bericht von dieser wundersamen Glocke kam zu den Ohren des Kaisers; seine Neugierde wurde gereizt und der Gouverneur erhielt den Befehl, die Glocke sammt dem Fremdling an den Hof zu senden. Der Gouverneur hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Weisung des Kaisers nachzukommen; durch Zuvorkommenheit gegen den armen Jesuiten suchte er sein früheres Benehmen wieder gut zu machen; mit aller Beförderung schickte er jetzt den P. Ricci mit den Geschenken zum Kaiser nach Peking. So mußte das, was den Plan des christlichen Glaubensboten ganz zu durchkreuzen drohte, gerade zur Gelingung desselben beitragen; im menschlichen Leben geht der Weg zum Glück durch Unglück, der Rosenstrauch bringt zuerst Dornen und dann erst Blüthen hervor; der Blitzstrahl, vor dem das Auge des Menschen erzittert, reinigt die Luft und fördert die Fruchtbarkeit.

Ende Juli 1600 langte P. Ricci in der Hauptstadt des chinesischen Reiches an. Der Kaiser ließ sich dessen Geschenke vorlegen, nahm dieselben gnädig auf, bezeugte Freude an den astronomischen Instrumenten und ließ sofort einen Thurm bauen, um die von selbst schlagende Glocke (welche nichts anderes als eine Uhr war) aufzustellen. Großes Wohlgefallen hatte der Kaiser besonders an zwei Gemälden, welche der Fremdling überbrachte, es waren die Bildnisse Jesu und Mariä; er ließ dieselben in seinem Palaste aufhängen und gab dem gelehrten Europäer zum Zeichen seiner Zufriedenheit die Erlaubniß, das Innere des Palastes zu betreten, eine Begünstigung, deren sich nur die höchsten Beamteten der Krone erfreuten.

Im Orient ist es Sitte, daß die Herrscher ihre Person den Augen des Volks entziehen, nur die Frauen des Kaisers

nd einige wenige Hofleute dürfen sein Antlitz sehen. Die rientalischen Fürsten bezwecken dadurch, sich mit einem heiligen Limbus zu umhüllen und die Gemüther der Unterthanen in iner ehrfurchtsvollen Unterwerfung zu erhalten. Selbst bei ierlichen Anläßen werden die Mandarine und Großen des Reichs nur vor den leeren Thron des Kaisers geführt, den Herrscher selbst dürfen sie nicht sehen; diese Vorstellung vor den aiserlichen Thron ist die höchste Ehre, welche einem Unterthan u Theil werden kann. Als der P. Ricci diese Auszeichnung rhielt, da wuchs sein Ansehen am ganzen Hofe, in der Hauptstadt des chinesischen Reichs ging das Gerede, der fremde Gelehrte sei sogar gewürdigt worden, den Kaiser persönlich u sprechen und bald buhlten Alle um die Freundschaft des ar=men Jesuiten. So ist das Urtheil der Welt! P. Ricci hat, wie er selbst bezeugt, den Kaiser von China in seinem ganzen Leben niemals persönlich gesprochen; aber der günstige Eindruck, welchen dessen Geschenke auf den Fürsten gemacht, erwarben ihm den Beifall der Hofleute; Grand=Colao, der erste Mi=nister des Reichs, schenkte ihm seine Freundschaft und der Name Ricci wurde für Jedermann in der Hauptstadt eine Autorität.

Siebenzehn Jahre waren verflossen, seitdem der christliche Glaubensbote den Fuß auf das chinesische Land gesetzt; sieben=zehn volle Jahre hatte er in unermüdlicher Geduld zugebracht, alle Schwierigkeiten umgangen, alle Entsagungen sich auferlegt, alle erlaubten Mittel der Klugheit angewandt, um endlich öf=fentlich das Panner der christlichen Religion aufzupflanzen; nun ist der Tag angebrochen, wo, Dank diesem siebenzehnjährigen Ringen, P. Ricci als Missionär auftreten darf!

Durch sein hohes Ansehen beim Hofe erhielt der unverrückt auf sein Ziel hinsteuernde Jesuit die Erlaubniß, im ganzen Reiche die Gelehrten und das Volk in der Religion und den Wissenschaften zu unterrichten. Die Gelehrten nahmen nun die Vorträge des beim Kaiser in Gunst stehenden Mannes mit Beifall auf; viele derselben erkannten die Göttlichkeit Jesu Christi und empfingen die h. Taufe aus den Händen des über

den glücklichen Erfolg mit himmlischer Seligkeit erfüllten Missionärs. So Lig-Osun, Fumachon und Li, der berühmteste Mandarin seines Jahrhunderts. Die Neubekehrten nahmen nicht nur den Glauben an Jesus Christus an, sondern sie vollzogen diesen Glauben auch im Werke; sie erfüllten die Vorschriften des christlichen Evangeliums mit solcher Treue, daß sich in ihrem ganzen Lebenswandel eine vortheilhafte Aenderung kundgab. Mit Staunen und Bewunderung gewahrte das Volk diese Umgestaltung in dem Betragen seiner Mandarine, fragte nach der Ursache und trug großes Verlangen, jene Religion kennen zu lernen, welche ein solches Wunder zu bewirken im Stande sei. Ricci benutzte diese günstige Stimmung, sandte die in seiner Anstalt zu Nanking gebildeten Zöglinge in die Provinzen des Reichs und ließ überall das Evangelium Christi verkünden. Paul Sin leistete bei diesem Werke ausgezeichnete Dienste und erwarb sich in den Annalen der christlichen Kirche und des chinesischen Reiches einen großen Namen. Nicht minder unterstützten die übrigen aus Europa herbeigerufenen Jesuiten das große Unternehmen; die PP. Cataneo, Pantoya, Martinez, Diaz, Longobardi predigten in Canton und in anderen Provinzen das Christenthum. So wurde auf einmal in Peking, Nanking und Canton, den drei größten Städten des himmlischen Reichs, sowie in den meisten Provinzen, der Same der christlichen Lehre ausgestreut und P. Ricci sah seine siebenzehnjährige Vorarbeit mit einem herrlichen Erfolg gesegnet.

Damit das Gute gedeihe, bedarf es der Hindernisse; die Erde wird nicht fruchtbar, sie werde denn zuerst durch das Eisen der Pflugschar durchschnitten, aufgerissen und gleichsam verwundet. Diese Hindernisse blieben auch hier nicht aus. Die erste Schwierigkeit kam von Seite der Mandarine. So geneigt diese, seit der günstigen Umstimmung des Kaisers, sich zur Annahme der christlichen Lehren zeigten, so ungern sahen sie es, daß die Jesuiten diese Lehren auch dem Volke mittheilten. Sie glaubten, der Messias habe seine Religion nur für die Vorsteher und die Gelehrten geoffenbart, dem Volke müsse das Licht des

Evangeliums verborgen bleiben. Sie ermahnten daher die christlichen Prediger, das Volk nicht in die Geheimnisse der christlichen Religion einzuweihen, sondern dasselbe seiner Unwissenheit und seinem Aberglauben zu überlassen. Allein Pater Ricci widersetzte sich einem solchen Ansinnen; so sehr er auch auf die Bekehrung der Großen Werth setzte, so diente ihm diese doch nur als Mittel, um desto schneller und sicherer das ganze Volk zu gewinnen, die Seelen des armen Volks haben in seinen Augen einen nicht mindern Werth als die Seelen der Großen. Ohne die kastenmäßigen Ansichten und Vorurtheile der Chinesen zu verletzen, suchte er daher die Mandarine zu überzeugen, daß Christus für Alle gestorben und daß daher sein Evangelium auch Allen mitzutheilen sei. — Diese erste Schwierigkeit wurde auf solche Weise durch das kluge Benehmen des Jesuiten gehoben und hatte zur Folge, daß das Volk mit desto größerer Innigkeit an den Lehren und Vorträgen des christlichen Missionärs Antheil nahm.

Eine andere noch wichtigere Schwierigkeit entspann sich im Schooße der christlichen Kirche selbst. Die Jesuiten hatten, wie wir gesehen, vor dem Antritt ihres Apostelamts zuerst den Karakter, die Sitten und Gebräuche des chinesischen Volkes sorgfältig erforscht und geprüft. Ihr Bemühen ging bei allen Gelegenheiten dahin, das Nationalgefühl und die Vorurtheile der Chinesen so viel als möglich zu schonen. Deßwegen vertauschten sie auch ihre geistliche Kleidung mit derjenigen der chinesischen Bonzen; sie ließen die Gewohnheiten und Gebräuche der Chinesen, so weit diese mit den Vorschriften der christlichen Religion verträglich waren, unangefochten, und suchten überhaupt durch Milde und Duldsamkeit das Volk für die christliche Lehre zu gewinnen. Diese Handlungsweise beobachteten die Jesuiten namentlich in Beziehung auf die Verehrung, welche ganz China dem Konfuzius erwies. Bei näherer Prüfung der Sachlage fanden sie, daß Konfuzius, der große Lehrmeister des chinesischen Volkes, die vorzüglichsten Sätze seines Systems aus den h. Schriften des alten Testaments gezogen, daß er die Einheit

Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung nach dem Tode gelehrt; sie fanden, daß die Verehrung, welche die Chinesen dem Konfuzius zollten, mehr bürgerlicher als religiöser Natur sei und keinen abgöttischen Charakter habe; sie zogen daher keineswegs mit Feuer und Schwert gegen das Ansehen des Konfuzius zu Felde. Die Fortschritte, welche das Christenthum in China machte, hatten jedoch mittlerweile auch andere christliche Priester aus Europa nach dem himmlischen Reiche gelockt; diese, mit den Verhältnissen nicht vertraut, nahmen an der Duldsamkeit der Jesuiten Anstand und so entspann sich ein Zwiespalt unter den Lehrern der christlichen Religion, welcher in der Folge mannigfache Wirren und großes Unheil in der chinesischen Kirche hervorrief.

Eine dritte Schwierigkeit war politischer Natur. Die Jesuiten hatten in China, wie in Europa, ihre Wohnungen auf den Höhepunkten der Städte aufgeschlagen, ihre Häuser beherrschten die Gassen und waren so dem Getümmel der Welt entrückt. Diesen zufälligen Umstand benutzten die Gegner der christlichen Missionäre, um allerlei Verdächtigungen gegen dieselben auszustreuen. Aus den Häusern der Jesuiten machten sie ebensoviele Zitadellen, sprachen von einer Verschwörung gegen den Staat und behaupteten nichts weniger, als die europäischen Glaubensboten seien die Aussendlinge der Holländer, welche mit Hülfe der Japaner einen Einfall in das himmlische Reich beabsichtigten. Von Makao wurde nach Canton bereits das Erscheinen einer holländischen Flotte berichtet und die strengste Aufsicht gegen die Jesuiten empfohlen. Diese Verdächtigungen verfehlten ihren Zweck nicht. Eine große Aufregung und Mißstimmung gab sich unter dem Volke in Canton kund, viele schwuren das Christenthum wieder ab, andere drohten, sämmtliche Patres zu erdrosseln. Unglücklicher Weise kam mitten in dieser Aufregung P. Martinez in Canton an, er wird vom Volk erkannt, ergriffen und unter furchtbaren Qualen getödtet. Der geduldige Märtyrer bezeugte jedoch in seinen Schmerzen und Leiden eine solche Ruhe und Ergebung, daß die Verfolger

bei der Rückkehr einer ruhigeren Stimmung selbst über ihre That errötheten. Als sich sodann überdies das angebliche Landen einer holländischen Flotte als eine falsche Nachricht herausstellte, da kehrte tiefe Reue in das Herz der Irregeführten zurück und sie selbst baten um Verzeihung. P. Ricci zeigte sich auch bei diesem Zufalle wieder als edler Friedensstifter, seiner Verwendung gelang es, die ganze Angelegenheit zu vermitteln und eine allgemeine Aussöhnung herzustellen.

Ricci's Ansehen erreichte nun den höchsten Punkt: in der Hauptstadt wie in den Provinzen hatte sein Name eine allgemeine Berühmtheit, die Chinesen verehrten in ihm einen zweiten Konfuzius. Allein der christliche Prediger suchte nicht Ruhm und Glanz für seine Person, alles dieses verachtete er als leeren Welttand, er benutzte sein Ansehen nur, um das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten und sein ganzer Ehrgeiz ging dahin, das so glücklich begonnene Werk zu befestigen und für die Zukunft zu sichern. Zu diesem Zwecke gründete er in der Hauptstadt des chinesischen Reichs selbst ein Noviziat, um in demselben die jungen christlichen Chinesen in der Uebung der Tugenden und in der Kenntniß der Wissenschaften heranzuziehen und zu künftigen Verkündern des Evangeliums zu bilden. Mit unermüdlichem Fleiße schrieb er ein Tagebuch über alle Ereignisse, welche sich unter seinen Augen zutrugen und legte in demselben die heilsamsten Lehren und Fingerzeige für seine Nachfolger nieder. Mit den Großen des Reichs stund er in unausgesetztem Verkehr und empfieng stets mit heiterer Zuvorkommenheit die chinesischen Gelehrten, welche bei ihm Aufschluß und Aufklärung suchten. Er verfaßte mehrere Schriften in chinesischer Sprache über die christliche Sittenlehre und die hl. Schriften. Neben diesen vielen Beschäftigungen fand er noch Zeit, einige geometrische Abhandlungen zu schreiben und den Euklides zu erklären.

Mitten in diesen segensvollen Bemühungen und Bestrebungen traf plötzlich eine andere Bestimmung den thatkräftigen Jesuiten; P. Ricci wurde aus dem irdischen himmlischen Reich

in das ewige himmlische Reich berufen. Im Jahr 1610 raffte ihn der Tod plötzlich aus dem Kreise seiner Arbeiten und aus der Mitte seiner Freunde weg.

Ricci's Tod erregte in der Hauptstadt und in den Provinzen eine allgemeine Theilnahme. Die Mandarine und das Volk eilten herbei, um die sterblichen Ueberreste des geliebten und hochverehrten Lehrers noch einmal zu sehen. Der Kaiser befahl, den armen Jesuiten auf feierliche Weise zu begraben, eine Auszeichnung, welche bis jetzt keinem Fremden in der Hauptstadt des chinesischen Reiches zu Theil geworden. Auf Anordnung des Kaisers wurde ein Tempel dem wahren Gott geweiht und derselbe zur Grabstätte Ricci's bestimmt. Die Beerdigung fand unter Vortragung des Kreuzes statt. Es war dies das erstemal, daß das Kreuz, das Zeichen der christlichen Religion, öffentlich in den Straßen der Hauptstadt erschien. So sehr die Chinesen auch die Sittenlehre des Messias bewunderten, so sehr widerstritt es ihren Vorurtheilen, einen am Kreuze getödteten Erlöser anzubeten; ihr Stolz stieß sich an dem Zeichen der Demuth. Deßwegen wurde das Kreuz nur auf den Altären und in den geschlossenen Versammlungen der Gläubigen, nicht aber öffentlich aufgestellt; die Beerdigung des hochverehrten Ricci gab den Gläubigen Gelegenheit, das hl. Zeichen ihrer Erlösung feierlich in den Straßen der chinesischen Hauptstadt zu enthüllen; welch herrlicher Triumph, welch segensreicher Lohn für das siebenundzwanzigjährige Bemühen des aufopfernden Missionärs! Sein Tod eröffnete dem hl. Kreuz die Thore und Straßen der Hauptstadt.

Ricci's Verlust wurde für die christliche Kirche bald fühlbar. Die Gegner des Christenthums hatten den Einfluß des europäischen Missionärs beim Kaiser nicht mehr zu fürchten, stolz erhoben sie daher ihr Haupt und begannen die Verfolgungen. Diese richteten sich vorzugsweise gegen die Jesuiten, die Gegner wußten, daß wenn die Hirten zerstreut werden,

die Heerde von selbst zerfällt. Unter allerlei eitlen Vorwänden erklärte Chin, der Gouverneur von Nanking, ein fanatischer Götzendiener, den Jesuiten den Krieg, setzte dieselben gefangen, ließ sie mit Ruthen schlagen und brachte es durch seine Ränke beim Hofe so weit, daß im Jahr 1617 ein kaiserlicher Befehl sämmtliche Jesuiten aus China verbannte. Trotz aller Vorstellungen und Bitten der christlichen Bevölkerung, welche mit inniger Liebe an den Missionären hing, wurde der Befehl durch die Mandarine sofort vollzogen und sämmtliche Patres auf die den Portugiesen gehörende Halbinsel Macao transportirt. Allein kurze Zeit darauf nahm die Lage des Kaisers Van-Lie eine sehr schlimme Wendung. Eine gefährliche Krankheit warf ihn auf das Todtenbett; gleichzeitig fiel der König der Tartaren mit einem gewaltigen Heere in die chinesischen Staaten ein und Van-Lie's sterbendes Auge sah den Untergang seiner Familie und seiner Herrschaft mit Riesenschritten herannahen. Da ertheilten ihm christlich gesinnte Chinesen den Rath, mit den Portugiesen auf der Insel Macao zu unterhandeln, von denselben kriegsgeübte Offiziere zur Leitung der Armee zu verlangen und um diese Hülfe desto leichter zu erhalten, die verbannten Jesuiten von Macao zurückzurufen. Der Kaiser ging auf den Vorschlag ein, die Unterhandlung kam zu Stande, Tien-Ki, Kleinsohn Van-Lie's, warf mittels der portugiesischen Hülfe die Tartaren aus dem Lande und rief die Jesuiten zum großen Jubel der christlichen Bevölkerung in dasselbe zurück.

Kaiser Van-Lie starb im Jahr 1620, ihm folgte Tien-Ki auf dem Throne. Unter der Regierung des neuen Kaisers genossen die christlichen Missionäre einer glücklichen Freiheit, ohne Hinderniß konnten sie an der Ausbreitung des christlichen Glaubens arbeiten, in allen Provinzen des Reichs blühten ihre Anstalten und im Jahr 1628 hielten sie sogar eine allgemeine Versammlung, um sich über die Wohlfahrt der chinesischen christlichen Kirche zu berathen. Um diese Zeit langte in Peking ein Mitglied der Gesellschaft Jesu an, welches bestimmt war, der Nachfolger des großen Ricci in der Leitung der chinesischen

Mission zu werden. Es war dies der deutsche Jesuit Adam Schall, gebürtig aus Köln.

Schall erblickte im Jahr 1591 das Licht der Welt: durch Wissenschaft und Tugend gleich ausgezeichnet, wurde er von der Gesellschaft Jesu zum Glaubensapostel China's bestimmt, wozu ihn seine tiefen mathematischen und astronomischen Kenntnisse vorzugsweise eigneten. Der Ruf eines großen Astronomen war ihm nach Peking vorangeeilt; der Kaiser ließ den Gelehrten mit Wohlwollen empfangen und beauftragte ihn mit der Verbesserung des chinesischen Kalenders. P. Schall benützte diese Gelegenheit, nicht nur die Zeitrechnung richtig zu stellen, sondern auch manches Abergläubische aus dem Kalender zu verdrängen. Seinem Ansehen gelang es, die sogenannten Glücks- und Unglückstage und viele ähnliche den Aberglauben fördernde Punkte zu unterdrücken. Der Kaiser war mit dem neuen Kalender vollkommen zufrieden, überhäufte den P. Schall mit seinen Gunstbezeugungen; unter diesem Schutze nahm die Wirksamkeit der christlichen Missionäre einen solchen Aufschwung, daß dieselben den Ordensgeneral in Rom ersuchten, ihnen jährlich zwanzig neue Patres zuzusenden: „Zwanzig Patres jährlich wären nicht zu viel, wenn durch eine besondere Fügung des Himmels auch alle zwanzig glücklich in Macao anlangten; nicht selten unterliegt aber die Hälfte der Missionäre den Reisebeschwerden. Zwanzig müssen daher Jahr für Jahr nach China gesendet werden, um wenigstens auf zehn Missionäre jährlich rechnen zu können" *).

Während so das Christenthum in China glänzende Fortschritte machte, wurde das himmlische Reich durch Aufruhr und Bürgerkrieg an den Rand des Abgrunds gebracht. Im Jahr 1633 brach in China ein Aufstand aus, die Aufrührer belagerten Peking, drangen in die Stadt, umringten den Palast; der Kaiser, um nicht lebend in die Hände der Rebellen zu fallen, gab sich selbst den Tod. Allein einer seiner Feldherren, Usang-

*) Brief an den General der Gesellschaft Jesu vom April 1635.

ney, welcher an den Grenzen des Reichs ein Armeekorps befehligte, blieb der kaiserlichen Familie getreu, und da er selbst zu schwach war, den Kampf einzig gegen die Aufständischen zu führen, so rief er die Tartaren zu Hülfe. Zunté, Herrscher der Tartaren, rückte mit einem zahlreichen Heere in China ein, verfolgte die Rebellen und schlug diese gänzlich auf das Haupt; statt aber nun die Krone der kaiserlichen Familie zurückzugeben, setzte er diese seinem Sohne Chun-Tchi auf das Haupt und erklärte ihn kraft des Rechts der Eroberung zum Kaiser von China. Nicht so hatten Usangney und die kaiserlichen Prinzen die Dazwischenkunft der Tartaren verstanden, sie flüchteten sich daher in die südlichen Provinzen, faßten da festen Fuß, erhoben das Panier der alt-kaiserlichen Familie und riefen Jun-Lie zum Kaiser aus. So war denn das himmlische Reich in zwei Theile getrennt, in Peking herrschte Chun-Tchi, in den südlichen Provinzen Jun-Lie; beide Fürsten nannten sich Kaiser des chinesischen Reichs.

Diese Doppelstellung war für die christlichen Missionäre um so schwieriger, da sich in beiden Lagern Anhänger des Christenthums befanden. Jun-Lie hatte seine Erfolge im Süden größtentheils einigen Feldherren zuzuschreiben, welche sich zum christlichen Glauben bekannten; durch diese wurde die kaiserliche Familie mit den Jesuiten bekannt. Die Kaiserin empfand eine solche Hochschätzung für die Missionäre, daß sie in eigener Person ihre Vorträge über die Glaubens- und Sittenlehren Jesu Christi anhören wollte. Unglück und Leiden hatten das Gemüth der Kaiserin für die erhabenen Grundsätze der christlichen Religion empfänglich gemacht, durch bittere Erfahrungen erkannte sie die Vergänglichkeit der irdischen Macht und fühlte das Bedürfniß nach einem höheren Trost, den sie einzig im Evangelium fand. Die Kaiserin wurde Christin, empfieng aus den Händen des Jesuiten Coffler die hl. Taufe und erhielt den Namen Helena. Einige Zeit später, im Jahr 1650, gebar sie einen Sohn, mit Einwilligung des Kaisers wurde der Prinz getauft und erhielt den bedeutungsvollen Namen „Kon-

stantin", gleichsam als sollte das kaiserliche Kind schon durch die Taufe zum künftigen Schutzherrn der christlichen Kirche in China geweiht werden. Die Kaiserin wurde eine so eifrige Beschützerin des Christenthums, daß sie einen eigenen Gesandten nach Rom abordnete, um den heiligen Vater ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit zu versichern. *)

Aber auch der Gegenkaiser Chun-Tchi war den christlichen Missionären keineswegs abgeneigt. Nicht nur ließ er dieselben ungehindert in Peking und den ihm anhangenden Provinzen die Lehre Christi verkünden, sondern er würdigte den Pater Schall seiner besonderen Freundschaft.

Was gegen die Natur streitet, kann niemals von langer Dauer sein. Das gleichzeitige Herrschen zweier Kaiser im gleichen Reiche mußte früher oder später durch die Spitze des Schwertes ein Ende finden. Wirklich stießen die beiden kaiserlichen Parteien im Jahr 1651 auf einander, der blutige Kampf gab die Krone dem Tartarenfürsten Chun-Tchi; Jun-Lié ward sammt seinem Sohne Konstantin im Schlachtgewühl ermordet, seine Gemahlin Helene aber gefangen und nach Peking geführt. Chun-Tchi war ein tapferer, aber keineswegs rachsüchtiger Kriegsheld, die Bekanntwerdung mit den Lehren des Evangeliums mochte sein Herz bereits milder gegen das Unglück gestimmt haben; statt daher die gefangene Gemahlin des unglücklichen Jun-Lié grausam zu behandeln, gab er vielmehr Befehl, dieselbe als „Kaiserin" zu ehren. Helena, in der Unglücksschule großgezogen, schloß sich desto inniger an das Kreuz Christi; Gatte, Sohn, Krone hatte sie verloren, allein sie fand den wahren Gott und mit diesem und bei diesem Trost in aller Wehmuth bis an das Lebensende.

Chun-Tchi war nun Alleinherrscher des himmlischen Reichs. Wenn auch noch jung an Jahren, so war er doch alt an Er-

*) Dieser Brief trägt die Jahrzahl 1651. Derselbe ist mit chinesischen Buchstaben auf einem langen Seidenstreifen geschrieben. Der Seidenstreif ist gelber Farbe und mit goldenen Fransen besetzt. Cretineau-Joly gibt ein Facsimile desselben. III. Bd. 3. Kap.

fahrung und Klugheit. Das siegreiche Glück machte ihn keineswegs übermüthig und stolz; seine Liebe für P. Schall wurde immer wärmer, dieser übte einen heilsamen Einfluß auf den jugendlichen Fürsten. Mitten in seinem Siegeslauf gab Chun-Tchi allen seinen Generälen die Weisung, allwärts die aus dem Abendland eingewanderten Lehrer des göttlichen Gesetzes zu schützen und die von denselben erbauten Tempel zu ehren. Wie auf dem Kriegsfelde durch Tapferkeit, so zeichnete sich Chun-Tchi im Frieden durch hohe Weisheit aus; aus fernen Gegenden, aus Rußland und Holland eilten Abgeordnete herbei und bewarben sich um die Freundschaft des mächtigen Monarchen.

Um dem P. Schall ein öffentliches Zeugniß seiner Hochachtung zu geben, ertheilte der neue Regent demselben die Würde eines Mandarins und machte ihn zum Vorstand der mathematischen Anstalten des gesammten Reichs. Bald darauf gab ihm der Kaiser den Titel „Mafa“ *), mit der Erlaubniß, zu jeder Stunde das Innere des Palastes zu betreten. Ja der Kaiser ging noch weiter; trotz der orientalischen Hofsitte besuchte er selbst seinen Liebling und brachte mehrere Stunden im Gespräche mit demselben zu. So wurde dem armen Jesuiten aus Köln eine bis jetzt in Peking unerhörte, niemals erlebte Begünstigung zu Theil!

P. Schall benutzte seine Unterredungen mit dem Kaiser, um ihn mit den Lehren und Gebeten des Christenthums bekannt zu machen; der helle Verstand Chun-Tchi's erfaßte bald die Richtigkeit der christlichen Lehren, allein die Sittengebote des Evangeliums widerstritten seiner sinnlichen Natur. P. Schall hat einen Bericht über seine Unterredungen mit dem Kaiser niedergeschrieben: man erstaunt, wenn man die freie Sprache liest, welche der Missionär gegenüber den sinnlichen Trieben des Kaisers führte; man bewundert die Vertraulichkeit, mit welcher der Tartar die Bemerkungen des christlichen Priesters entgegennahm. Der Kaiser war geneigt, der christlichen Religion in allen Theilen

*) Mafa bedeutet in der chinesischen Sprache so viel als „Vater“.

zu huldigen, nur in Beziehung auf die sinnlichen Genüsse wollte er sein Fleisch dem Evangelium nicht unterwerfen. Diese Verweichlichung war das Unglück des in jeder andern Beziehung achtungswerthen Fürsten. Nach wenigen Jahren eines schnell genossenen Lebens fiel derselbe in Trübsinn, Traurigkeit und Schwermuth, all sein Sehnen schien sich auf das Grab zu richten, für seine Hofleute war er bereits gestorben, nur Mafa Schall fand zuweilen noch Zugang zu seinem Herzen. Im Jahr 1661 schloß Chun-Tchi seine kurze Laufbahn, die Krone des großen chinesischen Reichs einem Kinde von acht Jahren hinterlassend.

Zufolge einer Verordnung des verstorbenen Kaisers fiel die Verwaltung des Reichs während der Minderjährigkeit seines Sohnes einer Regentschaft anheim; die Erziehung des Thronfolgers aber wurde laut dem Willen Chun-Tchi's dem Mafa Schall übertragen. Diese hohe Stellung des christlichen Missionärs war den Bonzen und Mahomedanern ein Dorn; sie fürchteten den Einfluß desselben auf den künftigen Kaiser, besorgten den gänzlichen Zerfall ihrer Religion und verschworen sich daher zu seinem Sturze. Die selbstsüchtigen Besorgnisse der Bonzen waren nicht ohne Grund, denn die christliche Kirche hatte beim Tode Chun-Tchi's bereits eine herrliche Blüthe erreicht. Die Jesuiten einzig hatten in China 151 Kirchen und 38 Residenzen, die Dominikaner verwalteten 21 Kirchen und 2 Residenzen, auch die Franziskaner besorgten einige kirchliche Anstalten; bereits 131 Bücher über die Religion, 103 über die Mathematik, 55 über Physik und Philosophie hatten die Jesuiten in chinesischer Sprache verbreitet: wurde nun der künftige Kaiser noch unter der Leitung eines christlichen Missionärs und in den Grundsätzen des Christenthums erzogen, so mußte allerdings den Bonzen der Zerfall ihrer Tempel unausweichlich erscheinen.

Die Bonzen fanden mit ihren Ränken gegen P. Schall Anklang bei vielen Großen, die Fäden der Verschwörung wurden immer weiter gesponnen und im günstigen Augenblick der

Schlag mit Erfolg ausgeführt. Unter nichtigen Vorwänden wurde der Erzieher des Thronfolgers in den Kerker geworfen und mit ihm sämmtliche in Peking anwesende Jesuiten eingesperrt. Unter grausamen Qualen wird P. Schall in Untersuchung gezogen und zum Tode verurtheilt. Der christliche Missionär, welcher zur Bildung des chinesischen Volkes und zur Wohlfahrt des Reichs so viel gearbeitet, soll laut Urtheilsspruch in Stücke zerhackt und zerschnitten werden. Das ist der Lohn der von Neid und Eigennutz irregeführten Welt! —

Das Volk vernahm die Verurtheilung Schalls mit Mitleiden, es erinnerte sich der väterlichen Güte, mit welcher der christliche Missionär zur Zeit des Krieges für das allgemeine Wohl sorgte, wie er die Rache der siegreichen Tartaren mäßigte, wie durch seine liebreiche Vermittlung mannigfaches Weh und Unheil von den Besiegten abgewendet wurde. Diese Erinnerung erregte in dem Volke das Gefühl der Theilnahme für den verurtheilten Priester. Noch größer war die Bewegung unter den christlich-gesinnten Chinesen, sie fühlten den großen Verlust, der ihnen in der Person ihres geliebten Lehrers und Beschützers bevorstund, sie erblickten in diesem Urtheil den Anfang einer allgemeinen Verfolgung und bebten für die Zukunft der christlichen Kirche. Geleitet durch solche Erinnerungen und Betrachtungen gab sich unter dem Volke ein allgemeines Gefühl der Trauer und Wehmuth kund; je näher die Stunde der Hinrichtung heranrückte, desto lebhafter sprach sich das allgemeine Mitleiden öffentlich aus; die Stimme des Volkes drang endlich so kräftig bis in den Palast der Behörden, daß diese das Urtheil zurücknahmen und dem Jesuiten die Freiheit wieder schenkten. Pater Schall verließ den Kerker, aber nicht um in die Welt zurückzukehren und seinen früheren segensreichen Wirkungskreis wieder anzutreten, sondern um sich zum Tode vorzubereiten; die Gefängnißleiden und die erduldeten Qualen hatten den greisen Mann so geschwächt, daß seine Lebenskräfte von Tag zu Tag sichtbar dahin schwanden und er sein Lebensende mit Riesenschritten herbeieilen sah. Freudig und Gott

lobend flog die Seele des getreuen Dieners Christi den 13. August 1666 zu ihrem Schöpfer zurück. Vierzig volle Jahre hatte P. Schall als Missionär im Weinberge des Herrn gearbeitet, aber auch nach seinem Tode wirkte sein Werk noch zur Verbreitung des christlichen Evangeliums fort. Wie sein kaiserlicher Zögling Kang-Hi den Thron bestieg, da ertheilte er, eingedenk der von seinem Erzieher erhaltenen Lehren, den Christen volle Freiheit und unterstützte die christlichen Missionäre auf alle mögliche Weise.

So wurde unter Gottes Segen das Reich Christi vorzugsweise durch die Bemühungen der beiden Jesuiten P. Ricci und P. Schall in China eingeführt und das Kreuz des Erlösers in dem größten der asiatischen Reiche siegreich aufgepflanzt. Leider mußte das so glänzend begonnene Werk später wieder fallen, das Christenthum wurde durch die Unbilden der Zeit und den Unfug der Menschen verdrängt und verkannt und erst in unsern Tagen nach Verfluß von beinahe zwei Jahrhunderten scheint die Stunde wieder zu schlagen, in der das Kreuz Christi abermals das chinesische Reich mit seiner segensvollen Gnade beglücken soll!

293.5
S 326
AUTHOR Schere, Theodor von
TITLE Lebensbilder aus der gesellschaft Jesu.

293.5
S 326